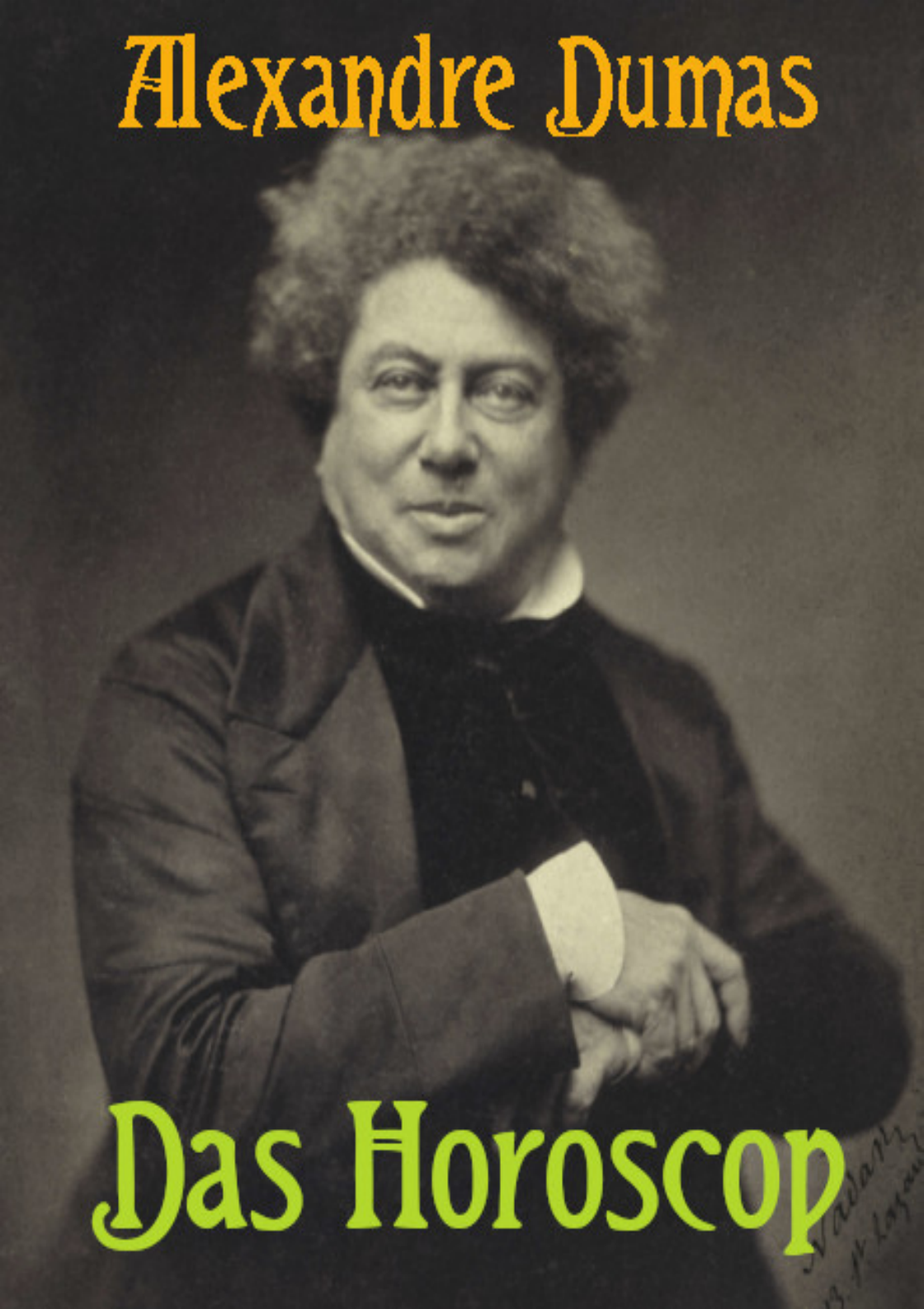
Alexandre Dumas



Das Horoscop

Das Horoskop.

Ein Roman über die Herrschaft von Franz II.
von
Alexander Dumas

Nach dem französischen Manuskripte

Autorisierte Ausgabe

C. A. Hartleben
Pest, Wien und Leipzig 1855.
Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.



Franz II.

Inhaltsverzeichnis

Das Horoskop.
Einführung.
Erster Teil
Prolog.
Das sechzehnte Jahrhundert.
Die Landit-Messe.
Warum es vierzig Tage regnet, wenn es zu St. Medardus regnete.
Das Wirtshaus »zum roten Roß.«
Die Reisenden.
Das Horoskop.
Der Triumphzug des Präsidenten Mynard.
Das Fest des Präsidenten Mynard.
Das Beste am Geburtsfeste des Präsidenten Mynard.
Zweiter Teil.
I. Bei den Bergschotten.
II. Um Fuße des neuen Turmes.
III. Die Sirene.
IV. Die Tugend des Fräuleins von Saint-André.
V. Der Metamorphosensaal.
VI. Die Toilette der Venus.
VII. Die beiden Schotten.
VIII. Was bei dem Admiral geschah.
IX. Durch wie viele Hände ein Billett gehen kann.
X. Durch wie viele Hände ein Billett gehen kann. (Fortsetzung.)
XI. Mars und Venus.
Dritter Teil.
I. Herr von Joinville ist gezwungen, sein Mißgeschick zu erzählen.
II. Nächtliche Abenteuer.
III. Gemeine und vornehme Diebe. (Tiresoies et Tirelaines.)
IV. Wie die Mutter, so der Sohn.
V. Wie die Mutter, so der Sohn. (Fortsetzung.)
VI. Herr von Condé predigt dem Könige Empörung.
VII. Wie der König in Bezug auf Herrn von Condé und den Rat Anna Dubourg anderen Sinnes wird.
VIII. Die Kriegserklärung.
IX. Ein Gerechter.
Vierter Teil.
I. Der Sohn des Verurteilten.
II. Die Befreiung aus dem Pagenstande.

III. Wie viel der Kopf eines Prinzen wiegt.
IV. Die Nacht des 23. Dezembers 1559.
V. Was den Verurteilten aufgehalten hatte.
VI. Eine Verschwörung.

Einführung.

Die Liste der Personen, die in dem Roman »Das Horoskop« eine mehr oder weniger bedeutende Rolle spielen, enthält kaum einen Namen, mit dem wir nicht schon in den früheren Bänden dieser Reihe vertraut gemacht wurden. Francois de Guise, der Eroberer von Calais und Förderer von Gabriel de Lorges, Comte de Montgomery, durch dessen Hand König Henri II. in den Listen zu Tode kam, ist eine Hauptfigur in den »Zwei Dianen«. In den »Zwei Dianen« lernen wir auch Louis de Condé kennen, den kleinen Prinzen, von dem alle späteren Condés und Contis abstammen, und Coligny, den großen Feldherrn und edlen Mann, den wir zusammen mit seinem nicht minder großen Bruder Dandelot in der »Seite des Herzogs von Savoyen« wiedersehen, wie er tapfer unter den Bannern der verachtungswürdigen Rasse kämpft, deren ärgste Feinde er später werden sollte. In »Marguerite de Valois« sehen wir Coligny, wie er in jener schrecklichen Bartholomäusnacht des Jahres 1572 in demselben Haus in der Rue de Béthisy von den angeheuerten Bravos seiner Todfeinde, den Guises, wie ein Hund erschossen wird.

In »Ascanio« sehen wir zum ersten Mal Catherine de Médici, damals frisch am französischen Hof angekommen und frisch verheiratet mit dem damals noch jüngeren Sohn Frankreichs, der später König Heinrich II. werden sollte. In den »Zwei Dianen« treffen wir sie wieder, zunächst als verachtete und vernachlässigte Gemahlin des Königs, die sich der . Zunächst als verachtete und vernachlässigte Gemahlin des Königs, die gezwungen ist, sich der demütigenden Herrschaft der schönen Diane de Poitiers zu unterwerfen, sich aber damit begnügt, mit ihrer Brut möglicher Könige um sich herum ihre Zeit zu verstecken; und später, nach dem plötzlichen und außergewöhnlichen Tod des Königs, beginnt sie die Rolle zu spielen, die wir unter Dumas' Ägide in den unvergleichlichen Romanen der Valois-Reihe während der gesamten Regierungszeit von Karl IX, den sie nur wenig mehr liebte als Francois II. und Heinrich III, der ihr am meisten ans Herz gewachsen war, da er fast der verachtenswerteste aller ihrer Söhne war. In den »Zwei Dianas« wird der arme François in einem etwas günstigeren Licht gezeigt als im »Horoskop«. Als schwache, geistlose Kreatur scheint die glühende, hingebungsvolle Liebe, die er für seine Königin, die unglückliche Maria Stuart, empfunden haben soll, der einzige Lichtblick und die einzige Romantik in seiner kurzen und düsteren Herrschaft gewesen zu sein.

Der Baron de la Rénaudie wird als prominenter Darsteller in dem Teil der »Zwei Dianas« in Erinnerung bleiben, der sich mit den früheren religiösen Unruhen und der Verschwörung von Amboise beschäftigt.

Die Hinrichtung von Anne Dubourg, von der auch in den »Zwei Dianas« die Rede ist, erregte große Aufregung und löste in ganz Frankreich tiefstes Bedauern und Trauer aus. Sie trug mehr als alles andere dazu bei, den Ausbruch des ersten Religionskriegs zu beschleunigen.

»Der Maréchal de Saint-Andre«, sagt Larousse, »heiratete Marguerite de Lustrac, die Dame von Fronsac, mit der er eine Tochter hatte, Catherine d'Albon, Brautjungfer von Catherine de Médici. Nach seinem Tod wurde Catherine d'Albon, deren Hand er einem der Söhne der Due de Guise versprochen hatte, im Kloster von Longchamp gefangen gehalten. Dort starb sie kurz darauf, vergiftet, wie es heißt, von ihrer eigenen Mutter; nach einigen Angaben auf Veranlassung der Königinmutter, die fürchtete, das immense Vermögen des Marschals in den Händen der Guises zu sehen; nach anderen aus Eifersucht, da sie und ihre Tochter beide in den Prinzen von Condé verliebt waren. Nachdem der Prinz de Condé seine Frau verloren hatte, hegte die damals verwitwete Maréchale de Saint-Andre einen Moment lang die Hoffnung, ihn zu heiraten.«

Von der Gruppe der Dichter, die uns im Salon der Königinmutter vorgestellt wurden, ist Ronsard der einzige, dessen Name heute überhaupt bekannt ist. Brantôme war jedoch schon immer ein Favorit unter den Liebhabern und Studenten der französischen Literatur und Geschichte, und sein Bekanntheitsgrad ist in jüngster Zeit sogar noch gestiegen, da die Société de l'Histoire de France sein Gesamtwerk in elf Bänden veröffentlicht hat, zusammen mit einer sehr gelehrten und interessanten Abhandlung über ihn von M. Ludovic Lalanne, dem von der Gesellschaft ernannten Herausgeber. Sein Werk war sehr vielseitig, und er gab nicht vor, Geschichte zu schreiben, aber er war während der gesamten Regierungszeit der späteren Valois eine prominente Persönlichkeit am Hof, und viele der von ihm in seinem einzigartigen und unnachahmlichen Stil aufgezeichneten Tatsachen wurden allgemein als authentisch und würdig anerkannt, einen Platz in seriöseren Chroniken zu finden.

Ein Wort zu den Horoskopen der alten Hexe, wie sie im vierten Kapitel der vorliegenden Erzählung beschrieben werden.

Im April 1561 schlossen sich der Maréchal de Saint-Andre, der Due de Guise und der Connétable de Montmorency zu einem Bündnis zusammen, das als »Triumvirat« bekannt wurde, angeblich, um die protestantische Ketzerei auszurotten, in Wirklichkeit aber aus Gründen der Selbstvergrößerung. Katharina de Médici, die damalige Königin und Regentin, befürchtete, dass ihre eigene Macht durch den Zusammenschluss der drei mächtigsten französischen Untertanen geschmälert werden könnte, und befahl dem Marschall, auf seinen Posten als Gouverneur von Lyon zurückzukehren. »Kurz darauf«, so Larousse, »brach der Krieg zwischen Katholiken und Protestanten aus, Saint-Andre nahm Poitiers ein und schlug am 9. Dezember 1562 den Prinzen von Condé in der Schlacht von Dreux. Als er die Flüchtigen verfolgte, wurde er von einigen Calvinisten umzingelt und gefangen genommen. Einer von ihnen hatte ihn hinter sich auf sein Pferd gehoben, und sie ritten davon, als ein Katholik namens Aubz'gny oder Bobz'gny, dessen Besitz er erbeutet hatte, ihn mit einer Pistole erschoss.«

Der Prinz von Condé wurde kurz nach den Ereignissen dieser Geschichte der Teilnahme an der Verschwörung und dem so genannten Tumult von Amboise überführt und zum Tode verurteilt; aber der Tod von Francois II. und die daraus

resultierende vorübergehende Hinwendung Katharinas zu den Hugenotten — aus Furcht vor den Guises — retteten ihn, und mehrere Jahre lang war er danach einer der anerkannten Anführer der protestantischen Armeen. »Er wurde in der Schlacht von Jarnac verwundet« — wir zitieren wieder aus Larousse — »und nachdem er gefangen genommen worden war, wurde er von Montesquiou, dem Hauptmann der Garde des Herzog d'Anjou, später Heinrich III., auf feige Weise ermordet, der ihm mit einem Pistolenschuss das Hirn ausblies, während seine Wunde am Fuße eines Baumes versorgt wurde.«

Der Herzog de Guise war das anerkannte Oberhaupt der katholischen Partei während der ersten Religionskriege, die er und sein Bruder, der kaum weniger berühmte Kardinal von Lothringen, so sehr angefacht hatten. Als er 1563 Orléans belagerte, wurde er durch einen Pistolenschuss eines protestantischen Herrn namens Poltrot de Méré getötet. Da der Herzog de Guise, ungeachtet seiner Verdienste, in der Geschichte der Zeit eine größere Rolle spielte als die beiden anderen, haben die Historiker mehr über seinen Tod und seinen Mörder zu sagen. Brantôme, der Augenzeuge des Attentats war, gibt viele interessante Details über die letzten Momente des Herzogs und auch über seinen Attentäter an, den er häufig an der Tafel des Herzogs gesehen hatte.

Liste der handelnden Personen Periode 1559.	
Franz II.	König von Frankreich
Mary Stuart	seine Königin.
Catharine de Médicis	Die Königinmutter
Franz de Lorraine, Herzog von Guise	
Prinz von Joinville	sein Sohn.
Kardinal von Lorraine	
Louis de Bourbon	Prinz von Condé
Prinz von Montpensier	
Jacqueline von Hungary	seine Frau.
Herzog von Montpensier	
Prinz de la Roche-sur-Yon	
M. de Mouchy	Großinquisitor des Justizwesens.
Marechal de Saint André.	
Charlotte de Saint André	seine Tochter, die Mätresse des Königs.
Jacques Baubigny de Mézières	ihr Page
Maître Antoine Minard	Präsident des parlamentarischen Rates.
Madame Minard	seine Frau.
Julien Fresne	Sekretär des Präsidenten Minard.
Poltrot de Méré	in gaskognischer Abenteurer.
M. de Chavigny	Kommandeur der Bogenschützen der Garde.
M. de Carvoisin	Erster Adjutant des Königs.

Liste der handelnden Personen Periode 1559.	
Brantôme, Seigneur de Bourdeilles	
Ronsard, Raif, Remy Belleau, Pontus de Thiard, Jodille	Dichter am französischen Hof.
Lanoue	Zofe der Königinmutter.
Admiral Gaspard de Coligny, Madame de Coligny (seine Frau), Dandelot de Coligny (der Bruder des Admirals), Godefroi de Barry, Baron de Péricord, Seigneur de la Rénaudie, M. Montesquieu, Anne Dubourg (Mitglied des Parlaments), Robert Stuart (sein leiblicher Sohn),	Hugenotten
Patrick (ein Bogenschütze der schottischen Garde), Medard,	Freunde von Robert Stuart.
Landry, Perette	Bourgeoise
Wirt des Red Horse Inn	
Ein Wahrsager	

Erster Teil

Prolog.

Das sechzehnte Jahrhundert.

Es ist Ihnen gewiß schon vorgekommen, lieber Leser, daß Sie nach einer bei Vergnügen oder Arbeit halb durchwachten Nacht in Ihrem gänzlich geschlossenen Zimmer, in welches kein Lichtstrahl drang, die Augen aufschlagen und zwar in dem Augenblicke, wo die brennenden Strahlen der Augustsonne in Feuercataracten draußen an den Wänden Ihrer Wohnung herabfielen, dann am Schlage Ihrer Uhr erkannten, daß es schon spät am Tage sei, aus dem Bett sprangen, halb im Dunkel, halb noch im Schlafe forttappten, stolpernd das Fenster erreichten, dasselbe aufmachten und mit beiden Händen den Laden aufstießen.

Da befanden Sie sich dem Gestirn mit dem Flammenantlitze gegenüber und wichen von dem Lichtmeere draußen überströmt und geblendet zurück.

Jedem, der emsig und fleißig die Geschichte des Mittelalters studiert bat, erscheint das sechzehnte Jahrhundert so leuchtend, so flammend, so glänzend, so ähnlich dem Sonnenschein nach der Nacht.

In dem Alter der Welt, in den Jahreszeiten der Menschheit, die nicht nach Monaten zählen, wie die Jahreszeiten der Erde, sondern nach Jahrhunderten und Jahrtausenden, ist das sechzehnte Jahrhundert in der Tat der Frühling der neueren Zeit, wie das Zeitalter des Perikles der Frühling der alten Zeit war: die alte Welt erwärmt sich an der Sonne der neuen; der eingeschlummerte Katholizismus erwacht unter der Berührung mit der neuen Religion, und wie die Strahlen des Mai gleichzeitig den singenden Vogel und die zischende Schlange erwecken, so treten das Gute und das Böse auf, das Schöne neben dem Schrecklichen, und die Lüge kämpft mit der Wahrheit, das Licht mit der Finsternis.

Es ist das Zeitalter der blutigen Kriege und der furchtbaren Erschütterungen, der Inquisition und des Glaubens, der erbitterten Verfolger und der großartigen Verfolgten, der unbarmherzigen Henker und der wiederaufstehenden Märtyrer, der unverlöschlichen Scheiterhaufen und der glühenden Liebe, der rohen Mordtaten und der leidenschaftlichen Galanterien, des großen Enthusiasmus und der unerhörten Schandtaten.

Man sehe nur alle die jungen schönen Damen, welche Katharina von Medici umgaben; sie warten nur auf einen Wink der Florentinerin, um mit der eigenen schönen Hand das Gift zu reichen oder den Dolch in der Hand ihrer Liebhaber zu schleifen; ihre Blicke, ihre Worte, ihre Küsse töten; Liebe und Mord sind an der Tagesordnung: man lebt und tötet.

Es ist eine kreißende Zeit; welchen Riesen wird sie gehören?

Wie man die Grenzen der physischen Welt erweitert hat, so schreitet man über die der moralischen hinaus; alle menschlichen Kenntnisse werfen die Hindernisse nieder, die bisher ihren Verlauf gehemmt haben, treten zu Tage, um welchen Preis es auch sein mag, und schreiten der Vervollkommnung oder dem Verfalle, der Wahrheit oder dem Irrtume in blutigen Geleisen entgegen.

Zuerst scheint der Glaube einer Reform zu bedürfen und wie »die neue Welt eines Christoph Columbus, Amerigo Vespucci, Vasco de Gama zu harren.

Und diese sind

Luther — Calvin — Knox.

Diese schrecklichen Neuerer betrachteten den Katholizismus als einen den Einsturz drohenden Bau, der niedergerissen werden muß, damit er nicht von selbst zusammenbreche und dabei die Welt zugleich mit in Trümmer schlage.

Luther wollte das Dach von dem Tempel nehmen,

Calvin die Säulen umstürzen,

Knox den Grund unterwühlen.

Mit unwiderstehlicher Bewegung wenden alle Geister sieh der neuen Lehre zu, welche das ganze Jahrhundert erfüllen sollte. Man hat gesagt, Luther sei die Veranlassung der großen Empörung des sechzehnten Jahrhunderts gewesen; richtiger aber würde es sein, wenn man sagte, die große Empörung des sechzehnten Jahrhunderts sei ganz in Luther verkörpert.

Jene Empörung ist in der Tat der Ausdruck aller Schmerzen, aller Not und aller Knechtung der vergangenen Zeiten.

Voll Hoffnung war er nach Rom gereist und voll Entsetzen zurückgekommen; er hatte sich von dieser Stadt entfernt mit abgewandtem Gesicht, um die Ausschweifung nicht zu sehen, er hatte sich die Ohren zugehalten, um das Echo der grässlichen Orgien nicht zu hören; er hatte die Augen zugedrückt, um nicht zu sehen, wie in den Straßen das Blut floß, Blut der Brüder, das von Brüdern, Blut von Vätern, das durch Söhne vergossen worden.

Als er nach Wittenberg zurückgekommen, hatte er lange nachgedacht und lange gezögert, aber die Gestalten von Johannes Huß, von Hieronymus von Prag, von Savonarola zogen an ihm vorüber und an den Scheiterhaufen, die sie verzehrt hatten, zündete er die Fackel an, deren Flamme die Volksgunst schürte und die die ganze Welt in Brand setzen sollte.

Auf seinen Ruf erhob sich die Welt der Unterdrückten, eilte zu ihm und übertrug ihm ihre Rache.

Es war Zeit und der schreckliche Prophet erschien zur rechten Stunde; überall triumphierte der Despotismus und überall war die Gemeindefreiheit zu Gunsten des absoluten Königtums zertreten.

Carl V. träumte von der Universalmonarchie.

Seit fünf Jahrhunderten bedrohten der Papst und der Kaiser die Welt; der Reformator erschien in einem Bündel von Blitzen und bei seiner Stimme, die

grollend dahin rollte wie der Donner, erbebte die Welt.

Von diesem Tage an zerfiel das bis in die tiefsten Tiefen erschütterte Europa in zwei ganz verschiedene, völlig gesonderte und getrennte Teile, — im Norden in die Protestanten und Demokraten, im Süden in die Katholiken und Monarchisten.

Das deutsche Volk beginnt noch einmal seinen Kampf mit den Lateinern.

Vom Anfange des Jahrhunderts an kreißt die Erde und der Vulkan bricht aus: die junge Zivilisation bahnt sich ihren Weg durch die schwarze Lava der alten Feudalzeit.

Tausendfache Lichtgarben sprühen empor und verbreiten sich nach allen Seiten hin: die neuen Ideen, die hervordringen, der Glaube, der sich neu gestaltet, die Politik, die sich umwandelt, die Wissenschaft, die sich erweitert, der Krieg, welcher ein anderer wird, die Kunst endlich, jenes prachtvolle Bouquet des Feuerwerkes, welches glänzend, leuchtend emporsteigt, zerflattert und Europa mit seinen Lichtfunken überstreut.

Alles was zur Wiederherstellung der alten Gesellschaft beitragen kann, trägt seinen Stein zu dem Werke der Neugestaltung, zu dem Gebäude der Zukunft: Geschichtsschreiber, Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker, Grammatiker, Philologen, Rhetoren, Philosophen, Redner, Übersetzer, Hellenisten, Latinisten, Theologen, Moralisten, Juristen, Publizisten, Pamphletisten, Staatsökonomen, Geographen, Geologen, Geomantier, Chemiker, Alchemisten, Mediziner, Astronomen, Reformatoren, große Admiräle, große Feldherren, alles Jugendliche, alles Kräftige, alles Lebendige und Mutige rührt sich in dieser Schlacht der neuen Welt mit der alten, des Geistes mit der Materie, des Lichtes mit der Finsternis; — ist der Kampf des Sohnes der Latona mit der thessalischen Schlange, des Phöbus mit der Schlange Python.

Diejenigen, welche die Pforte des großen Jahrhunderts eröffnen, welche den Schlüssel der neuen Stadt führen, sind die kühnen Seefahrer, die unermüdlichen Durchfurcher der Meere.

Es ist Christoph Columbus, Amerigo Vespucci, Magelhaens, Vasco de Gama, Sebastian Cabot, Alvarez Cabral.

Nach ihnen folgt der Riese, der schon genannt wurde, der Atlas, welcher die neue Welt tragen soll — *Luther*.

Ihm schließen sich an seine eifrigen Schüler: *Justus Jonas, Osiander, Agricola, Melanchton* — jene sanfte Seele, melancholisch wie sein Name, der Kämpfer, der laut nach dem Tode verlangte, um nur schneller von dem Passe der Theologen befreit zu werden; — *Caspar Peucer*, sein Schwiegersohn; der eifrige Schüler Luther's, *Karlstadt*, der erste Geistliche, der in Deutschland sich öffentlich ein Weib antrauen ließ und dessen Schüler in der Messe Gebete sangen, von denen das erste also begann:

»Herr Gott, der Du nach der Verblendung deiner Priester unserem verehrten Meister Karlstadt die Gnade erzeigtest, daß er der Erste sei, welcher ein Weib nehme, ohne die Vorschriften der Päpste zu beachten, wir bitten Dich u. s. w.«

Dann Zwingli, welcher durch den Senat der Stadt Zürich alle Zeremonien der römischen Kirche aufheben ließ und durch sein Beispiel alle Mönche aufforderte, ihre Gelübde zu brechen, wie alle Geistlichen sich zu verheiraten.

Dann Calvin, dessen Wort vom Westen bis zum Osten und vom Süden bis zum Norden sich verbreiten sollte, den Fluch auf alle Lippen zu treiben und die Schwerter aus den Scheiden zu reißen und der in demselben Augenblicke, da Ignaz von Loyola dem Papste unbedingten Gehorsam gelobt, dem Papsttum ewigen Krieg schwört, Michael Servet auf den Scheiterhaufen bringt und so ein eben so gefährliches Papsttum schafft als das der Clemens und der Urbans, ein eben so strenges protestantisches Rom wie das katholische.

In England Knox, der raue Puritaner, der nach einigen Jahren die junge schöne Maria Stuart verurteilen sollte, welche bei dem Beginne unseres Buches in dem Louvre herrscht.

Neben ihm *Thomas Morus*, der Republikaner, dessen Blut auf dem Schafotte neben dem Fisher's und jenem der Anna Boleyn fließen sollte.

In Italien *Carlo Borromeo*, welcher eine Radicalreform der Geistlichkeit verlangt und den berühmten Katechismus verfassen läßt.

Hinter ihnen kommen nun die großen Feldherren, welche teils über die Unabhängigkeit, teils für die Einheit kämpfen sollen.

Begrüßen wir zuerst die ältesten, die übrigens vielleicht auch die größten sind.

Betrachten wir die, welche den Reigen eröffnen:

Bayard, der Bresse erobert, *Lautrec*, der das Mailändische erobert, *Gonsalva* von *Cordova*, der Neapel erobert, *Pizarro*, der Peru erobert, *Fernand Cortez*, der Mexico erobert, *Albuquerque*, der Indien erobert, *Cäsar Borgia*, der die Romagna erobert.

Dann *Soliman*, *Horuk Barbarossa*, *Doria Farnese* und *Avalos*, welcher wie die alten Spartaner die Devise wählte: einen Schild mit den Worten aut cum hoc, aut in hoc.

Dann der Connetable von *Bourbon*, der eben Rom genommen hat; der Herzog von *Guise*, welcher Calais wieder genommen hat; *Emanuel Philibert*, der die Schlacht von Saint-Quentin gewonnen; der Connetable von *Montmorency*, der sie verlor; der Marschall von Samt-André, der da in Gefangenschaft geriet; der Prinz von Condé der letzte Ritter; der Admiral *Coligny*, der unglücklichste Mann und doch der größte Krieger seiner Zeit, und *Dandelot*, sein Bruder.

Unter denselben die, welchen, wie de Thou sagt, Frankreich dafür, daß sie die Buchdruckerkunst vervollkommneten, mehr zu verdanken hat, als den großen Feldherren, welche die Grenzen erweiterten. Es sind dies:

Die *Stephanus*, die *Manucci*, welche zuerst das Griechische correct druckten, *Dolet*, Bastard Franz I., den man in Paris verbrannte, weil er einen Ballen protestantischer Bücher nach Lyon geschickt hatte, Dolet der Dichter, Publizist, Redner und Philosoph, Dolet, welcher bei dem Anblick der Menge um seinen

Scheiterhaufen her über sein Schicksal jammert; *Jacques Amiot; Erasmus*, einer der schönsten Geister und der universellste Gelehrte seiner Zeit, an den alle Fürsten der Erde schreiben, tun den alle Könige sich streiten, der aber jedem Zwange feind, von einem zu dem andern geht, von Leo X. zu Heinrich VIII., von Franz I. zu Carl V.; dann *Ramus*, der Gegner des Aristoteles; der Kanzler *l'Hopital*; *Peter* von *Brantôme*, der liebenswürdigste Erzähler jener Zeit; *Reuchlin*, der große Cabbalist und große Philolog; der Verfasser der Centurien, der Provençale *Nostradamus*.

Dann die großen *Publizisten*!

Die glänzende Reihenfolge: Philipp von *Marnix*, Franz und Anton *Holmann*, Hubert *Languet*, der in einem Buche Vindicia contra tyrannos, das er unter dem Namen »*Junius Brutus*« herausgab, die republicanischsten Ideen aussprach.

In dieser Zeit schon, nach der Befestigung der religiösen Freiheit, begann das Streben nach der politischen, denn der König sollte bald nicht mehr gefürchtet werden als der Papst und das Recht des Widerstandes wurde laut ausgesprochen und anerkannt.

Wer unterdrückt wird, hieß es, hat das Schwert gegen den Unterdrücker zu ziehen.

Man warte nur noch vierzig Jahre und Jacques Clement wird den Dolch ziehen und es wird Fanatiker des Mordes in diesem Jahrhunderte geben, in dem alles Fanatismus wird, — Fanatiker, die den Mörder Jacques Element den *heiligen* Jacques Clement nennen.

Nun der ehrliche *Boecius*, der herzensfreund *Montaigne's*, obgleich zwischen ihren beiden Naturen der Abgrund liegt, welcher den Norden von dem Süden trennt, der in seinem Meisterwerke die allgemeine Bruderliebe, gegründet auf die Gleichheit aller Wesen, predigt, während dagegen Montaigne, ebenfalls in einem Meisterwerke, die Sorglosigkeit und den Egoismus proklamiert, denn seiner Meinung nach darf den Menschen nichts von sich abziehen, der Umgang mit Menschen ist die Quelle aller Leiden und selbst die Familie, Weib und Kinder, erscheint ihm als eine gefährliche Sklaverei.

»Löst Euch los von der Gesellschaft«, sagt er, »Du und ein Gefährte seid ein hinreichendes Schauspiel, Einer für den Andern oder Du für Dich selbst.«

Der Pfarrer von Meudon, *Rabelais*, sein im Ehebruch erzeugter Bruder und Vorgänger, hatte vor ihm schon gesagt: *»Tue was Du willst.«*

Einer von denen, die wir hätten zuerst nennen sollen, ist der große protestantische Geschichtsschreiber *Lancelot de la Popelinière*, der die Geschichte seiner Zeit in so scharfer und bestimmter Sprache schrieb wie Tacitus.

Ich glaube aber, um der Welt die Wunder zu verkündigen, welche die neuen Ideen bewirkten, wird man nie Stimmen genug haben, wie es nie Waffen genug geben kann, diese ersten Eroberungen zu verteidigen.

Tief in Toscana hat ein Mann eine Stimme gefunden, die lauter tönt als die Trompete, eine Waffe, die gefährlicher ist als das Schwert, tödlicher als der Dolch,

ein Pulver, das zerschmetternder wirkt als das Schießpulver und vor dem Alle sich neigen müssen —

das *Zeitungsblatt*.

Ein Bürger von Arezzo, Pietro Aretino, schreibt so rohe derbe Satyren gegen die Großen der Erde, daß man ihn die *Geißel der Könige* zu nennen anfängt.

Franz I. sendet zu ihm Gesandte mit Geschenken.

Carl V. hängt ihm eine goldene Kette um, die er nach der Schwere der Vergehen des Siegers von Pavia wägt und die er leicht findet.

Der Papst umarmt ihn und nennt ihn seinen Sohn.

»Es kommen so viele Leute zu mir«, sagt er selbst, »daß sie die Stufen meiner Treppe austreten, wie die Steine des Capitols unter den Rädern der Triumphwagen ausgefahren wurden.«

Türken, Juden, Indier, Engländer, Franzosen, Deutsche und Spanier belagerten seine Türe wie viel erst Italiener!

»Ich werde«, sagt er, »überlaufen von Kriegsleuten, von Priestern, von Mönchen. Ich bin das Orakel der Wahrheit geworden und Ihr habt Recht, wenn Ihr mich den Sekretär der Welt nennt; aber ich bin auch aller der Leute müde, die mich belästigen, und es wandelt mich bisweilen die Lust an, mich auf dem Boden des Häuschens eines armen Mädchens zu verbergen, das mir das Bett abtreten wollte.«

Man nannte ihn und er nannte sich selbst il divino Aretino und er hielt sich für mächtiger als die Prediger, denn, sagte er, die Predigten führen nur Kleine auf den rechten Weg, während meine Schriften die Großen mit Gewalt dahin bringen.

Neben ihm sehen wir *Macchiavel*, der in einem Buche »*von den Fürsten*«, welches das Brevier der Ehrgeizigen, das Gesetzbuch der Könige wird, die schlummernde Menschheit grausam zu geißeln scheint, indem er den Großen der Erde den Rat erteilt, sie durch den Dolch und das Gift zu wecken.

Der Wundarzt ist Ambrosius *Paré*, der Anatom Andreas *Vesalius*, der Chemiker *Paracelsus*, welcher in Basel die Werke Galen's und Avicenna's verbrennen läßt und sich selbst den Reformator der Arzneikunst nennt.

Er hat in der Tat die Bereitung der Medikamente durch die Chemie entdeckt, das Quecksilber gefunden und das Opium wieder gefunden; das hieß jedenfalls mit neuen Materialien und mit neuen Mitteln eine Wissenschaft bauen.

Der Mittelpunkt der neuen Stadt aber, der Herd, welcher der Menschheit als Leuchte dienen soll, ist die *Kunst*.

Von Franz I. bis Heinrich IV. werden nur Gestalten auf den Thronen sitzen und die Häupter der Regierungen nichts als Häupter, ja bisweilen die Sklaven der Parteien sein. Heinrich III., Franz II., Heinrich II. die zügellosen oder wunderlichen Liebeleien, den Guisen, den Condé's, den Montmorency's die blutigen Schlachten, — den gekrönten Häuptern die Nächte in den Schlafzimmern, den behelmten Häuptern dagegen die Sonne der Schlachtfelder!

Könige, die einzigen und wirklichen Könige, die alleinigen, Souveräne, die einzigen Monarchen sind die Künstler.

Welche Künstler aber auch!

Leonardo da Vinci, welcher in seinem heiligen Abendmahle für die Maler, seine Nachfolger, die Musterbilder von Jesus und seinen Aposteln feststellen soll.

Der große Michel Angelo, der Mann mit vier Seelen, der Maler, Dichter, Bildhauer und Baumeister, der Dante des Marmors, des Steines und des Erzes.

Der *göttliche Rafael*, der Petrarca der Malerei. *Giulio Romano*, sein geliebter Schüler und selbst ein großer Meister.

Benvenuto Cellini, der, während er Statuen gießt, Kanonen modelliert, Degen ziseliert, drei Bände der merkwürdigsten und unterhaltendsten Denkwürdigkeiten schreibt, die man lesen kann.

Holbein, der Freund des Erasmus, der Maler der Anna Boleyn, von dein Heinrich VIII. sagte, es sei leichter aus sieben Bauern sieben Grafen zu machen, als aus sieben Grafen einen Holbein.

Albrecht Dürer, von dem der Kaiser Maximilian dasselbe wie Heinrich VIII. von Holbein sagte.

Maro, der Goldschmied in Florenz, welcher die Malerkunst auf Kupfer erfindet.

Dann *Fra Bartolomeo*, der mystische Maler, der Mönch wird, um rein zu bleiben und, als Raphael sich dem Heidentum zuwandte, sowohl mit dem Munde als mit dem Pinsel betet.

Andrea del Sarto, der Mann mit dem zu weichen Herzen und zu bequemen Gewissen, der an Genie vorn Himmel empfing, was ihm an Rechtlichkeit fehlte.

Martin de Bos, der Freund Tintoretto's.

Porbus, der große flamändische Porträtist.

Der liebliche *Correggio* und *Giorgione*, der Gründer der lombardischen Schule.

Parmegiano, den die Liebe zur Musik von der Malerei abwendet und dem die Leidenschaft für die Alchemie den Tod gibt, wie hundert Jahre später dieselbe Leidenschaft Van Dyk töten sollte.

Mark Anton *Raimondi*, der Kupferstecher Rafael's.

Peruzzi, der Toscaner, welcher zuerst die Effekte der Perspektive auf den Theaterdekorationen entdeckte.

Paul Veronese, der eigentliche Maler der Dogen und großen Venezianer.

Jean Goujon, der Correggio des Marmors, den eine katholische Kugel traf, als er den Meißel führte und der wie ein Krieger starb, ohne die Waffen zu strecken.

Germain Piton, der Fleisch machte, wenn er Marmor zu meißeln glaubte.

Cousin, der Maler und Bildhauer, welcher auf einem Fenster der Kirche in Sens das letzte Gericht gemalt hat.

Titian, dem Kaiser Carl V. den Pinsel aufhob und von dem er sagte, die Könige konnten wohl Edelleute machen, aber nur Gott einen Titian.

Bernhard von *Palissy*, der großartige Töpfer, welcher das Email entdeckte, Frankreich mit zahllosen Meisterwerken bereicherte und, ein Märtyrer seines Glaubens, in der Bastille starb.

Ich übergehe, ich vergesse Viele. Wer könnte sie alle nennen?

Und es warten auch die Dichter.

In Frankreich Clement *Marot, Ronsard, Remy, Belleau, Daucat, Rabelais, Baïf*.

In Italien *Ariost* und *Tasso*.

In Spanien *Cervantes*.

In Portugal *Camoens*.

In England *Shakespeare*.

Das sechzehnte Jahrhundert ist ein riesiges Turnier, in welchem das Feudalwesen durch die Völker tödlich verwundet wird, wie der König Heinrich II. bei einem Turnier in der Straße St. Anton zu Paris durch einen Untertanen tödlich verwundet worden war.

Wir haben die Hauptstreiter genannt.

Der Kampfplatz ist ganz Frankreich.

Blasen Trompeten! Öffnet die Schranken, Knappen! die Kämpfer halten bereit und die Zuschauer warten.

Wir Kampfrichter erheben uns und rufen laut:

»Beginnt!«

Die Landit-Messe.

Um die Mitte des Monats Juni 1559, an einem leuchtenden Frühlingsmorgen — denn damals gab es noch eine Sonne und folglich auch einen Frühling — erfüllte eine Volksmenge, die man auf dreißig- bis vierzigtausend Personen schätzen konnte, den St. Genovefa-Platz in Paris.

Jeder, der eben aus der Provinz angekommen und sogleich mitten in die Straße St. Jacques geraten wäre, von wo aus er jene Menge hätte sehen können, würde in großer Verlegenheit gewesen sein, wenn er hätte sagen sollen, zu welchem Zwecke eine so große Menschenzahl auf diesem Punkte der Hauptstadt versammelt sei.

Es war herrliches Wetter, man wollte also gewiß nicht den Heiligenschrein der heiligen Genovefa hervorholen, wie man es 1551 getan hatte, damit der Regen endlich aufhöre.

Es hatte zwei Tage vorher geregnet, man trug also sicherlich den Schrein der heiligen Genovefa nicht umher, um Regen zu erstehen, wie im Jahre 1556.

Man hatte keine unglückliche Schlacht zu beklagen in der Art wie die von St. Quentin; man trug also den Schrein der heiligen Genovefa nicht umher wie 1557, um den Schutz Gottes zu erlangen.

Offenbar war indes das Volk in so großen Haufen auf den Platz der alten Abtei zusammengeströmt, um eine große Festlichkeit zu begehen.

Welche Festlichkeit? .

Es war keine kirchliche, denn wenn man auch hier und da in der Menge einige Mönchskutten bemerkte, so waren diese ehrwürdigen Kutten doch nicht in hinreichender Anzahl vorhanden, um dem Feste einen kirchlichen Charakter zu gehen.

Es war auch kein kriegerisches Fest, denn Bewaffnete sah man nur in geringer Anzahl in der Menge und diese trugen weder Partisane noch Muskete.

Es war ebensowenig ein aristokratisches Fest, denn man sah über den Köpfen der Menge weder die Wappenfähnlein der Adeligen, noch die Helmbüsche der Herren wehen.

Vorherrschend waren in dieser buntfarbigen Menge, in welcher sich unter einander bewegten adelige Herren, Mönche, Diebe, Bürgersfrauen, Freudenmädchen; alte Leute, Gaukler, Zauberer, Zigeuner, Handwerker, Verkäufer aller Art, teils zu Pferd, teils zu Maultier, teils auf Eseln, teils in Kutschen — denn die Kutschen waren eben in diesem Jahre erfunden worden — meist aber zu Fuß, und Alle nach dem Mittelpunkte des Platzes hindrängend, vorherrschend also waren — die *Schüler*.

Schüler der vier Nationen, Schotten, Engländer, Franzosen und Italiener.

Es war der erste *Landit* nach St. Barnabas und die ganze Volksmenge hatte sich hier zusammengedrängt, um die Landit-Messe zu besuchen.

Vielleicht verstehen aber die Leser das Wort *Landi*t nicht und wir haben es zu erklären.

Es kommt aus dem Lateinischen und ist kein anderes als indictum, welches einen bestimmten Tag und Ort zu einer Versammlung des Volkes bedeutete.

Das i wandelte sich in ein o und dann in ein a um und so sagte man statt »indictum« indict, — endict und endlich landit.

Dieses landit heißt also der zu einer Volkszusammenkunft bestimmte Tag und Ort.

Zur Zeit Carls des Großen, welcher in Aachen Hof hielt, zeigte man im Jahre einmal den Pilgern die heiligen Reliquien in der Kapelle.

Carl der Kahle ließ diese Reliquien von Aachen nach Paris bringen und man zeigte sie dem Volke einmal des Jahres auf einem Marktplatze in der Nähe der Boulevards St. Denis.

Der Bischof von Paris überzeugte sich, daß der Marktraum — in Folge der zunehmenden Frömmigkeit der Gläubigen — die herbeiströmende Menge nicht mehr zu fassen vermochte und verlegte das Landitfest in die Ebene von St. Denis.

Die Geistlichkeit von Paris trug die Reliquien die Procession dahin, der Bischof erschien um zu predigen und dem Volke den Segen zu erteilen, aber es ist mit dem Segen wie mit der Habe des Nächsten oder dem Obste des Nachbars, nicht jeder kann und darf ihn geben. Die Äbte von St. Denis behaupteten, sie allein hätten das Recht auf ihrem Grund und Boden, auf ihren Besitzungen den Segen zu erteilen und sie verklagten den Bischof von Paris bei dem Parlamente von Paris.

Die Sache wurde mir Heftigkeit geführt und von beiden Seiten so viel Beredsamkeit aufgewendet, daß das Parlament nicht wußte, welchem Teile es Recht geben sollte, deshalb beiden Unrecht gab und sowohl den Bischöfen als den Äbten verbot, die Landit-Messe weiter zu besuchen, weil es ja für sie eine große Anstrengung sei.

Der Rector der Universität erbte nun das Vorrecht. Er hatte das Recht, alle Jahre sich zur Landit-Messe zu begeben, den ersten Montag nach St. Barnabas, und zwar um da alles Pergament auszusuchen, das er nebst seinen Kollegen brauche. Es wurde sogar den Pergamenthändlern, welche die Messe besuchten, verboten, ein einziges Blatt zu verkaufen, bevor der Herr Rector alle seine Einkäufe gemacht.

Dieser Umgang des Rectors, welcher mehre Tage währte, brachte die Schüler oder Studenten auf den Gedanken ihn zu begleiten. Sie ersuchten ihn um die Erlaubnis, die ihnen gewährt wurde, und von nun an erfolgte jedes Jahr der Umzug mit allem denkbaren Pomp.

Die Professoren und Studenten versammelten sich zu Pferd auf dem St. Genovefa-Platz und zogen von da in schöner Ordnung auf den Platz, wo die Messe gehalten wurde.

Der Zug kam ziemlich ruhig an dem Orte seiner Bestimmung an, da aber schlossen sich ihm an alle Hexenmeister und Zigeuner — und deren zählte man

damals in Paris gegen dreißigtausend — alle Mädchen und Frauen von leichter Tugend — deren Zahl niemals mit Bestimmtheit hat ermittelt werden können — meist in Männerkleidern, ein wahres Heer, ähnlich jenen großen Wanderzügen im vierten Jahrhunderte, mit dem Unterschiede indes, daß diese »Damen« keineswegs Barbaren oder Wilde, sondern sehr zivilisiert waren.

In der Ebene von St. Denis stieg ein Jeder von seinem Pferde, seinem Maultiere oder seinem Esel, schüttelte den Staub von seinen Stiefeln, oder von Wamms, Hosen und Schuhen, wenn er zu Fuß gekommen war, und mischte sich unter die ehrenwerte Gesellschaft, deren Stimmung er anzunehmen oder zu steigern suchte. Man setzte sich, man aß Würste und Pasteten; man trank auf die lange Dauer der Blütentage dieser Schönen eine unglaubliche Zahl von Schoppen blanken Weines, der in der Umgegend gewachsen war; man erhitzte sich die Köpfe durch Liebe und Wein und bald konnte man das fünfte Kapitel Gargantua's leibhaftig vor sich sehen.

Es war eine schöne und zumal eine lustige Zeit, das wird man gestehen, als Rabelais, der Pfarrer von Meudon »Gargantua« und Brantôme, der Abt von Bourdeille, »die galanten Damen« schrieb.

War man einmal angetrunken, so wurde gesungen, geküßt, gestritten, geneckt und allerlei Possenzeug getrieben.

Man mußte sich doch die Zeit vertreiben.

Man band mit den Ersten Besten an, die man zur Hand hatte und je nach dem Charakter der Leute erfolgte Lachen, Schimpfen oder Schlagen.

Kam die Scharwache dazu, die trotz ihrer achtbaren Uniform eben so wenig geschont wurde, als die Ersten Besten, so machte man sich an die Scharwache. Die Scharwache war eine sehr ernsthafte Einrichtung, die nicht lachte; man wollte sie zwingen mitzulachen: die Scharwache stemmte sich mit aller Gewalt dagegen und nun lachte man über die Scharwache. Das nahm die Scharwache übel; Scharwache und Studenten fielen über einander her und es verging selten eine Messe, nach welcher nicht einhundert Studenten mit den höchst unangenehmen Gefängnissen des Chatelet Bekanntschaft machten oder die früher gemachten erneuerten.

Das Parlament erließ zwanzig Verordnungen, um diesen Unordnungen zu steuern, und endlich sah man sich doch noch genötigt, die Messe versuchsweise aus dem Freien in die Stadt St. Denis selbst zu verlegen.

Im Jahre 1550 verordnete man, es dürften die Studenten die Messe nicht mehr anders besuchen als in Deputationen von Zwölfen aus jedem der vier Kollegien oder Nationen, wie man sie damals nannte.

Da geschah nun aber Folgendes.

Die Studenten legten ihre Studententracht ab, kleideten sich in kurze Mäntel, farbige Hüte und bunte Hosen, fügten den Degen, der ihnen verboten war, dem Dolche bei den sie seit undenklicher Zeit trugen, und begaben sich auf allen Wegen nach St. Denis, denn wie alle Wege nach Rom führen, führen auch alle nach St. Denis. Unter dieser Verkleidung entzogen sie sich der Beaufsichtigung und die Unordnungen wurden noch viel größer als sie sonst gewesen waren.

Es war also im Jahre 1559 und wenn man die Ordnung sah, mit welcher der Zug sich in Bewegung zu setzen begann, ahnte man nicht im entferntesten, welchen Seltsamkeiten er sich an Ort und Stelle überlassen würde.

Diesmal brach also der Zug wie gewöhnlich ziemlich regelmäßig auf; er gelangte in die große Straße St. Jacques ohne viel Lärmen und Störung zu machen, und als er am Chatelet vorüber kam, ließ er ein Verwünschungshurrah hören, wie es nur das Volk von Paris von sich zu geben vermag, denn gewiß die Hälfte von denen, welche den Zug bildeten, kannten die unterirdischen Kerker dieses Gebäudes nicht bloß vom Hörensagen. Nach dieser Herzenserleichterung gelangte er in die Straße St. Denis.

Wir, liebe Leser, wollen ihm vorauseilen und unsern Platz in der Abteistadt St. Denis nehmen, damit wir einigen Episoden des Festes beiwohnen, welche mit der Geschichte in Verbindung stehen, die wir zu erzählen unternommen haben.

Das offizielle Fest war allerdings in der Stadt, in der Hauptstraße der Stadt sogar, und in der Stadt, vorzugsweise in der Hauptstraße derselben, hielten in hölzernen Buden, an denen man seit zwei Monaten gebaut hatte, Barbiere, Bierschenker, Tapezierer, Leinwandhändler, Sattler, Seiler, Sporer, Lederhändler, Gerber, Schuhmacher, Tuchmacher, Geldwechsler, Goldschmiede und so weiter sich bereit.

Wer andere große Messen und Jahrmärkte kennt, wird sich eine ungefähre Vorstellung von der Landit-Messe machen können, wenn er das, was er an anderen Orten Ähnliches sah, in riesenhaften Verhältnissen vergrößert.

Man hält die Landit-Messe zwar heutigen Tages noch regelmäßig ab, aber sie ist jetzt nicht einmal ein Schatten von dem, was sie sonst war.

Ein gewaltiger Unterschied ist schon unsere jetzige allgemeine dunkelfarbige Kleidung. Damals trugen die Leute Tuch in hellen Farben, Gold- und Silberstoffe, Sammt, Atlas mit Silber durchwirkt, mit Federn, Borten und Tressen. Das blitzte und glänzte in der Sonne . . . Noch nie in der Tat hatten Hohe und Niedrige solchen Luxus zur Schau getragen, obschon seit dem Jahre 1543 zuerst König Franz I., dann König Heinrich II. zwanzig Kleiderordnungen erlassen hatten, denn sie wurden nicht beobachtet.

Die Erklärung dieses unerhörten Luxus ist indes sehr einfach.

Die Entdeckung der neuen Welt durch Christoph Columbus und Amerigo Vespucci, so wie die Unternehmungen des Fernand Cortez und Pizarro hatten eine solche Menge edler Metalle über ganz Europa verbreitet, daß ein Schriftsteller jener Zeit über den übermäßigen Luxus und die Preissteigerung der Waren klagt, welche sich binnen achtzig Jahren vervierfacht hatte.

Aber nicht in St. Denis selbst fand man die malerische Seite des Festes.

Die Verordnung des Parlamentes hatte es freilich in die Stadt gewiesen, aber die Bestimmung des Volkes, die ja überall und immer weit mächtiger ist, verlegte es an das Ufer des Flusses.

In St. Denis war also die Messe und am Flusse das Fest.

Da wir nichts zu kaufen haben, wollen auch wir uns an den Fluß begeben und zwar unterhalb der Insel St. Denis, und da wir einmal da sind, sehen und hören was vorgeht.

Der Zug, welchen wir von dem St; Genovefa-Platze ausbrechen, der Straße St. Jacques folgen, das Chatelet mit einem Hurrah begrüßen und dann die Straße St. Denis betreten sahen, war zwischen elf und zwölf Uhr in der königlichen Metropole angelangt. Wie Schafe, die auf der Wiese angelangt und in Freiheit gelassen sind, hatten sich die Studenten von ihren »Regenten« entfernt und teils in den Feldern, teils nach dem Flusse hin zerstreut.

Man muß gestehen, es war eine Freude für die freilich seltenen, aber doch vorhandenen, sorglosen Herzen, hier und da, eine Stunde in der Runde, auf dem Grase, in der Sonne, am Flußufer zwanzigjährige blühende Studenten zu den Füßen hübscher junger Mädchen mit roten Wangen, rotem Atlasmieder und weißem Atlaskragen liegen zu sehen.

Boccaccio sah gewiß von dem blauen Himmel liebreich auf diesen riesigen Decamerone herunter.

Der erste Teil des Tages verging ziemlich gut.

Es war warm und man trank.

Man hatte Hunger und aß.

Man hatte sich gesetzt und ruhte aus.

Allmählich aber wurde die Unterhaltung lebhaft, geräuschvoll und die Köpfe erhitzten sich.

Gott weiß es, wie viele Schoppen gefüllt und geleert, wieder gefüllt, nochmals geleert und endlich in Stücke zerschlagen wurden, mit denen man einander warf.

Hätte man sie in den Fluß und nicht an das Ufer desselben geworfen, so wäre gewiß eine Insel davon entstanden, wie jene Insel in der Tiber, die auch nur aus Scherben von Krügen und Flaschen bestehen soll.

Gegen drei Uhr Nachmittags glich denn auch das Ufer des Flusses, auf welchem ganze und zerbrochene Töpfe und Teller, volle Tassen und leere Flaschen lagen, viele Pärchen sich küßten und sich auf dem Rasen rollten, Ehemänner fremde Frauen für die ihrigen, Frauen ihre Liebhaber für ihre Männer ansahen, der Landschaft eines niederländischen Malers, welche als Rahmen einer Kirchweih dient.

Da mit einem Male entstand ein entsetzliches Geschrei.

»In’s Wasser! In’s Wasser!« rief man von allen Seiten.

Alle sprangen auf.

Das Geschrei wurde immer stärker.

»In’s Wasser den Ketzer! Werft den Protestanten in’s Wasser! In’s Wasser mit dem Hugenotten! In’s Wasser! In’s Wasser!«

»Was gibt es?« fragten zwanzig, hundert, tausend Stimmen.

»Er hat gelästert! Er hat an der Vorsehung gezweifelt! Er hat gesagt, es werde regnen!«

Die letztere, dem Anscheine nach so unschuldige Anklage machte vielleicht den tiefsten Eindruck auf die Menge.

Die Menge unterhielt sich und hätte eine Störung ihrer Luft durch ein Regenwetter höchst ungern gesehen.

Die Menge war im Sonntagsputze und hätte ein Naßwerden desselben sicherlich sehr ungern gesehen.

Das Geschrei wurde also nach jener Erklärung noch viel gewaltiger.

Man drängte nach der Stelle hin, von der die ersten Rufe ausgegangen waren, und das Volk stand da bald so eng in einander gepresst, daß kaum die Luft hindurch streichen konnte.

Fast erstickt in der Mitte dieser Gruppe wehrte sich ein Mann von etwa zwanzig Jahren, in dem man leicht einen verkleideten Studenten erkennen konnte. Mit blassem Gesicht und bleichen Lippen, aber mit festgeballten Fäusten schien er darauf zu warten, daß einer der Umstehenden, kühner als die anderen, sich nicht damit begnüge zu schreien, sondern Hand an ihn lege, um mit den Fäusten Alles um sich her nieder zu schlagen.

Der junge Mann war groß, blond, aber ziemlich hager und schmächtig und sah eher wie eines der liebreichen Mädchen in Männertracht, von denen wir oben sprachen, als ein Jüngling aus. Wenn er die Augen niederschlug, mußten sie die außerordentlichste Unschuld andeuten und wenn die Menschenliebe eine menschliche Gestalt angenommen hätte, würde sie gewiß keine andere Form gewählt haben, als die des Jünglings.

Welches Verbrechen konnte er also begangen haben, daß die ganze Volksmenge sich um ihn drängte, zornig ihn an- schrie, wie eine Meute Hunde ein Wild anbellt und alle Arme sich hoben und streckten, um ihn in das Wasser zu werfen?

Warum es vierzig Tage regnet, wenn es zu St. Medardus regnete.

Wir haben im vorigen Kapitel gemeldet, daß er Hugenotte war und gesagt hatte, es werde regnen.

Aber so lustige Leute, wie die waren, welche die Messe besuchten und getrunken hatten, konnten unmöglich eine so schwarze Tat begehen, so gute Katholiken sie auch waren und ein so gutes Beispiel ihnen ihr vielgeliebter König Heinrich II. durch die Verhaftung des Rates Dubourg gegeben hatte.

Die eben so lustige und nun so erbitterte Menge brauchte einen Verwand, um das Nasenlager zu verlassen, auf dem sie lag, durch die Wanderung, die Sonne und den Staub und endlich gar durch den Wein aufgeregt.

Welchen Vorwand aber konnte sie haben, einen Menschen an diesem Tage toller Lust in das Wasser zu werfen?

Wir wiederholen den Grund oder Vorwand: der junge Mann war ein Hugenotte und hatte gesagt, es werde regnen.

Regnen am St. Medardustage, an einem der schönsten im ganzen Jahre!

Die Sache war höchst einfach und also gekommen.

Der blonde junge Mann, der auf einen Freund oder eine Freundin zu warten schien, ging an dem Flusse hin und her und zwar nicht einmal mit einem Stocke in der Hand, so harmlos war er.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, betrachtete das Wasser und wenn er das lange genug getan hatte, den Rasen; hatte er auch diesen lange genug besehen, so blickte er zum Himmel hinauf.

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß er die Augen von dem Himmel wieder abwendete, wenn es ihm langweilig wurde, von neuem auf die Seine und sodann wiederum auf den Rasen sah.

Es wird Niemand bestreiten, daß dies eine einförmige Beschäftigung war, auch eine harmlose und keineswegs tadelnswerte; jedenfalls würde, wie wir hoffen, in unseren Tagen einem jungen Manne aus einem so ruhigen Verhalten Niemand ein Verbrechen machen.

Einige Personen aber, welche das Landi-Fest nach ihrer Art feierten, waren unzufrieden mit der Art, wie es der junge Mann beging.

Seit einer halben Stunde etwa hatten sich mehre Bürger, Studenten und Handwerker sichtlich über die dreifache Betrachtung des jungen Mannes geärgert und es schien sie um so mehr zu verdrießen, da er auch nicht im Mindesten auf sie achtete.

Sie gedachten also ihn in dem einsamen und seltsamen Vergnügen zu stören, welches ihm Wasser, Rasen und Himmel zu bereiten schienen.

»Ich bin nicht neugierig«, sagte eine weibliche Stimme, »aber wissen möchte ich doch, warum der junge Mensch so ausdauernd nach dem Wasser, dem Grase und

dem Himmel sieht.«

»Das willst Du wissen, Herzens-Perette?« fragte ein junger Bürger, welcher Wein aus dem Glase der Sprecherin und Liebe aus den Augen derselben trank.

»Ja, Landri, und dem, der mir's sagt, geb' ich einen herzigen Kuß.«

»Ach, Perette, wenn Du für so süßen Lohn doch etwas Schwereres verlangtest!«

»Ich begnüge mich damit.«

»Hältst Du das Versprechen?«

»Da ist meine Hand.«

Der junge Mann küßte die Hand des Mädchens, stand auf und sagte:

»Du sollst es erfahren.«

Derjenige, welchen das Mädchen Landri genannt hatte, ging zu dem einsamen und stummen Wanderer am Flusse und redete ihn also an:

»He, junger Freund, mit Verlaub, warum seht Ihr denn so auf den Rasen? Habt Ihr etwas verloren?«

Der junge Mann merkte, daß die Fragen ihm galten, drehte sich um, nahm höflich seinen Hut ab und antwortete dem Fragenden in der allerartigsten Weise:

»Ihr irrt Euch, ich sehe nicht auf den Rasen, sondern auf den Fluß.«

Nachdem er diese wenigen Worte gesprochen hatte, drehte er sich wieder aus die andere Seite herum.

Landri kam in einige Verlegenheit, denn eine so höfliche Antwort hatte er gar nicht erwartet.

Diese Artigkeit wirkte besänftigend auf ihn und er kehrte zu der Gesellschaft zurück, indem er sich hinter den Ohren kratzte.

»Nun?« fragte Perette.

»Wir haben uns geirrt, sagte Landri mit etwas langem Gesichte, »er sieht gar nicht auf den Rasen.«

»Wohin sonst?«

»Auf das Wasser?«

Man lachte den Boten aus und er fühlte, daß ihm die Schamröte auf den Backen brannte.

»Und Du hast ihn nicht gefragt, warum er auf das Wasser sieht?« fragte Perette.

»Nein, das habe ich nicht gefragt«, antwortete Landri; »er war so höflich, daß mir es unbescheiden vorkam, auch darnach zu fragen.«

»Zwei Küsse für den, der mir sagt, warum er auf den Fluß sieht!« rief Perette.

Drei oder vier Liebhaber sprangen auf, Landri aber bedeutete sie, daß er die Sache zu Ende zu bringen habe, da er sie angefangen und die Richtigkeit dieser Reklamation wurde anerkannt.

Er ging also noch einmal zu dem blonden jungen Manne und fragte diesen:

»Junger Freund, mit Verlaub, warum seht Ihr denn auf den Fluß?«

Es geschah Alles wie das erste Mal.

Der junge Mann drehte sich um, nahm seinen Hut ab und antwortete wiederum ganz höflich.

»Entschuldigt«, sagte er, »ich sah nicht auf den Fluß, ich sah nach dem Himmel.«

Nach diesen Worten verbeugte er sich vor dem Fragenden und drehte sich wieder nach der andern Seite.

Landri aber, den zwar diese zweite Antwort verblüfft hatte wie die erste, glaubte, seine Ehre stehe auf dem Spiele und da er zumal seine Freunde von weitem laut lachen hörte, faßte er Mut, ergriff den Studenten am Mantel und sagte:

»Junger Freund, tut mir den Gefallen und sagt mir warum Ihr nach dem Himmel seht.«

»Junger Freund«, antwortete der Angeredete, »tut mir erst den Gefallen und sagt mir, warum Ihr so fragt.«

»Das will ich Euch offen und ehrlich sagen.«

»Es wird mir angenehm sein.«

»Meine Gesellschaft dort verdrießt es, daß Ihr seit einer Stunde da hin und her geht oder meist wie ein Pfahl unbeweglich an einer Stelle steht.«

»Mein guter Mann«, antwortete der Student, »unbeweglich halte ich mich, weil ich einen Freund erwarte; ich stehe, weil ich im Stehen weiter sehen kann; er kommt aber nicht, die Zeit wird mir lang und ich gehe aus Langeweile mitunter hin und her; an den Boden sehe ich, um mir die Hosen an den Scherben nicht zu zerreißen, die da herum liegen; auf den Fluß sehe ich der Abwechslung wegen, weil ich doch nicht immer auf den Rasen sehen kann, und wenn ich es überdrüssig bin das Wasser stießen zu sehen, sehe ich auch einmal nach dem Himmel hinauf.«

Statt diese Antwort als das zu nehmen, was sie war, nämlich die reine, einfache Wahrheit, hielt der Fragende sich für genarrt und wurde rot im Gesicht wie ein gesottener Krebs oder wie eine der Klatschrosen, die man in den Getreidefeldern schimmern sah.

»Na«, sagte er, während er sich herausfordernd hinstellte, die Hand in die linke Seite stemmte und den Oberkörper zurückwarf, »und gedenkt Ihr Euch noch lange so unangenehm zu beschäftigen?«

»So lange bis mein Freund kommt, guter Mann, antwortete der junge Mann, der nach einem Blicke an den Himmel hinzusetzte, »ich fürchte indes fast, er kommt nicht.«

»Und warum fürchtet Ihr das?«

»Weil es binnen hier und einer Viertelstunde so arg regnen wird, daß man nicht im Freien wird bleiben können.«

»Ihr glaubt, es werde regnen?« fragte Landri und er machte ein Gesicht dazu, wie Einer, den man zum Besten hat.

»Gerade herunter«, antwortete der Gefragte ruhig.

»Ihr wollt wohl Spaß machen?«

»Ich schwöre es Euch zu, daß ich nicht die geringste Lust dazu verspüre.«

»Dann wollt Ihr mich zum Narren haben?« fragte Landri heftiger.

»Ich gebe Euch mein Wort, daß ich dazu eben so wenig Lust habe.«

»Warum sagt Ihr denn, es werde regnen, da ja die Sonne prächtig scheint?« schrie Landri, denn er erhitzte sich immer mehr.

»Aus drei Gründen.«

»Könnt Ihr mir die sagen?«

»Gewiß, wenn Ihr sie hören wollt.«

»Freilich will ich sie hören.«

Der junge Mann verbeugte sich sehr artig, als wolle er sagen:

»Euch kann ich durchaus nichts abschlagen.«

»Nun? Ich warte auf eure drei Gründe, sagte Landri mit Zähneknirschen und ballte die Fäuste.

»Erstlich«, sagte der junge Mann, »hat es gestern nicht geregnet, — ein Grund, daß es heute regnet.«

»Herr, ich lasse mich nicht versöhnen.«

»Das fällt mir auch nicht ein.«

»So sagt den zweiten Grund.«

»Zweitens war der Himmel in der ganzen vorigen Nacht und den ganzen Morgen bedeckt und es sind noch jetzt Wolken da.«

»Es braucht nicht zu regnen, wenn ein paar Wolken am Himmel sind, verstanden?«

»Es braucht’s nicht, aber es kann.«

»Nun euren dritten Grund! Wenn der nicht besser ist als die beiden ersten, läuft mir die Galle über, das sage ich im voraus.«

»Dann hättet Ihr einen häßlichen Charakter.«

»Ihr sagt, ich *habe* einen häßlichen Charakter.«

»Ihr *würdet* haben, wenn . . . «

»Den dritten Grund, warum es regnen soll! Den dritten Grund!«

Der junge Mann streckte die Hand aus.

»Der dritte Grund, warum es regnet? — Weil es bereits regnet.«

»Es regnet, sagt Ihr?«

»Ja, ich behaupte es.«

»Das ist nicht zum Aushalten!« sagte Landri wirklich außer sich.

»Es wird bald noch weniger zum Aushalten sein«, antwortete der Andere.

»Glaubt Ihr, ich werde mir das gefallen lassen?« schrie Landri, rot vor Zorn.

»Ihr werdet es Euch so wenig gefallen lassen als ich«, antwortete der Student, »und da habe ich Euch einen guten Rat zu geben, nämlich: macht es wie ich und sucht ein Obdach.«

»Das ist zu stark!« schrie Landri, indem er sich nach seiner Gesellschaft hin wendete, aber zugleich auch alle Andern anredete, die ihn hören konnten. »Komm her! Kommt — Alle her!«

Er sah so aufgebracht und außer sich aus, daß auf seinen Ruf Alle hinzuliefen.

»Herr Gott, was gibt's?« fragten die Mädchen in Angst.

»Was ist's?« fragten die Männer rau.

»Was es ist?« entgegnete Landri, dessen Mut mit der Größe der Zahl seiner Freunde wuchs; »nicht zu glauben ist's.«

»Was?«

»Der Mann da will mir weiß machen, ich könnte bei hellem Tage die Sterne sehen.«

»Ich bitte um Entschuldigung«, antwortete der Student in der größten Ruhe, »ich sagte gerade im Gegenteil, daß es sehr trübe werde.«

»Was ich sagte, ist ja nur eine Redensart«, fiel Landri ein.

»Dann ist es eine schlechte Redensart.«

»Herr! ich führte schlechte Reden?« schrie Landri, dem das Blut mit Macht nach dem Kopfe schoß, so daß er kaum noch hörte oder verstand, was sein Gegner sagte. »Das ist zu stark! Ihr hört's, daß uns der Mann alle zu Narren haben will.«

»Dich?« sagte eine Stimme; »das ist möglich.«

»Mich und Dich und uns Alle. Er ist ein schlechter Kerl; er trägt sich mit bösen Gedanken und wünscht, daß es regne, um uns den Spaß zu verderben.«

»Ich schwöre, daß ich nicht wünsche, es möge regnen, da es schon regnet. Ich werde so gut naß werden wie Ihr und sogar noch nasser, da ich ja drei bis vier Zoll größer bin.«

»So bin ich wohl ein Knirps?«

»Davon habe ich kein Wort gesagt.«

»Ein Zwerg?«

»Das wäre eine lächerliche Lüge, da Ihr ja über fünf Fuß groß seid.«

»Ich weiß nicht was mich abhält, ihn in das Wasser zu werfen«, sagte Landri.

»Ja, in's Wasser mit ihm, in's Wasser!« riefen mehre Stimmen.

»Wenn Ihr mich auch in das Wasser werft«, antwortete der junge Mann noch ganz mit der früheren Artigkeit, »Ihr werdet doch auch naß.«

Da der junge Mann durch diese Antwort bewies, daß er mehr Witz besaß als alle Andern, so wendeten sich Alle gegen ihn.

Ein riesengroßer Bursch trat an ihn und sagte halb komisch, halb drohend:

»Jetzt sag' einmal, warum behauptest Du, es regnet.«

»Weil ich die Tropfen fühle.«

»Tröpfeln ist nicht gießen«, fiel Landri ein, »und er sagte, es werde gießen, gerade herunter regnen.«

»Du stehst wohl mit einem Astrologen im Bunde?« fragte der Große.

»Ich stehe mit Niemanden im Bunde«, antwortete der junge Mann, dem die Galle auch anfing allmählich überzulaufen, »nicht einmal mit Euch, ob Ihr mich gleich duzt.«

»In's Wasser! In's Wasser!« riefen mehre Stimmen.

Da man stürmischer gegen den Studenten andrengte, ballte er die Fäuste und schickte sich zum Kampfe an.

Der Kreis um ihn her wurde immer enger.

»Nun ja«, sagte Einer, der sich erst herein gedrängt hatte, »es ist Medardus.«

»Wer ist Medardus?« fragten mehre Stimmen.

»Der Heilige, dessen Fest wir feiern«, fiel ein Spaßvogel ein.

»Der da«, fuhr der Mann fort, welcher zuerst vom Medardus gesprochen hatte, »ist kein Heiliger, denn er ist ein Ketzer.«

»Ein Ketzer?« wiederholte die Menge. »In's Wasser den Ketzer! In's Wasser mit dem Hugenotten!«

Und alle Stimmen wiederholten im Chor: »In's Wasser! In's Wasser!«

Dieses Geschrei hatte das Fest und die allgemeine Heiterkeit unterbrochen, wie wir sagten.

Gerade in diesem Augenblicke aber, als ob die Vorsehung dem jungen Manne die Hilfe senden wolle, deren er so benötigt zu sein schien, kam der, welchen er erwartete, ein junger schöner Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren, dem man nach seiner stolzen Miene den Edelmann und nach seiner Haltung den Fremden von weitem ansah, in raschem Laufe herbei und drängte sich durch die Menge bis etwa zwanzig Schritte von dem Freunde, in dem Augenblicke als dieser von vorn, von hinten, am Kopfe und an den Füßen gepackt wurde und sich nach Kräften wehrte.

-)Wehre Dich, Medardus«, rief der Ankommende; »wehre Dich!«

»Da habt Ihr's! Medardus ist er«, sagte der, welcher den Studenten zuerst so genannt hatte.

Und da dieser Name ein Verbrechen war, schrie die Menge um so ärger.

»Ja, 's ist Medardus! Ja, 's ist Medardus! In's Wasser den Ketzer! In's Wasser den Ketzer, den Hugenotten!«

»Wie kann ein Ketzer so frech sein, sich zu nennen wie ein großer Heiliger?« rief Perette.

»In's Wasser den Lästerer!«

Die Leute, welche den armen Medardus gepackt hatten, schleppten ihn nach dem Flusse hin.

»Hilfe, Robert!« rief der junge Mann, da er fühlte, daß er der Menge nicht widerstehen könne und der Tod das Ende eines Scherzes sein werde.

»In's Wasser den Kerl!« schrien die Frauen, die im Hasse ungestüm sind wie in der Liebe.

»Wehre Dich!« rief zum zweiten Male der Fremde, indem er den Degen zog. »Wehre Dich; ich komme.«

Er schlug dabei mit der flachen Klinge rechts und links auf die Menge, die wie eine Lavine an dem Uferrande hinab sich wälzte.

Es trat indes ein Augenblick ein, in welchem die Menge so dicht gedrängt war, daß sie bei dem besten Willen nicht rasch auseinander konnte.

So erhielt sie die Hiebe des Fremden und brüllte vor Schmerz, konnte aber nicht fliehen und heulte endlich vor Wut.

Der Fremde, in welchem man nach seiner Sprache einen Schotten erkennen konnte, hieb unaufhörlich, kam aber nicht weiter oder doch so langsam, daß sein Freund wahrscheinlich eher in's Wasser als er zu seinem Freunde gelangte.

Etwa zwanzig Bauern, die da waren, und fünf oder sechs Schiffer mischten sich auch ein.

Wie auch der arme Medardus mit den Händen sich anklammerte, mit den Beinen trat und mit den Zähnen biß, jede Sekunde brachte ihn näher an den Uferrand.

Der Schotte sah ihn nicht mehr, er hörte nur noch das Rufen des Freundes, und dies näherte sich dem Wasser mehr und mehr.

Er selbst schrie nun auch in höchster Wut und bei jedem Schrei fiel der Rücken seiner Klinge oder der Griff des Degens auf einen Kopf.

Mit einem Male verdoppelte sich das Geschrei, dann wurde es still, und dann hörte man einen schweren Körper in das Wasser fallen.

»Spitzbuben! Schufte!i Mörder!« rief der junge Fremde und er versuchte sich Bahn zu brechen nach dem Flusse, um den Freund zu retten oder mit ihm unterzugehen.

Das war aber unmöglich; eben so gut hätte man eine Granitmauer umwerfen können als diese Menschenmauer.

Zähneknirschend, schäumend, schweißbedeckt ließ er ab und ging zurück bis auf die Höhe der Böschung, um über die Menge hinweg zu blicken, ob er er den Kopf des armen Medardus wieder über dem Wasser erscheinen sehe.

Da aber stützte er sich auf seinen Degen und da er in dem Flusse nichts von dem Freunde sah, blickte er auf die wütende Menge, auf diese Menschenmeute mit Ekel und Abscheu.

Wie er so allein, bleich, in seinem schwarzen Anzuge dastand, glich er dem Würgengel, der einen Augenblick mit zusammengelegten Fittichen ausruht.

In dem nächsten Augenblicke aber stieg ihm die Wut, die in seiner Brust kochte wie die Lava in einem Vulkan, glühend zu den Lippen empor.

»Schurken seid Ihr Alle!« rief er, »Mörder seid Ihr, Elende! Vierzig wohl habt Ihr Euch zusammen getan, um einen armen Jungen, der Euch nichts zu Leide tat, zu packen, zu morden, in's Wasser zu werfen, zu ersäufen. Kommt her, ich nehme es mit Euch Allen auf! Vierzig seid Ihr; kommt, Einen nach dem Andern steche ich nieder wie Hunde, die Ihr seid.«

Die Bauern, die Bürger und Studenten, denen diese Anrede und Aufforderung galt, schienen nicht eben Lust zu haben, sich in einen Kampf mit blanker Waffe mit einem Manne einzulassen, der seine Waffe mit ganz besonderer Fertigkeit führte, wie man gesehen hatte.

Als dies der Schone sah, steckte er verächtlich seinen Degen in die Scheide und sagte:

»Ihr seid so feig als schlecht, elende Schufte«, und dabei streckte er die Hand aus und bewegte sie wie über der Menge hin; »aber ich werde diesen Mord rächen an Anderen, denn Ihr seid des Degens eines Edelmannes nicht werth. Zurück, gemeines Pack! Und möge der Regen so viele Tage lang, als Ihr Euch zusammen tatet, Einen zu ermorden, möge der Hagel auf eure Reben und Felder fallen!«

Da es aber nicht recht ist, daß der Mord unbestraft bleibe und da Blut Blut verlangt, so nahm er aus seinem Gürtel ein großes Pistol, schoß damit, ohne zu zielen, mitten in den Volkshaufen und sagte:

»Wie Gott will!«

Der Schuß knallte, die Kugel pfiff und einer der Männer, welche den Jüngling in das Wasser geworfen hatten, schrie laut auf, legte die Hand auf die Brust, wankte und sank tot nieder.

»Nun gehabt Euch wohl«, sagte der Fremde; »Ihr werdet mehr als einmal von mir hören. Ich heiße *Robert Stuart.*«

Als er diese Worte gesprochen hatte, schütteten die Wolken, die sich unterdeß mehr und mehr zusammen geballt hatten, ihr Wasser aus und es begann, wie es der unglückliche Medardus vorhergesagt hatte, ein Gußregen, wie man ihn selten sieht.

Der Fremde entfernte sich langsam.

Die Bauern würden ihn unfehlbar verfolgt haben, als sie sahen, daß seine Verwünschungen augenblicklich in Wirksamkeit traten, aber das Rollen des Donners, welcher den jüngsten Tag zu verkündigen schien; der Regen, der in Strömen herabstürzte; die Blitze, welche sie blendeten, beschäftigten sie unendlich mehr als ihre Rache und von diesem Augenblicke an suchte ein Jeder sein Heil in der Flucht.

In einem einzigen Augenblicke war das Ufer des Flusses, an dem sich eben noch fünf- bis sechstausend Menschen befunden hatten, so öde wie die Ufer eines der Flüsse der neuen Welt, welche der genuesische Seefahrer entdeckt hatte.

Es regnete vierzig Tage lang ohne Aufhören.

Und deshalb — wir glauben es wenigstens, liebe Leser, sagt man bis auf den heutigen Tag, es regne vierzig Tage, wenn es an dem Medardustage regnet.

Das Wirtshaus »zum roten Roß.«

Wir wollen nicht zu schildern unternehmen, wohin die fünfzig- bis sechzigtausend Personen flüchteten, welche sich auf der Laudit-Messe befunden hatten und von der neuen Sündflut unerwartet überfallen, in den Buden, den Häusern, den Schenken und selbst der königlichen Basilica ein Obdach suchten.

Es gab damals in der Stadt St. Denis kaum fünf oder sechs Wirtshäuser und diese füllten sich in wenigen Minuten dermaßen, daß Einige noch eiliger wieder heraus zu kommen sich bemühten, als sie hineinzukommen gesucht hatten und sich lieber von dem Regen durchnässen lassen, als in der Hitze ersticken wollten.

Das einzige Wirtshaus, welches fast leer blieb und diesen Vorzug, wenn es ein Vorzug war, wofür es indes der Wirt sicherlich nicht hielt — seiner Lage verdankte, war das Wirtshaus »zum roten Roß« an der Straße ein paar Büchsenschüsse von der Stadt.

Der Wirt dieses Hauses, welcher wie die Direktoren der Theater unserer Zeit vom Morgen an den lieben Gott um Regen gebeten hatte, damit die Reisenden und die Besucher der Messe ein Obdach, eine Zuflucht bei ihm suchen möchten, murmelte kläglich vor sich hin, als er sah, daß der Regen, den er so inbrünstig herbei gewünscht, in solchem Überflusse fiel, daß kein Reisender, wie mutig er auch sein mochte, sich auf die schmutzigen Wege wagen konnte, die zu ihm führten.

Wir sagten, das Wirtshaus sei fast leer gewesen und darüber haben wir uns näher zu erklären.

Für den Augenblick befanden sich drei Personen in der großen verräucherten Stube, welche man das »Gastzimmer« nannte und mit Ausnahme der Küche und eines Bodens über dem Erdgeschosse, auf welchem die Maultiertreiber und Viehhändler zu schlafen pflegten, das ganze Wirtshaus ausmachte.

Das Wirtshaus bestand nur aus dieser einzigen Stube, die freilich sehr groß war.

Es war eine Art Schuppen, welcher das Licht durch die Tür erhielt, die bis an das Dach reichte, und die Decke ganz nach dem Muster der Arche Noahs aus Balken gebildet.

Wie in der Arche bewegten sich auch in dieser Wirtsstube eine Anzahl Tiere: Hunde, Katzen, Hühner und Enten, umher und statt des Raben, der mit leerem Schnabel zurück kam, statt der Taube, die den Ölzweig bringen sollte, sah man um die rauchgeschwärzten Balken der Decke bei Tage Schwalben und in der Nacht Fledermäuse fliegen.

Die Meubels des Hauses beschränkten sich auf die in einem Wirtshaus unumgänglich nötigen, nämlich lahme Tische und wackelnde Stühle und Bänke.

Die drei Personen, welche sich in der Stube befanden, waren der Wirt, dessen Frau und ein Reisender von dreißig bis fünfunddreißig Jahren.

Der Wirt, welchen als Hausherrn wir natürlich zuerst vorführen müssen, tat eben gar nichts; er saß rücklings an der Tür auf einem Strohstuhle, stützte das Kinn auf

die Lehne und brummte über das schlechte Wetter.

Die Wirtin saß etwas hinter ihrem Manne, doch im Lichte, und spann und benetzte an den Lippen den Faden, den sie durch die Finger laufen ließ und den sie von dem Flachs ihres Nockens zog.

Der Reisende von dreißig bis fünfunddreißig Jahren suchte keineswegs das Licht, denn er hatte sich in die fernste Ecke der Stube gesetzt, kehrte der Tür den Rücken und schien zu trinken, da ein Krug und Becher vor ihm standen.

Er schien jetzt freilich das Trinken vergessen zu haben; er hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf auf die Hände und war in Gedanken tief versunken.

»Ein Hundewetter!« brummte der Wirt.

»Nun klagst Du?« fragte die Frau.

»Freilich klagen, warum sollte ich auch nicht?«

»Du hast es ja so gewünscht.«

»Freilich«, antwortete der Wirt, »aber ich war dumm« »So klage nichts- Bei diesen nicht eben tröstlichen, aber ganz verständigen Worten ließ der Wirt den Kopf hängen, seufzte und schwieg.

Das Schweigen dauerte vielleicht zehn Minuten, dann richtete der Wirt den Kopf wieder empor und wiederholte:

»Es ist doch ein Hundewetter!«

»Du hast’s schon einmal gesagt«, bemerkte die Frau.

»Ich sag’s noch einmal.«

»Und wenn Du es noch zwanzigmal sagst, es hilft Dir doch nichts.«

»Freilich, aber mich erleichtert’s, wenn ich gegen das Hundewetter schimpfe.«

»Warum schimpfst Du nicht lieber gleich gegen den lieben Gott!«

»Wenn ich glaubte, daß er es schickte, so . . . « aber der Wirt unterbrach sich.

»Du lästerst Gott, gestehe es nur.«

»Nein, weil . . . ?«

»Weil ich ein guter Christ bin, kein ketzerischer Hund.«

Bei diesen Worten erwachte der einzige Reisende, welcher in dem »roten Roß« wie eine Ratte in der Falle gefangen war, aus seinen Gedanken, richtete den Kopf empor und stieß mit seinem Blechbecher so gewaltig auf den Tisch, daß der Krug zu tanzen anfing und der Becher völlig breit gedrückt wurde.

»Gleich, junger Herr!« sagte der Wirt und er sprang von dem Stuhle empor, weil er glaubte, der Reisende verlange etwas.

Dieser drehte seinen Stuhl auf einem Beine herum und sich damit selbst, so daß er sich gerade dem Wirte gegenüber befand, der vor ihn hingetreten war.

Dann sah er ihn vom Kopfe bis zu den Füßen an, runzelte die Stirn und sagte, aber in dem gewöhnlichen Sprechtone:

»Ihr spracht eben die beiden Worte »ketzerischer Hund«, nicht wahr?«

»Ich wars, ja, junger Herr«, stammelte der Wirt errötend.

»Dann, Mensch, Wirt«, entgegnete der Reisende, »seid Ihr ein Esel, der noch nichts gelernt hat und der verdiente, daß man ihn an den Ohren zwackte.«

»Verzeiht, verzeiht, gnädiger Herr, aber ich wußte nicht, daß Ihr der reformierten Religion angehörtet«, sagte der Wirt, der an allen Gliedern zitterte.

»Das eben beweist, daß Ihr ein Esel seid«, fuhr der Hugenotte fort, ohne die Stimme im Geringsten zu heben. »Ein Wirt, der mit allerlei Leuten zu tun hat, muß seine Zunge wahren, denn es ist möglich, daß er mit einem katholischen Hunde zu tun zu haben glaubt, und einen ehrenwerten Schüler Luther's und Calvin's vor sich hat.«

Der Reisende nahm bei diesen Worten seinen Hut ab.

Der Wirt tat dasselbe.

Der Reisende zuckte die Achseln.

»Noch einen Krug Wein!« sagte er. »Und laßt mich das Wort Ketzer nicht wieder hören oder ich steche Euch den Leib an wie ein Faß. Verstanden?«

Der Wirt zog sich rücklings nach der Türe zu und ging in die Küche, um den verlangten Krug Wein zu holen.

Unterdeß drehte der Reisende seinen Stuhl wieder herum, so daß er sich wieder im Schatten befand und den Rücken nach der Tür kehrte, als der Wirt ihm den Krug Wein hinsetzte.

Ohne ein Wort zu sagen, reichte ihm der Gast den zusammengedrückten Becher, damit er ihm einen andern gebe.

Der Wirt sagte auch nichts, machte aber mit den Augen und dem Kopfe eine Bewegung, welche sagen sollte: »Hm, wenn der schlägt, scheint er tüchtig zu schlagen«, holte ein Glas und setzte es dem Gaste schweigend hin.

»So«, sagte dieser. »So gefällt mir ein Wirt.«

Der Wirt lächelte so freundlich, als es ihm möglich war und ging wieder an die Tür, um seinen früheren Platz einzunehmen.

»Nun«, fragte die Frau, welche nichts von den Reden gehört hatte, weil der Reisende nicht laut gesprochen, »was sagte der junge Herr?«

»Was er sagte?«

»Ja, das frage ich Dich.«

»Das Allerbeste«, antwortete der Mann; »mein Wein wäre vortrefflich, das Haus elegant gehalten und er wunderte sich, daß es nicht mehr besucht sei.«

»Und was antwortetest Du?«

»Das Hundewetter sei Schuld.«

In dem Augenblicke als der Wirt zum dritten Male gegen das Wetter schimpfte, sandte ihm der Himmel, um ihn Lügen zu strafen, zu gleicher Zeit von zwei verschiedenen Seiten her, zwei neue Gäste, einer zu Fuß, der Andere zu Pferde.

Der Fußgänger, welcher eine Art Kriegsmann zu sein schien, kam von links, d. h. von Paris, der Reiter dagegen, der im Pagenanzuge war, von rechts, d. h. von Flandern her.

Der Reiter langte zuerst an, — nein, nach dem Fußgänger, aber die beiden Beine des Pferdes, auf dem er ritt, waren eher da, und so traten sie auf die des Fußgängers.

Der Fußgänger fluchte und erblaßte.

Er fluchte nur einmal, aber damit gab er auch zu erkennen, was für ein Landsmann er war.

»Ah! cup de Dion!« rief er.

Der Reiter riß sein Pferd sofort empor und zog es auf den Hinterbeinen in einem halben Bogen links herum; ehe sein Pferd die Vorderfüße wieder ausgesetzt hatte, war er aus dem Sattel gesprungen, eilte zu dem Verwundeten und sagte im Tone des herzlichsten Bedauerns:

»Ach, Capitän, ich bitte tausendmal um Entschuldigung!«

»Wisst«,Herr Page«, antwortete der Gascogner, »daß Ihr mir die Beine beinahe hättet zertreten lassen.«

»Glaubt mir, Capitän«, fuhr der Page fort, »daß es mir unbeschreiblich leid tut.«

»Nun, tröstet Euch, junger Freund«, sagte der Capitän und er verzog das Gesicht dabei in einer Art, an der man erkennen konnte, daß er den Schmerz noch nicht ganz verbeißen konnte: »tröstet Euch, Ihr habt mir, ohne es zu wissen und zu ahnen, einen sehr großen Dienst geleistet und ich weiß in der Tat nicht, wie ich ihn vergelten soll.«

»Einen Dienst?«

»Einen ungeheuren Dienst, sage ich.«

»Wie denn?« fragte der Page, der an dem Zucken der Gesichtsmuskeln des Andern deutlich genug sah, wie sehr er an sich halten müsse, um nicht von neuem zu fluchen statt zu lachen.

»Seht einfach«, antwortete der Capitän. »Seht, nur über zwei Dinge in der Welt ärgere ich mich gewaltig, über alte Weiber und neue Stiefel, und seit diesem Morgen stecke ich in so verfluchten neuen Stiefeln, in denen ich von Paris hierher gehen mußte. Ich sann lange darüber nach wie ich sie am schnellsten zerreiße und Ihr habt das getan wie man eine Hand umwendet . . . Ich werde Euch das ewig Dank wissen, rechnet also auf mich und verfügt bei jeder Gelegenheit über mich.«

»Capitän«, sagte der Page sich verbeugend, »Ihr seid ein Mann von Geist und Witz, was mich auch nicht wundert, da ich den Fluch hörte, mit dem Ihr mich begrüßtet; Ihr seid höflich, was mich auch nicht wundert, da Ihr ein Edelmann seid. Ich nehme gern an was Ihr mir bietet, stelle mich aber auch jederzeit Euch zu Diensten. Vermutlich gedenkt Ihr in diesem Wirtshaus zu bleiben?«

»Jawohl, wenigstens einige Augenblicke«, antwortete der Capitän. »Teufelswirt, Wein her und vom besten!«

»Gleich, edle Herren!« antwortete der Wirt, der in die Küche lief. »Gleich!«

»Ich bleibe auch eine kurze Zeit hier«, sagte der Page, indem er den Zügel seines Pferdes an einen eisernen Ring band, der sich zu diesem Zwecke an der Wand befand.

»Nach kaum einer Minute erschien der Wirt freudestrahlend mit zwei Krügen und zwei Gläsern, die er auf einen Tisch neben den setzte, an welchem der erste Gast saß.

»Herr Wirt«, fragte unterdeß der Page mit einer Stimme so weich wie eine Frauenstimme, »habt Ihr in dem Hause ein Zimmer, in welchem ein junges Mädchen ein paar Stunden ausruhen kann?«

»Wir haben nur diese Stube hier«, antwortete der Wirt.

»Teufel, das ist schlimm!«

»Ein Mädchen erwarten wir?« fragte der Capitän geheimnisvoll blinzelnd, während er die Zungenspitze auf die Lippen legte und dann auf den Schnurrbart biß.

»Nicht für mich, Capitän«, antwortete der junge Mann ernst; »sie ist die Tochter meines edlen Herrn, des Marschalls von St. André.«

»Cap de Dion! Ihr steht im Dienste des Marschalls André?«

»Ich habe die Ehre.«

»Und Ihr glaubt, der Herr Marschall werde in dieser Spelunke absteigen, Ihr bildet Euch das ein, Herr Page?«

»Er muß. Seit vierzehn Tagen befindet sich der Herr Marschall krank im Schlosse Villers-Cotterets und da er sich nicht zu Pferde nach Paris begeben kann, wo er dem Turnier am 29. beiwohnen wird, das bei Gelegenheit der Vermählung des Königs Philipp II. mit der Prinzessin Elisabeth und des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen, Herzogs von Guise mit der Prinzessin Margarethe abgehalten werden soll. Das Schloß des Herzogs liegt in der Nähe von Villers-Cotterets . . . «

»Der Herr von Guise hat ein Schloß in der Nähe von Villers-Cotterets?« fiel der Capitän ein, der beweisen wollte, daß er genau unterrichtet sei. »Woher nehmt Ihr das Schloß, Herr Page?«

»Es liegt zu Nanteuil-le-Haudouin, Herr Capitän, und er hat es erst kürzlich erworben, um in der Nähe des Königs zu sein, wenn sich derselbe nach Villers-Cotterets begibt oder von da kommt.«

»Gut gespielt das!«

»O, *der* Spieler ist klug. Ich sagte aber oder wollte vielmehr sagen: Herr von Guise hat seine Kutsche dem Marschall geschickt und in dieser reist er; wie bequem sie aber auch ist, in Gonesse fühlte sich der Herr Marschall sehr angegriffen und Fräulein Charlotte von St. André schickte mich voraus, um ein Wirtshaus zu suchen, in welchem ihr Vater etwas ausruhen könne.«

Als der erste Gast an dem Nebentische dies hörte, horchte er aufmerksam und schien an dem Gespräche den lebhaftesten Anteil zu nehmen.

»Bei dem wahren Gott«, sagte der gascognische Capitän, »ich schwöre es Euch zu, junger Mann, wenn ich zwei Stunden im Umkreise ein Zimmer wüßte, das würdig wäre, die beiden Feldherren aufzunehmen, so würde ich Niemanden, wars mein Vater, die Ehre überlassen ihn dahin zu führen, leider aber«, setzte er hinzu, »kenne ich keines.«

Der hugenottische Herr am Nebentisch machte eine Bewegung, welche einem Zeichen der Verachtung gleichen konnte.

Diese Bewegung zog die Aufmerksamkeit des Capitäns auf ihn.

»Ah!« sagte er, stand auf, begrüßte den Hugenotten mit ganz besonderer Artigkeit und wendete sein Gesicht darauf wieder nach dem Pagen hin.

Der Hugenotte stand auf, wie es der Gascogner getan hatte, verbeugte sich artig, aber steif und sah dann wieder nach der Wand.

Der Capitän schenkte dem Pagen ein, der sein Glas erhob, ehe es noch voll war, dann sich selbst.

»Ihr sagtet also, junger Mann«, begann er von neuen, »Ihr ständet im Dienste des berühmten Marschalls von Saint-André, des Helden von Wrisolles und Ranty. Ich war auch bei der Belagerung von Boulogne, junger Mann, und sah welche Anstrengungen er machte, um sich in den Platz zu, werfen. Er hat den Titel Marschall nicht gestohlen.«

Mit einem Male hielt er inne und schien nachzudenken.

»Bei Gott«, sagte er, »das trifft sich. Ich komme aus der Gascogne und habe das Schloß meines Vaters verlassen, um in den Dienst eines berühmten Fürsten oder Feldherrn zu treten. Junger Mann, gibt es nicht etwa in dem Hause des Herrn Marschall von Saint-André irgend einen Platz, den ein braver Offizier wie ich mit Ehren einnehmen könnte? Ich mache wegen der Löhnung keine großen Ansprüche und wenn ich keine alte Frau zu unterhalten und keine neuen Stiefel zu zerreißen habe, verpflichte ich mich, den Posten, der mir anvertraut wird, zur Zufriedenheit meines Herrn zu besetzen.«

»Ach, Capitän«, antwortete der Page, »es tut mir leid, Euch die Wahrheit sagen zu müssen, aber leider ist jetzt bei dem Herrn Marschall keine Stelle zu besetzen und ich zweifle ob er euer Anerbieten freundlich aufnimmt.«

»Gotts Blut, um so schlimmer für ihn, denn ich kann mich rühmen, von großem Werte für diejenigen zu sein, die mich beschäftigen; aber lassen wir’s sein als hätte ich nichts gesagt und trinken wir.«

Der junge Page hatte sein Glas bereits erhoben, um der Aufforderung des Capitäns nachzukommen, als er plötzlich eine Bewegung machte, horchte und das Glas wieder auf den Tisch stellte.

»Verzeiht, Capitän«, sagte er, »aber ich höre eine Kutsche kommen und da die Kutschen noch rar sind, so glaube ich nicht viel zu wagen, wenn ich vermute, es ist die des Herzogs von Guise; ich bitte also um die Erlaubnis, Euch auf einige Augenblicke verlassen zu dürfen.«

»Tut das, junger Freund, tut das«, sagte der Capitän, »die Pflicht geht Allem vor.«

Die Erlaubnis, die sich der Page erbat, war nur Artigkeit, denn ehe noch der Capitän geantwortet hatte, war er aus der Wirtsstube verschwunden.

Die Reisenden.

Der Capitän benutzte die Abwesenheit des Pagen, um nachzudenken und dabei den Krug zu leeren, der vor ihm stand.

Nachdem der erste Krug geleert war, forderte er einen zweiten.

Entweder ging ihm sodann der Stoff zum Nachdenken aus oder das Nachdenken selbst wurde ihm schwer wegen der geringen Übung, die er darin hatte, genug, der Capitän drehte sich wieder nach dem Hugenotten herum, verbeugte sich vor demselben mit derselben affektierten Artigkeit wie das erste Mal und sagte:

»Herr, ich glaube einen Landsmann in Euch zu begrüßen.«

»Ihr irrt Euch, Capitän«, antwortete der Andere, »denn wenn ich mich nicht irre, seid Ihr aus der Gascogne, während ich aus dem Angoumois bin.«

»Ah, aus dem Angoumois seid Ihr?« entgegnete der Capitän mit Ver- und Bewunderung; »aus dem Angoumois? Sieh, sieh!«

»Ja, Capitän; es ist Euch angenehm?« fragte der Hugenotte.

»Das will ich glauben! Erlaubt, daß ich Euch mein Kompliment mache. Herrliches Land, fruchtbar, mit allerliebsten Flüssen, mit Männern von übersprudelndem Mute, wie Seine Majestät Franz I., und mit Frauen von sprudelndem Geist, wie Margarethe von Navarra. Ich gestehe aber auch, wenn ich nicht aus der Gascogne wäre, möchte ich aus dem Angoumois sein.«

»Wahrhaftig, zu viel Ehre für meine arme Provinz, Herr.« sagte der Andere, »und ich weiß nicht wie ich Euch danken soll.«

»Das ist sehr leicht; Ihr könnt euren Dank, den Ihr mir zudenkt, meiner Offenheit beweisen; erzeigt mir die Ehre und stoßt mit mir an auf den Ruhm und das Glück eurer Landsleute.«

»Mit dem größten Vergnügen, antwortete der Hugenotte, indem er seinen Krug und sein Glas aus eine der Ecken des Tisches stellte, an welchem der Gascogner saß.

Nachdem aus den Ruhm und das Glück der Kinder des Angoumois getrunken war, wollte der Hugenotte an Artigkeit nicht zurückstehen und schlug vor, auf den Ruhm und das Glück der Gascogner zu trinken.

Als somit die Artigkeit erwidert war, nahm der Mann aus Angoumois seinen Krug und sein Glas, um an seinen Platz zurückzukehren.

»Ach, Herr«, sagte der Gascogner, »das wäre eine zu bald unterbrochene Bekanntschaft; tut mir die Freundschaft und trinkt den Krug hier aus.«

»Ich fürchtete Euch zu belästigen«, antwortete der Hugenotte höflich, aber etwas kalt.

»Mich belästigen? Niemals. Ich bin der Meinung, daß die besten und vollständigsten Bekanntschaften bei Tische gemacht werden . . . In einem Kruge sind meist drei Gläser, nicht?«

»Allerdings, meist«, antwortete der Hugenotte, der sichtlich zu erraten suchte, wohin der Fremde zielte.

»So wollen wir bei jedem Glase eine Gesundheit ausbringen . . . Gesteht Ihr mir eine Gesundheit bei jedem Glase zu?«

»Das tue ich.«

»Wenn man einverstanden ist, gleichzeitig und aus Herzensgrunde die Gesundheit von drei Männern zu trinken, so muß man gleicher Meinung und von gleichen Grundsätzen sein.«

»Es ist etwas Wahres in dem, was Ihr sagt.«

»Wahres? Wahres? Etwas Wahres sei darin, sagt Ihr? Bei Gott, Herr, es ist die reine Wahrheit.«

Mit seinem liebenswürdigsten Lächeln feste er dann hinzu:

»Um also die Bekanntschaft zu beginnen und um die Ähnlichkeit unserer Meinungen zu Tage zu bringen, erlaubt mir die erste Gesundheit auf den großen Connetable von Montmorency auszubringen.«

Der Hugenotte, welcher im besten Vertrauen bereits sein; Glas ergriffen und eine freundliche Miene angenommen hatte, setzte sein Glas wieder aus den Tisch.

»Ihr werdet mich entschuldigen, Herr«, sagte er, »aber auf das Wohl dieses Mannes kann ich Euch nicht Bescheid tun. Herr von Montmorency ist mein persönlicher Feind.«

»Euer persönlicher Feind?«

»So weit ein Mann in seiner Stellung der Feind eines Mannes in der meinigen, so weit der Große der Feind des Kleinen sein kann.«

»Euer persönlicher Feind wird also von dieser Stunde an auch der meinige, um so mehr, da ich gestehe, daß ich ihn in keiner Weise kenne, da ich keine große Liebe zu ihm habe. Der Mann steht ja auch in schlechtem Rufe, ließ sich schlagen wie ein Esel, überrumpeln wie ein Gimpel. Der Teufel weiß, wohin ich dachte, als ich eine solche Gesundheit vorschlug; erlaubt also, daß ich es wieder gut mache mit einer andern. Der Marschall von Saint-André!«

»Ihr trefft's wahrhaftig nicht gut, Capitän«, antwortete der hugenottische Edelmann, welcher bei der Gesundheit auf den Marschall es eben so machte wie bei der auf den Connetable; »ich trinke nicht auf das Wohl dessen, den ich nicht achte, nicht auf einen Mann, der für Würden und Geld zu Allem bereit ist und der seine Frau, ja seine Tochter verkaufen würde, wie er schon sein Gewissen verkauft hat, wenn man ihm dasselbe böte.«

»Cap de Dion, was Ihr mir da sagt!« rief der Gascogner. »Wie könnte auch ich auf das Wohl eines solchen Mannes trinken wollen! Capitän«, schalt er sich selbst, »wo hattest Du die Gedankens Guter Freund, wenn Du die Achtung braver Leute behalten willst, darfst Du solche Dummheiten nicht mehr begehen.« Dann wendete er sich wiederum an den Hugenotten und fuhr fort: »Von diesem Augenblicke an steht der Marschall von Saint-André in derselben Verachtung bei mir wie bei Euch,

und um Euch das Versehen, das ich begangen, aus dem Sinne zu bringen, schlage ich eine dritte Gesundheit vor, gegen die Ihr hoffentlich nichts einzuwenden habt.«

»Welche, Capitän?«

»Die Gesundheit des erlauchten Franz von Lothringen, Herzogs von Guise. Auf das Wohl des Verteidigers von Metz, des Siegers von Calais, des Rächers von Saint-Quentin und Gravelingen, der die Dummheiten des Connetable von Montmorency und des Marschalls von Saint-André wieder gut machte!«

»Capitän«, sagte der junge Hugenotte erbleichend, »Ihr habt Unglück mir mir, denn ich habe ein Gelübde getan . . . «

»Welches? Glaubt mir, wenn ich zur Ausführung desselben beitragen kann . . . «

»Ich habe geschworen, daß der, auf welchen Ihr trinken wollt, nur von meiner Hand stirbt.«

»Ah!« sagte der Gascogner.

Der Hugenotte wollte aufstehen.

»Wie?« fragte da der Gascogner. »Was tut Ihr, Herr?«

»Nun«, antwortete der Hugenotte, »der Versuch ist gemacht, die drei Gesundheiten sind vorgeschlagen und da wir nicht gleicher Meinung zu sein scheinen über diese Personen, so darf man fürchten, daß wir noch weniger zusammen stimmen, wenn es zu den Grundsätzen kommt.«

»Bei dem dreifaltigen lebendigen Gott, es soll nicht gesagt werden, zwei Männer, die ganz geeignet sind, sich zu verständigen, hätten sich um Leute veruneinigt, die sie gar nicht kennen, denn ich kenne weder den Herzog von Guise noch den Marschall von Saint-André, noch den Connetable von Montmorency; nehmen wir also an, ich hätte die Unklugheit begangen, die Gesundheit von drei Höllenteufeln, Satan, Lucifer und Astaroth ausgebracht. Ich kehre also geschwind um und stehe nun wieder da, von wo ich ausging. Da die Gläser voll sind, so wollen wir sie, wenn’s beliebt, auf unsere eigene Gesundheit gegenseitig leeren. Gott gebe Euch lange und glückliche Tage, Herr, das wünsche ich Euch von Herzen.«

»Der Wunsch ist zu höflich, als daß ich ihn nicht für Euch zurückgeben sollte.«

Diesmal trank der Mann aus dem Angoumois sein Glas aus, wie es der Capitän bereits getan hatte.

»Die Sache wäre also abgemacht«, sagte der Gascogner, indem er nett der Zunge klatschte, »und wir sind einig. Von dem heutigen Tage an könnt Ihr auf mich rechnen wie auf den ergebensten Freund.«

»Auch ich stelle mich Euch zur Verfügung, Capitän«, antwortete der Hugenotte mit seiner gewöhnlichen höflichen Weise.

»Ich«, fuhr der Gascogner fort, »füge hinzu, daß ich nur auf eine Gelegenheit warte, Euch einen Dienst zu erweisen.«

»Ich gleichfalls,- antwortete der andere.

»Ganz aufrichtig?«

»Aufrichtig, Capitän.«

»Ihr habt, wie ich glaube, die Gelegenheit, mir einen Dienst zu erzeigen, bereits gefunden.«

»Wäre es möglich, daß ich das Glück hätte?«

»Ja, bei Gott, ich täusche mich sehr, oder ihr habt es in der Hand.«

»So sprecht.«

»Die Sache ist die. Ich komme aus der Gascogne und habe das Schloß meiner Väter verlassen, wo ich zusehends und in kläglicher Weise dick wurde; da empfahl mir mein Barbier Bewegung und ich gehe nach Paris, um eine heilsame Bewegung zu suchen. Es versteht sich von selbst, daß ich das Waffenhandwerk wählte. Kennt Ihr nicht in dem Angoumois eine gute Stelle, die ein tüchtiger gascognischer Capitän einnehmen könnte, vorausgesetzt, daß ich keine alte Frau zu unterhalten und keine neuen Stiefel auszulaufen hätte? Ich schmeichle mir, daß ich das Amt, das man mir anvertraut, sehr gut ausfüllen und verwalten würde.«

»Ich möchte Euch gern dienen, Capitän«, antwortete der Andere, »leider habe ich aber die Heimat sehr jung verlassen und ich kenne Niemand mehr da.«

»Bei dem heiligen Vater, vielleicht kennt Ihr dann ein Ämtchen in irgend einer andern Provinz; ich bestehe nicht gerade auf dem Angoumois, das überhaupt ein Fiebernest sein soll, oder Ihr kennt irgend einen tugendhaften vornehmen Herrn, dem Ihr mich empfehlen könnten er braucht auch gerade nicht sehr tugendhaft zu sein, wenn ihm nur der liebe Gott an Tapferkeit zugegeben hat, was ihm an Tugend fehlt.«

»Ich bedauere gar sehr, Capitän, Euch in nichts dienen zu können. Ein Mann, der sich in alles schickt wie Ihr, wird leicht etwas finden; ich bin ein armer Edelmann wie Ihr; wenn ich einen Bruder hätte, ich könnte ihn nicht erhalten von dem Überfluß meiner Börse oder meines Kredites.«

»Bei dem guten Schächer!« fiel der Gascogner ein, »das ist Schade, aber da Ihr den guten Willen hattet«, fuhr er fort, indem er ausstand und den Schwertgurt enger schnallte, »so bin ich Euch ebenso verbunden.«

Er verbeugte sich vor dem Hugenotten, der dasselbe tat, seinen Krug und sein Glas nahm und sich an seinen ersten Platz zurückbegab.

Er tat dies, um dem Gespräche ein Ende zu machen, das er wohl mehr aus Artigkeit als aus Teilnahme fortgeführt hatte, oder das Heranrollen der Kutsche veranlaßte ihn in den dunkelsten Schatten zurückzukehren; wir wollen die Entscheidung darüber dem Leser überlassen.

Die Ankunft der Kutsche wirkte übrigens auf alle Anwesenden in verschiedener Weise.

Wir haben gesehen, daß der Mann aus dem Angoumois aus seinen ersten Platz zurückkehrte, welcher ihm gestattete der Tür den Rücken zuzukehren.

Der gascognische Capitän blieb stehen, wie es einem jüngeren Sohne gebührt, den berühmten Personen gegenüber, welche der Page angemeldet hatte.

Der Wirt und dessen Frau endlich eilten nach der Tür, um sich zur Verfügung der Reisenden zu stellen, welche ihnen das Glück zuführte.

Der Page, welcher auf dem dreifachen Fußtritt der Kutsche stand, um sich in dem Schmutze der Straße rein zu; halten, sprang herunter und öffnete den Schlag.

Ein Mann von stolzer Haltung mit einer großen Narbe stieg zuerst aus.

Es war Franz von Lothringen, Herzog von Guise, genannt der Benarbte, von der schrecklichen Wunde, die er bei der Belagerung von Calais erhalten hatte.

Er trug die weiße Schärpe mit den Fransen und den Lilien, welche seinen Rang als Generallieutenant der Armee des Königs bezeichnete.

Sein Haar war bürstenartig kurz geschnitten und er trug das damals modische schwarze Sammtbarett mit weißen Federn, ein perlengraues Wamms mit Silber, seine Lieblingsfarben, Beinkleider und Mantel von scharlachrotem Sammt mit langen Stiefeln, welche er bis in die Mitte der Schenkel heraufziehen oder bis unter das Knie zurückschlagen konnte.

»Es ist ja eine wahre Sündflut«, sagte er, indem er unter den Wasserpfützen vor der Tür des Wirtshauses ausstieg. Dann wendete er sich nach dem Innern der Kutsche und fuhr fort: »Liebe Charlotte, Ihr könnt eure Füßchen unmöglich in diesen abscheulichen Schmutz setzen.«

»Was soll ich sonst tun?« fragte eine weiche sanfte Stimme.

»Lieber Marschall«, fuhr der Herzog fort, »wollt Ihr mir erlauben eure Tochter auf meinen Armen hineinzutragen? Das wird mich um vierzehn Jahre verjüngern, denn es sind eben heute vierzehn Jahre, meine schöne Pate, daß ich Euch so aus eurer Wiege hob . . . So kommt, mein Täubchen!«

Er nahm das junge Mädchen in seine Arme und trug sie mit drei Schritten in die Gaststube.

Der galante Herzog von Guise hatte seine Pate, die seine Schwiegertochter werden sollte, Täubchen genannt und diese Bezeichnung paßte auch vortrefflich, denn man konnte in der Tat kein weißeres, lieblicheres, zierlicheres Wesen sehen als das des Mädchens, welches der Herzog eben in seinen Armen daher getragen und auf den feuchten Fußboden der Wirtsstube niedergelassen hatte.

Die dritte Person, welche aus der Kutsche stieg oder vielmehr herauszusteigen versuchte, war der Marschall von St. André.

Er rief seinen Pagen, der aber nicht hörte, ob er gleich kaum drei Schritte weit entfernt war.

Er sah als echter Page mit verliebten Blicken nach der Tochter seines Herrn.

»Jacob! Jacob!« rief der Marschall. »Wirst Du kommen?«

Bei diesen Worten, die er so laut als möglich sprach, wobei er auch den Kopf weit aus der Kutsche herausstreckte, konnte der Page unmöglich länger zögern.

»Da bin ich«, antwortete der Page, indem er sich rasch umdrehte; »da bin ich Herr Marschall.«

»Gott's Tod!« entgegnete dieser. »Ich sehe wohl, daß Du da bist, aber nur nicht gerade da, wo Du sein solltest. Hierher, daher an den Tritt! Du weißt ja, daß ich jetzt nicht recht . . . au! ah! Donnerwet . . . «

»Verzeiht«, antwortete der Page verlegen, indem er seinem Herrn die Achsel als Stütze bot.

»Stützt Euch auf mich, Herr Marschall«, fiel der Herzog von Guise ein, indem er dem Podagristen den Arm bot. [Da die Gelehrten mit Recht sagen könnten, der Marschall von St. André habe 1559 nicht an der Gicht in dem Schlosse Villers-Cotterets krank gelegen, so müssen wir sagen, daß wir dies recht gut wissen, aber wir glauben, daß wir Marschalls in Bezug aus den Feldherrn etwas von der Wahrheit abweichen dürfen, während es bei Franz I. selbst nicht gestattet wäre.]

Der Marschall benutzte die ihm gegebene Erlaubnis und kam, so zweifach unterstützt, ebenfalls in das Wirtshaus hinein.

Er war damals ein Mann von etwa fünfzig Jahren mit blühenden Wangen, welche nur sein Unwohlsein für den Augenblick etwas gebleicht hatte, mit rotem Bart, blondem Haar und blauen Augen. Man sah es ihm recht wohl an, daß der Marschall von St. André zehn oder zwölf Jahre vor der Zeit, in der wir ihm begegnen, einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen sein mußte.

Er setzte sich mit einiger Anstrengung aus eine Art Strohsessel, welcher am Kamine ihn zu erwarten schien, d, h. in dem Winkel dem Platze des Hugenotten und des Capitäns gerade entgegengesetzt. Der Herzog bot den Stuhl, auf welchem wir kurz vorher den Wirt reiten sahen, dem Fräulein Charlotte von St. André, er selbst ließ sich auf einen andern nieder und winkte dem Wirt, in dem Kamine ein großes Feuer anzumachen, denn ob es gleich Sommer war, machte doch die große Feuchtigkeit ein Feuer notwendig.

In diesem Augenblicke begann der Regen in solcher, Menge herabzustürzen, daß das Wasser durch die offene Tür, wie durch einen zerrissenen Damm oder eine geöffnete Schleuse einzudringen anfing.

»Wirt! rief der Marschall, »mache deine Tür zu; willst Du uns hier ersäufen?«

Der Wirt gab das Holz, das er eben brachte, seiner Frau, überließ ihr wie einer Vestalin die Sorge für das Feuer und lief nach der Tür, um dem Befehle des Marschalls nachzukommen, in dem Augenblicke aber, als er alle seine Kräfte aufbot, die massive Tür herumzudrehen, hörte er auf der Straße den Galopp eines Pferdes.

Der würdige Mann hielt also in seinem Unternehmen an, damit der Reisende, wenn er die Tür geschlossen sehe, nicht etwa glaube, das Wirtshaus sei voll oder gar unbewohnt und folglich weiter reite.

»Verzeiht, gnädiger Herr«, sagte er, indem er den Kopf durch die halbgeöffnete Tür steckte, »aber ich glaube, da kommt noch ein Reisender.«

Es hielt in der Tat ein Reiter an dem Wirtshaus, sprang von dem Pferde und warf den Zügel dem Wirte zu.

»Führe das Pferd in den Stall, sagte er, »und spare den Hafer nicht.«

Dann trat er rasch in das Haus und die Gaststube hinein, welche das Feuer noch nicht beleuchtete, und schüttelte seinen vom Regentriefenden Hut ab, so daß er alle Anwesenden bespritzte.

Das erste Opfer war der Herzog von Guise, der rasch aufstand, mit einem Sprunge bei dem Fremden war und sagte:

»Herr, könnt Ihr nicht darauf achten was Ihr tut? Esel! »

Bei dieser Anrede drehte der Angekommene sich um und bei dem Umdrehen griff er zugleich blitzschnell nach dem Schwerte.

Der Herzog von Guise würde wahrscheinlich das Wort, das er dem Fremden zugeworfen hatte, schwer gebüßt haben, wenn er nicht mehr vor dem Gesicht als dem Degen zurück; gewichen wäre.

»Wie, Prinz? Ihr seid es?« fragte er.

Das Horoskop.

Derjenige, welchen der Herzog von Guise Prinz genannt hatte, brauchte seinerseits den berühmten Lothringen nur anzusehen, um ihn ebenfalls zu erkennen.

»Freilich bin ich's, Herr Herzog«, antwortete er fast eben so erstaunt, ihn in dem schlechten Wirtshaus zu finden, wie jener sich gewundert hatte, ihn eintreten zu sehen.

»Ich muß gestehen Prinz«,- fuhr der Herzog fort, »daß der Regen die Menschen sehr blendet, da ich Ew. Hoheit für einen Studenten von der Messe halten konnte.«

Er verbeugte sich dabei und setzte hinzu:

»Ich bitte dringend um Verzeihung.«

»Ah, es ist gar nicht nötig, Herzog«, sagte der Angekommene mit einem überlegenen Wesen, das ihm gewohnt war. »Aber welcher Zufall bringt Euch hierher? Ich glaubte, Ihr wäret in eurer Grafschaft Nanteuil.«

»Ich komme auch daher, Prinz.«

»Über St. Denis? »

»Wir haben von Gonesse einen Abstecher gemacht, um die Messe zu sehen.«

»Ihr, Herzog? Bei mir mag es angehen, da meine Leichtfertigkeit sprichwörtlich zu werden anfängt, daß aber der ernste, strenge Herzog von Guise einen Abstecher macht, um ein Studentenfest zu sehen . . . «

»Auch bin ich nicht auf den Gedanken gekommen, Prinz. Ich machte die Reise mit dem Marschall von St. André und dessen Tochter, meiner Pate, Charlotte, die denn einmal die berühmte Messe sehen wollte. Wir wurden von dem Regen überfallen und kehrten da ein.«

»Der Marschall ist also hier?« fragte der Prinz.

»Hier ist er«, antwortete der Herzog, indem er bei Seite trat. Der Prinz hatte wohl im Halbdunkel eine Gruppe gesehen, die Personen aber nicht zu erkennen vermocht.

Der Marschall erhob sich mit Anstrengung und stützte sich auf seinen Stuhl.

»Marschall«, sagte der Prinz, »entschuldigt, daß ich Euch nicht früher erkannte, da aber diese Wirtsstube so finster ist wie ein Keller oder vielmehr dieser Keller so dunkel wie ein Kerker, so hätte ich wohl wie der Herzog da einen Edelmann mit einem gemeinen Mann verwechseln können. Zum Glück, Fräulein«, fuhr der Prinz gegen das Mädchen gewendet fort, die er mit Bewunderung betrachtete, »zum Glück lerne ich allmählich wieder sehen, und ich kann nun tun so aufrichtiger die Blinden beklagen, welche ein Gesicht wie das eurige nie sehen können.«

Diese Schmeichelei trieb dem jungen Mädchen das Blut in das Gesicht. Sie schlug die Augen auf, um den anzublicken, welcher ihr vielleicht die erste Schmeichelei in ihrem Leben gesagt hatte, senkte sie aber auch alsbald nieder, denn es blendeten sie die Blitze, welche aus den Augen des Prinzen sprühten.

Wir wissen nicht was sie dabei empfand, gewiß aber etwas recht Angenehmes, denn nicht leicht konnte ein Mädchen von vierzehn Jahren ein reizenderes Gesicht sehen, als das des Herrn von neunundzwanzig Jahren, welchen man Prinz und Hoheit nannte.

In der Tat war Ludwig I. von Bourbon, Prinz von 63 Condé ein vollendeter Herr. Zur Zeit des Beginnes unserer Geschichte war er eben dreißig Jahre alt geworden.



Prinz von Condé.

Er war eher klein als groß, aber bewundernswürdig gebaut. Sein ziemlich glatt geschnittenes Haar beschattete glänzende Schläfe, an denen ein Phrenolog unserer Zeit alle Erhöhungen des höchsten Verstandes hätte finden können. Seine lapislazuliblauen Augen hatten einen sanften, zärtlichen Ausdruck und wenn nicht dicke Brauen dem Gesicht einige Härte gegeben hätten, die ein blonder Bart doch wieder milderte, hätte man den Prinzen für einen Studenten hatten können, den die Mutter eben erst von sich gelassen hat; gleichwohl lag in diesem so reizenden, wie Himmelsbläue klaren Auge bisweilen raue, wilde Kraft, weshalb ihn die Schöngeister jener Zeit mit einem Flusse verglichen, der bald sanft dahinfließt, bald von Sturm und Wetter ausgewählt werde. Es lag mit einem Worte in seinem Gesicht sein vorherrschender Charakter ausgeprägt, nämlich der körperliche Mut und das aufs höchste gesteigerte Bedürfnis zu lieben.

In diesem Augenblicke wurde, da die Tür geschlossen war und das Feuer in dem Kamine aufflackerte, die Wirtsstube erhellt und der Schein der Flammen beleuchtete die beiden Gruppen an der rechten und linken Seite. Bisweilen fiel auch das grelle Licht der Blitze, die über den Himmel hin zuckten, durch die Ritzen in der Decke und übergoß die Gesichter mit dem bläulichen Scheine, in welchem auch die jüngsten und lebenskräftigsten Personen wie Leichen oder Gespenster aussehen. Das fiel selbst dem Wirte auf, der eine Lampe anzündete, da es finster war, obgleich kaum die siebente Stunde gekommen. Er setzte diese Lampe auf den Kaminmantel über die Gruppe, welche der Prinz von Condé, der Herzog von Guise, der Marschall von St. André und dessen Tochter bildeten.

Da der Regen nicht nachließ, sondern immer heftiger, wurde, so war an Aufbruch nicht zu denken. Mit dem Regen verband sich zumal von dem Flusse her ein so entsetzlicher Wind, daß die Läden des Wirtshauses an die Wand klappten und dieses selbst von dem Giebel bis in den Grund zu zittern schien. Wäre die Kutsche in diesem Wetter draußen auf der Straße gewesen, sie würde von dem Sturme umgeworfen worden sein. Die Reisenden beschlossen demnach in dem Wirtshaus zu bleiben, bis das Wetter vorübergezogen sein würde.

Mitten in dem Aufruhre der Elemente, während der Regen von dem Dache strömte, die Läden schauerlich klappten, Ziegel von dem Dache heruntergerissen wurden und der Wind heulte, hörte man an die Tür klopfen und eine Stimme rief draußen kläglich:

»Macht auf, macht auf, im Namen unseres Herrn!«

Als der Wirt klopfen hörte, war er aufgesprungen, denn er glaubte es komme noch ein Reisender; als er aber die Stimme erkannte, blieb er zögernd stehen und schüttelte den Kopf.

»Du irrst Dich in der Tür, alte Hexe, hier darfst Du nicht klopfen, wenn Du eingelassen sein willst.«

»Macht auf, Herr Wirt«, wiederholte die Stimme plötzlich; »es ist wahrhaftig Sünde, eine arme alte Frau in solchem Wetter draußen stehen zu lassen.«

»Drehe nur deinen Besenstiel um, Teufelsbraut«, antwortete der Wirt durch die Tür hindurch, »Du passest in die vornehme Gesellschaft hier nicht.«

»Warum machst Du der armen Frau nicht auf?« fragte der Prinz von Condé, den die Hartherzigkeit des Wirtes empörte.

»Weil sie eine Hexe ist, Hoheit, die Hexe Bandilly, die man des Beispiels wegen mitten in der Ebene von St. Denis verbrennen sollte. Sie denkt an nichts als Krankheiten und wahrsagt nichts als Donner und Hagel. Ganz gewiß hat sie im Unwillen über einige arme Bauersleute dieses Hundewetter gebraut.«

»Hexe oder nicht«, sagte der Prinz, »mache ihr auf, man darf ein menschliches Wesen bei solchem Wetter nicht vor der Türe lassen.«

»Weil Ew. Hoheit es wünscht, will ich der alten Ketzerin aufmachen, aber ich wünsche, daß Ihr es nicht bereut, denn wo sie sich zeigt, gibts Unglück. »

Der Wirt, der trotz seinem Widerstreben gehorchen mußte, öffnete die Tür und man sah eine alte Frau mit grauem dichten herumhängenden Haar, in rotem ganz zerrissenen Kleide und langem braunen Mantel in Fetzen hereintreten oder vielmehr auf die Schwelle fallen.

Der Prinz von Condé trat hinzu, obgleich er Prinz war, um der Hexe aufzuhelfen, denn er besaß das trefflichste Herz von der Welt.

Der Wirt kam ihm indes zuvor und hob die Alte auf.

»Danke dem Herrn Prinzen von Condé, Hexe«, sagte er, »denn wenn er nicht war, hätte ich Dich, darauf kannst Du bauen, zum Wohle der Stadt und der ganzen Gegend vor der Tür umkommen lassen.«

Ohne zu fragen wer der Prinz sei, ging die Alte sogleich zu ihm hin, kniete vor ihm nieder und küßte den Saum seines Mantels.

Der Prinz sah sie mitleidig an und sagte:

»Wirt, gib der armen Frau einen Krug Wein und von dem besten.«

Gegen die Alte setzte er hinzu:

»Trink einmal, Alte, das wird Dich erwärmen.«

Die Frau setzte sich an einen der Tische am Ende der Stube und befand sich so der Tür gegenüber, so daß sie die Gruppe des Prinzen, des Herzogs, des Marschalls und der Tochter desselben zur Rechten, den gascogneschen Capitän, den Mann aus dem Angoumois und den jungen Pagen zur Linken hatte.

Der Mann aus dem Angoumois war wieder in Gedanken versunken.

Der Page war durch die Reize des jungen Fräuleins von St. André geblendet.

Nur der Capitän achtete auf Alles was vorging.

Er meinte, wenn auch die alte Frau keine Hexe und nur der zehnte Teil von dem wahr sei, was der Wirt gesagt, möchte es doch immer ein Licht sein, ihn bei dem Aufsuchen der Stelle zu leiten, nach der er sich bereits bei den Reisenden und dem Pagen erkundigt hatte, ohne daß er eine Nachweisung erlangt.

Er stieg also über seine Bank, stellte sich vor die Hexe, welche mit großem Behagen ein Glas guten Weins getrunken hatte, stemmte die linke Hand auf den Schwertgriff, bog den Kopf herunter und betrachtete die alte Frau ausdauernd.

»Na, Hexe«, sagte er endlich, »kannst Du wirklich in der Zukunft lesen?«

»Mit Gottes Hilfe, Herr, ja, bisweilen.«

»Könntest Du mir nicht mein Horoskop stellen?«

»Ich will es versuchen, wenn Ihr es wünscht.«

»Ja, ich wünsche es.«

»Dann stehe ich Euch zu Diensten.«

»Da hast Du meine Hand, denn in der Hand lest Ihr, nicht wahr?«

Die Hexe faßte mit ihren schwarzbraunen dürren Händen die Hand des Capitäns, die fast so dürr und braun war wie die ihrigen.

»Was soll ich Euch zuerst sagen?« fragte sie.

»Zuerst sollst Du mir sagen, ob ich Glück haben werde.«

Die Hexe betrachtete die Hand des Gascogners lange, der ungeduldig wurde, als die Hexe nichts sagte, dann den Kopf schüttelte und zweifelnd sagte:

»Wie kann man aber auch in der Hand eines Menschen sehen, ob er Glück haben wird. »

»Sehr leicht, Herr, aber das ist mein Geheimnis.«

»Heraus mit deinem Geheimnisse also!«

»Wenn ich Euch das sage, Capitän«, antwortete die Alte, »so ist es nicht mehr mein Geheimnis.«

»Das trifft; behalte es meinetwegen, aber mach, geschwind; Du kitzelst mich in der Hand, Hexe, und das liebe ich von alten Weibern gar nicht.«

»Ihr werdet euer Glück machen, Capitän.«

»Wirklich, Hexe? »

»Bei dem Kreuze.«

»Ah, Cap de Dion, das ist eine gute Nachricht. Meinst Du, daß es bald geschieht?«

»In einigen Jahren.«

»Lieber wäre es mir früher, in einigen Tagen, zum Exempel.«

»Ich kann nur sagen was geschehen wird, den Gang der Ereignisse aber nicht beschleunigen!«

»Werde ich viel Mühe dabei haben?«

»Nein, aber Anderen könnte es viel Not bringen.«

»Wie meinst Du das?«

»Ich meine, Ihr seid ehrgeizig, Capitän.«

»Beim wahren Gott! da hast Du recht, Hexe.«

»Alle Mittel werden Euch gleich sein, das Ziel zu erreichen.«

»Ja, zeige mir nur, was ich tun soll.«

»Ihr werdet das Mittel schon selbst ergreifen, wie schrecklich es auch sei.«

»Und was werde ich, wenn ich auf dem schrecklichen Wege hingehe?«

»Ein Mörder, Capitän.«

»Bei Christi Blut!« rief der Gascogner, »Du bist die schlechteste Hexe, und willst Leuten wahrsagen. Geh' zu denen, die dumm genug sind.«

Er sah dabei die Alte unwillig an und setzte sich wieder nieder, während er vor sich hinbrummte: »Mörder! Mörder? Ich? Hexe, da müßte ich viel Geld bekommen!«

»Jacob!« rief Fräulein von St. André, welche aufmerksam zugesehen und zugehört hatte und von großer Neugierde geplagt wurde, »Jacob, laßt Euch doch auch von der Frau wahrsagen.«

Der junge Mann, der zum zweiten Male mit diesem Namen gerufen wurde und kein Anderer als der Page war, stand auf, ohne etwas zu entgegnen, und trat in unbedingtem Gehorsam zu der Wahrsagerin.

»Da ist meine Hand, gute Frau, sagte er, »wollt Ihr mir auch wahrsagen wie dem Capitän?«

»Ja, recht gern, mein schönes Kind«, antwortete sie.

Sie ergriff die Hand, die so weiß war wie eine Frauenhand, und die der Page ihr bot, und schüttelte den Kopf.

»Nun, Alte?« fragte der Page, »Ihr seht nichts Gutes in der Hand, nicht wahr?«

»Ihr werdet unglücklich werden.«

»Ach, armer Jacob!« sagte halb spöttisch, halb mitleidig das Mädchen, welches die Wahrsagung veranlaßt hatte.

Der junge Mann lächelte traurig und er murmelte:

»Ich werde es nicht erst werden, ich bin es schon.«

»Die Liebe wird Euch unglücklich machen«, fuhr die Alte fort.

»Werde ich jung sterben?« fragte der Page.

»Ach ja, armes Kind, im vierundzwanzigsten Jahre.«

»Um so besser.«

»Jacob, um so besser? Was sagt Ihr da!«

»Was hilft mir das Leben, da ich ja unglücklich sein soll?« antwortete der junge Mann. »Werde ich wenigstens auf einem Schlachtfelde sterben?«

»Nein.«

»In einem Bette?«

»Nein.«

»Durch einen Unfall?«

»Nein.«

»Wie sonst soll ich sterben, Alte?«

»Ich kann es Euch nicht bestimmt sagen, wie Ihr sterben werdet, aber die Ursache eures Todes kann ich Euch nennen.«

»Nun, welche Ursache?«

Die Alte antwortete leiser:

»Ihr werdet ein Mörder.«

Der junge Mann wurde so bleich, als ob das Prophezeite schon geschehen sei; dann kehrte er gesenkten Hauptes zurück und sagte:

»Ich danke, Alte; was geschrieben steht, mag geschehen.«

»Nun«, fragte der Capitän den Pagen, »was hat Euch die verfluchte Alte gesagt?«

»Nichts, was ich wiederholen könnte, Capitän.«

Der Capitän wendete sich an den Mann aus dem Angoumois und sagte:

»Nun, seid Ihr nicht auch neugierig euer Schicksal zu hören? Eine Prophezeiung mag wahr oder nicht wahr, gut oder schlecht sein, sie hilft wenigstens immer eine Viertelstunde hinbringen.«

»Verzeiht«, antwortete der Angeredete, der plötzlich aus seinem Sinnen aufzuschrecken schien, »ich habe vielmehr die Frau etwas sehr Wichtiges zu fragen.«

Er stand auf und ging mit der sicheren Bewegung, welche festen und starken Willen verrät, gerade zu der Alten hin.

»Zauberin«, sagte er mit finsterer Stimme, indem er seine nervige Hand hinhielt, »wird mir mein Unternehmen gelingen?«

Die alte Frau ergriff die ihr dargebotene Hand, ließ sie aber wie erschrocken fallen, als sie kaum darauf geblickt hatte.

»Ach ja«, sagte sie, »es wird Euch gelingen zu eurem Unglück.«

»Gelingen aber wird es?«

»Herr Jesus, um welchen Preis!«

»Um den Preis des Todes meines Feindes, nicht wahr?«

»Sie werden eines grausamen Todes sterben.«

»Aber erst nachdem er tot ist, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann gleichviel.«

Der Mann kehrte auf seinen Platz zurück und warf einen Blick unsäglichen Hasses auf den Herzog von Guise.

»Seltsam! seltsam! seltsam!« murmelte die Alte.

Alle drei Mörder!«

Sie blickte mit einer Art Entsetzen auf die Gruppe, welche der Capitän, der andere Mann und der junge Page bildeten.

Die vornehmen Gäste an der entgegengesetzten Seite der Wirtsstube hatten die Augen von der Wahrsagerscene nicht, abgewendet, doch nur einige von den Worten gehört.

Wie wenig Vertrauen man auch zu Wahrsagern und sogenannten Zauberern hat, neugierig ist man immer und befragt gern die schauerliche Wissenschaft, welche man Magie nennt, entweder daß sie uns tausendfaches Glück verkünde, dem wir glauben, oder tausendfaches Unglück, das wir für Lüge erklären.

Das veranlaßte denn auch wahrscheinlich den Marschall von St. André die Alte zu befragen.

»Ich schenke allen diesen Dingen nur schwachen Glauben«, sagte er, »muß aber gestehen, daß eine Zigeunerin mir in meiner Jugend alles prophezeit hat, was mir bis zum fünfzigsten Jahre widerfahren würde. Jetzt bin ich fünfzig Jahre alt und ich würde es gerne hören, wenn mir eine Andere das Weitere bis zu meinem Tode sagte. So komm denn her, Tochter Belzebubs«, setzte er gegen die Alte gewendet hinzu.

Diese stand auf und trat zu der Gruppe.

»Da ist meine Hand«, sagte der Marschall; »laß hören; rede und rede laut; was hast Du mir Gutes zu sagen?«

»Nichts, Herr Marschall.«

»Nichts? Das ist nicht viel, . . . und Schlimmes?«

»Fragt mich nicht, Herr Marschall.«

»Freilich frage ich Dich; laß hören, was liesest Du in meiner Hand?«

»Gewaltsame Unterbrechung der Lebenslinie.«

»Das heißt also, ich habe nicht lange mehr zu leben, he?« —

»Vater!« flüsterte das junge Mädchen, und sah ihn bittend an, nicht weiter zu fragen.

»Laß, laß, Charlotte«, entgegnete der Marschall.

»Hört auf das schöne Kind«, sagte die Alte.

»Mach' weiter, Zigeunerin . . . Ich werde also bald sterben?«

»Ja, Herr Marschall, bald.«

»Eines gewaltsamen oder natürlichen Todes?«

»Eines gewaltsamen. Ihr werdet den Tod auf einem Schlachtfelde finden, aber nicht von einem ehrlichen Feinde.«

»Von der Hand eines Verräters also?«

»Von der Hand eines Verräters.«

»Das heißt?«

»Das heißt, Ihr werdet ermordet werden.«

»Vater!« sagte die Tochter zitternd und sie schmiegte sich an ihn.

»Glaubst Du denn an diese Teufeleien?« sagte der Marschall und er küßte die Tochter auf die Stirn.

»Nein, Vater, aber doch schlägt mir das Herz in der Brust, als ob das Unglück, das man prophezeit, geschehen sollte.«

»Kind«, antwortete der Marschall achselzuckend, »zeige ihr deine Hand auch und möge ihre Wahrsagung deinem Leben so viele Tage hinzusetzen, als sie dem meinigen nimmt.«

Das Mädchen weigerte sich entschieden.

»Dann will ich Euch mit gutem Beispiele vorangehen«, sagte der Herzog von Guise, indem er seine Hand der Alten hinhielt. Lächelnd setzte er hinzu: »Ich sage Dir, Zigeunerin, man hat mir schon dreimal das Horoskop gestellt und dreimal bat es ein schlechtes Resultat abgegeben; bleibe Du, zur Ehre der Magie, auch dabei.«

»Ew. Gnaden«, sagte die Alte nachdem sie die Hand des Herzogs besichtigt hatte, »ich weiß nicht was man Euch bisher prophezeit hat, hört was ich Euch sage.«

»Laß hören.«

»Ihr werdet sterben wie der Herr Marschall, ermordet.«

»Es ist richtig«, antwortete der Herzog, »und ich kann meinem Schicksale nicht entgehen. Da nimm das und geh' zum Teufel.«

Er warf der Alten ein Goldstück zu.

»Die Alte prophezeit ja eine wahre Adelsschlächterei und ich bedaure fast, ihr hereingeholfen zu haben. Um aber; nicht etwa den Schein auf mich zu laden, als wollte ich dem Schicksale allein entgehen, da, Alte, nimm meine Hand!« sagte der Prinz.

»Glaubt Ihr doch den Hexen, Prinz?« fragte der Herzog von Guise.

»Ich habe so viele Prophezeiungen nicht in Erfüllung, so viele in Erfüllung gehen sehen, daß ich wie Michel Montaigne sage: Wer weiß? —- Da, gute Frau, ist meine Hand. Was siehst Du darin? Sag es heraus, es mag gut oder schlecht sein.«

»Ich sehe in eurer Hand, Hoheit, ein Leben reich an Liebe und Kämpfen, an Freuden und Gefahren, das mit einem blutigen Tode endigt.«

»Ich werde also auch ermordet?«

»Ja, Hoheit.«

»Wie der Marschall von St. André? Wie der Herzog von Guise?«

»Wie sie.«

»Es mag wahr oder falsch sein, was Du mir da sagst, gute Frau, Du verkündest mir doch, daß ich in guter Gesellschaft sein werde, nimm also für deine Mühe.«

Er gab ihr nicht bloß ein Goldstück, wie es der Herzog, von Guise getan hatte, sondern die ganze Börse.

»Gebe der Himmel, Ew Hoheit«, sagte die Alte, indem sie die Hand des Prinzen küßte, »daß die alte Hexe sich irre und ihre Prophezeiung nicht wahr werde!«

»Wenn sie wahr wird, gute Frau, trotz deinem Wunsche, daß sie nicht in Erfüllung gehen möge, werde ich auch an die Hexerei glauben. Freilich«, setzte er lachend hinzu, »das würde zu spät sein.«

Es folgte nun eine tiefe Stille, in welcher man hörte, daß es nicht mehr so heftig regnete wie vorher.

»Aber«, fuhr der Prinz fort, »das Unwetter läßt nach . . . Ich grüße Euch, Herr Marschall, und Euch, Herr Herzog; man erwartet mich um neun Uhr im Palast Coligny und ich breche also auf.«

»Bei diesem Wetter, Prinz?« fragte Charlotte.

»Fräulein«, erwiderte der Prinz, »ich danke für eure Besorgnis, habe aber von dem Wetter nichts zu fürchten, da ich ja ermordet werden soll.«

Nachdem er sich vor den beiden Herren verbeugt und auf Fräulein St. André einen Blick hatte ruhen lassen, welcher das Mädchen zwang die Augen niederzuschlagen, verließ der Prinz das Wirtshaus und im nächsten Augenblicke hörte man ein Pferd auf der Straße nach Paris hin galoppieren.

»Laß die Kutsche an die Tür fahren, Jacob«, sagte der Marschall; »wenn man den Prinzen um neun Uhr bei Coligny erwartet, erwartet man uns um zehn Uhr in dem Palast Tournelles.«

Die Kutsche fuhr vor.

Der Marschall von St. André, dessen Tochter und der Herzog von Guise stiegen ein.

Mögen sie dem Prinzen von Condé aus der Straße von Paris folgen; wir werden sie später dort wieder finden.

Nähern wir einander nur die Namen der drei Personen, welchen die Alte gesagt hatte, sie würden ermordet werden, den Namen der drei andern, denen sie

verkündigt hatte, sie würden Mörder werden.

Der Herzog von Guise — der Marschall von St. André — der Prinz von Condé!

Poltrot von Mercy — Panlvigny von Mezière — Montesquiou.

Die Vorsehung hatte diese sechs Männer in dem Wirtshaus »zum roten Rosse« gewiß zusammengebracht, um ihnen eine Anzeige zu machen, welche dem Einen wie dem Andern nützlich sei.

Ende des Prologes.

Der Triumphzug des Präsidenten Mynard.

Am Dienstag, 18. Dezember des Jahres 1559, sechs Monate nach dem Landitfeste, gegen drei Uhr Nachmittags, bei einem so schönen Sonnenuntergang, als man ihn bei soweit vorgerückter Jahreszeit nur wünschen könnte, ritt Herr Anton Mynard, Rat bei dem Parlament, auf einem äußerst magern Maultiere, das von dem Geize des Eigentümers zeigte, in der Mitte der alten Templestraße hin.

Anton Mynard, aus den wir jetzt die Blicke der Leser lenken, war ein wohlbeleibter Mann von etwa sechzig Jahren, der die blonden Locken seiner Perücke kokett im Winde flattern ließ.

Sein Gesicht mußte in gewöhnlicher Zeit das vollständigste Wohlbehagen ausdrücken, gewiß niemals hatte irgend eine Sorge diese glatte, glänzende, runzellose Stirn verdüstert, keine Träne eine Furche unter den vorstehenden großen Augen gegraben, kurz, nur die selbstsüchtige Sorglosigkeit und die gemeine Heiterkeit hatten ihren Firnis über das Roth dieses Gesichtes gelegt, das majestätisch auf einem dreifachen Kinne ruhte.

An diesem Tage aber war das Gesicht des Präsidenten Mynard in keiner Weise von seinem gewöhnlichen Glanze umstrahlt, denn obschon er nicht weiter als hundert Schritte von feinem Hause und die Entfernung also gar nicht groß war, schien er doch nicht sicher zu sein, ob er da ankommen werde und sein Gesicht, der Spiegel seiner innern Regungen, drückte darum die äußerste Unruhe und Besorgnis aus.

Die Leute, die den würdigen Präsidenten begleiteten, waren aber auch weit entfernt ihn freudig zu stimmen; von dem Gerichtshofe an folgte ihm eine drohende Menge, welche ein außerordentliches Vergnügen daran zu finden schien ihn zu belästigen; alle Schreier und Brüller in der Hauptstadt des allerchristlichsten Reiches schienen sich vor dem Gerichtshofe zusammengefunden zu haben, um ihn bis zu seiner Wohnung zu begleiten.

»Ah, Ihr laßt Euch heute den Kamm hoch anschwellen, Meister Mynard«, sagten die Höflichsten.

»Na, da kommt der große Theriakmann«, sagten Andere.

»Ist’s Euch endlich gelungen? Habt Ihr ihn zum Tode verurteilen lassen?« fragte eine Frau.

»Wann brennt denn der Holzstoß?« rief ein Straßenjunge.

»Es werden an dem Tage viele Leute sich einfinden, aber doch nicht so viel, als wenn die Reihe an Euch kommt!« schrie ein Anderer.

Dann brüllte die ganze Menge zusammen: »Schlechter Kunde, Nichtsnutz, Augenverdreher, Heuchler, Volksfresser, Dickwanst, Leuteschinder!« und ähnliche Schimpfworte, an denen damals das Volk noch reicher war, als es jetzt ist.

Allerdings riefen auch einige andere Stimmen:

»Hört nicht auf die Leute, braver Mann, würdiger Richter!«

Aber zur Schande des Pariser Volkes muß man gestehen, daß dies die Allerwenigsten taten.

Eine Vorstellung davon, was Mynard zu leiden hatte, wird man sich machen können, wenn man erfährt, daß dieser Triumphzug bereits seit einer Stunde dauerte, denn das Maultier schien zu merken, wie wenig Vergnügen sein Herr an diesem Ritte fand und zog ihn deshalb mit unsäglicher Lust in die Länge, trotz den Fersenstößen, die ihm der Präsident versetzte.

Welche Ursache hatten nun die Meisten unter den Versammelten zum Unwillen gegen Herrn Mynard?

Das wollen wir so kurz als möglich erzählen.

Mynard hatte einen der mit Recht am meisten geachteten Männer von Paris, seinen Kollegen im Parlament, seinen Bruder in Gott, den tugendhaften Rat Anton Dubourg, zum Tode verurteilen lassen.

Welches Verbrechen hatte er begangen?

Dasselbe wie der Athenienser Aristides.

Man nannte ihn den Gerechten.

Folgendes war die Veranlassung zu dem Prozesse, der seit sechs Monaten dauerte und in so schrecklicher Weise für den armen Rat endigen sollte.

Im Juni des Jahres 1559 hatte Heinrich II. aus den Antrag des Cardinals von Lothringen und dessen Bruders Franz von Guise, welche das Volk die Boten Gottes zum Schuhe und zur Erhaltung der katholisch-apostolisch-römischen Kirche nannte, ein Edikt erlassen, welches das Parlament nötigte, ohne Ausnahme und ohne Gnade alle Lutheraner zum Tode zu verurteilen.

Troß diesem Edikt nun hatten einige Räte einen Hugenotten aus dem Gefängnisse entlassen und der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen, welche nichts Geringeres als die vollständige Ausrottung der Protestanten beabsichtigten, überredeten den König, am 10. Juni seine Gerichtssitzung in dem großen Saale des Augustinerklosters zu halten, wo sich der Hof eben befand, da der Palast wegen der Feste bei Gelegenheit der Vermählung des Königs Philipp II. mit der Prinzessin Elisabeth und des Prinzen Emanuel Philibert mit der Prinzessin Margarethe in Anspruch genommen war.

Drei-oder viermal des Jahres kamen alle Gerichtshöfe zusammen und diese Sitzung hieß die Mittwochssitzung, weil sie meist an einem solchen Tage stattfand.

Der König begab sich also in diese Mittwochssitzung und eröffnete die Sitzung mit der Frage, warum man sich erlaubt habe einen Protestanten in Freiheit zu setzen, dagegen das Edikt noch nicht eingetragen, das sie verurteile.

Fünf Räte erhoben sich in einem Gefühle und Anton Dubourg sprach in seinem und seiner vier Kollegen Namen mit fester Stimme:

»Weil jener Mann unschuldig war und weil es das Gewissen verlangt einen Unschuldigen frei zu lassen, wenn er auch Hugenotte wäre.«

Diese fünf Räte hießen Faux, Fumet, de Foir, de la Porte und Anna oder Anton Dubourg.

Dubourg hatte, wie wir sagten, die Antwort übernommen. Er setzte weiter hinzu:

»Was das Edikt betrifft, so kann ich dem König nicht raten es eintragen zu lassen; ich trage vielmehr darauf an die Verurteilungen, die es ausspricht, so lange auszusetzen, bis die Meinungen derer, welche man so leichtfertig in den Tod schickt, vor einem Concil reiflich erwogen und ausführlich verhandelt worden sind.«

Da fiel der Präsident Mynard ein und bat mit dem Könige sprechen zu dürfen.

Er war, wie die Memoiren Condé's sagen, ein schlauer, listiger, wollüstiger, unwissender Mann, aber geschickt in allen Intrigen und Praktiken. Er wünschte etwas dem Könige und den Ersten der Kirche in Rom Angenehmes zu tun, fürchtete, die Ansicht Dubourg's sei die der Mehrheit und er müsse darum nach derselben entscheiden und gab deshalb dem Könige zu verstehen, die Räte seines Gerichtshofes wären fast alle Lutheraner, wollten ihm seine Macht und seine Krone entziehen und begünstigten die Lutheraner: es wäre ein Gräuel, wenn man einige unter einander von der heiligen Messe sprechen höre; sie achteten auf kein Gesetz und keine königliche Verordnung, rühmten sich sogar laut, dieselben zu verachten; sie kleideten sich maurisch; die meisten gingen oft in die Gesellschaften, aber nie in die Messe und wenn er das Übel nicht mit der Wurzel vertilge, werde die Kirche von diesem Tage an auf immer verloren sein.

Kurz er entflammte und bestrickte in Verbindung mit dem Cardinal von Lothringen den König dermaßen, daß derselbe ganz außer sich den Grafen von Montmorency, Capitän seiner Leibwache, und Herrn von Chavigny, Führer der schottischen Garde, rufen ließ, um die Räte sofort zu verhaften und in die Bastille abzuführen.

Kaum war diese Verhaftung erfolgt, als Jedermann die Folge vorhersah; die Guisen wollten die Hugenotten durch eine schreckliche Strafe einschüchtern und so hielt man denn, wenn nicht alle fünf Räte, so doch den wichtigsten unter ihnen, Dubourg, für verloren.

Auch liefen schon am nächsten Tage ein paar Verse in Paris um, welche die Namen der fünf Räte enthielten, durch die Stellung dieser Namen aber andeutete, welches Schicksal dem Haupte der hugenottischen Opposition bestimmt sei.

Die fünffache Verhaftung brachte in ganz Paris, sodann in allen Provinzen, namentlich in den nördlichen, eine Art Betäubung hervor. Man kann sogar die Verhaftung des redlichen Mannes, Dubourg, für die Hauptursache der Verschwörung von Amboise und aller Unruhen und Schlachten ansehen, welche Frankreich vierzig Jahre lang mit Blut tränkten.

Deshalb, man verzeihe, halten wir uns eine kurze Zeit in dem ersten Kapitel bei den geschichtlichen Tatsachen auf, welche den Grund bilden, aus welchem der vollständige Bau des Buches ruht, das wir der Nachsicht unserer Leser vorlegen.

Vierzehn Tage nach dieser Verhaftung, Freitag den 27. Juni, am dritten Tage des Turniers, welches der König in dem Schlosse Tournelles in der Nähe jener Bastille gab, in welcher die gefangenen Räte die Trompeten des Festes klingen hörten, ließ der König den Capitän seiner schottischen Garde rufen und befahl ihm wie Montmorency, sofort nach dem Turnier gegen die Lutheraner in Caux zu ziehen.

Montmorency hatte dabei den Auftrag, alle der Ketzerei Überführten über die Klinge springen zu lassen, sie zu foltern, ihnen die Zunge auszuschneiden und sie dann an kleinen Feuern zu verbrennen.

Denen, die nur im Verdacht der Ketzerei standen, sollten bloß die Augen ausgestochen werden.

Fünf Tage nachdem König Heinrich II. diesen Auftrag den Capitänen seiner Garden gegeben hatte, traf, als solle der Spruch sich erfüllen: »Wer mit dem Schwerte schlägt, soll durch das Schwert umkommen«, Graf von Montmorency den König mit der Lanze und tötete ihn so. Diejenigen, welche jene Befehle kannten, sahen dies um so mehr für ein Wunder an, da die Tat rein zufällig und ohne alle böse Absicht geschehen war.

Der Eindruck von diesem Todesfalle, den Viele für eine Strafe Gottes hielten, war so groß, daß er sicherlich vier der gefangenen Räte rettete und die Hinrichtung des Fünften verschoben wurde.

Einer der Fünf wurde freigesprochen, vier zu Abbitte, Dubourg allein ganz verurteilt, da er das Wort geführt hatte.

Dubourg, welcher durch den Bischof von Paris als Ketzer erklärt und verurteilt wurde, degradiert und dem weltlichen Arme überliefert zu werden, appellierte, wurde aber abgewiesen.

Von der Verurteilung durch den Bischof von Paris appellierte er ad superiorem, das heißt, an den Erzbischof von Sens.

Der Erzbischof von Sens bestätigte das Urteil des Bischofs von Paris und Dubourg appellierte nochmals.

Seine Appellation wurde auch diesmal abgewiesen und er richtete sie ad suporioem, das heißt, an den Erzbischof von Lyon, welcher das Urteil bestätigte.

Am 20. des Monats November war also Dubourg in der Bastille durch den Bischof von Drequier, Vikar des Bischofs von Paris, in Begleitung des Abbé von St. Magloire und des Officials von Paris, des Diakonats und Subdiaconats entsetzt worden.

Je öfter aber Dubourg abgewiesen wurde, um so größeres Aufsehen machte die Sache, um so mehr sang man das Lob des so ungerecht verfolgten Gerechten, um so höher stieg seine Popularität, die schon in den Tagen des Glückes groß gewesen war, und um so eifriger erwartete ein großer Teil des Volkes von Paris, das, wie ein zeitgenössischer Schriftsteller sagt, von dem Gifte des Ketzerei angesteckt zu werden begann, die Räte, wenn sie den Gerichtshof verließen, um sie zu beschimpfen und mit Steinen zu werfen.

Der Präsident Mynard erhielt, wegen seiner höheren Stellung, einen ansehnlicheren Teil von den Schimpfworten und eine größere Anzahl Steine.

Von der Beschaffenheit derselben war nie die Rede, denn das Volk von Paris hat von jeher *jeden* Stein für gut gefunden, wenn damit geworfen werden sollte.

Die gewaltsamen Maßregeln gegen die Protestanten, die Grausamkeiten gegen dieselben und namentlich gegen einen der Tugendhaftesten unter ihnen, blieben weit entfernt die Gemüter einzuschüchtern, sie regten dieselben vielmehr auf und auf allen Punkten der Hauptstadt fanden Versammlungen statt, in welchen man heftig gegen die Mitglieder des Parlaments, gegen die Bischöfe, selbst gegen die Guisen und sogar gegen den König sprach.

Der Mann aber, dessen Name am meisten verwünscht wurde, auf den man mit den Fingern zeigte, wenn er auf der Straße erschien, dessen Name der Spioniererei eine gemeine Benennung geben sollte, war der Großinquisitor Anton von Mouchy, welcher nach der Mode der Zeit, in welcher man in alten Bibliotheken alle griechischen und lateinischen Schriften hervorsuchte, die der Zerstörung der Zeit entgangen waren, sich Demouchure nannte, wie die Dubois sich Sylvius und La Ramée sich Ramus nannten.

Franz I. — Ehre dem Ehre gebührt — hatte ein Inquisitionsgericht eingesetzt und in dem Parlamente eine Feuerkammer, so genannt, weil sie immer zum Feuertode verurteilte. Diese Kammer (dieses Gericht) suchte die Ketzer auf und strafte sie, welche damals sich selbst Protestanten zu nennen anfingen, wegen der Protestation der deutschen Fürsten, die sich der Reformation von 1530 angeschlossen hatten, gegen die Beschlüsse von Regensburg und Speier.

Jenes Ketzergericht bestand aus von dem Papst ernannten Richtern, und Anton von Mouchy, der Präsident desselben, ging mit solcher Grausamkeit zu Werke, daß von seinem Namen, wie gesagt, bis auf den heutigen Tag die schimpfliche Benennung Mouchard (geheimer Spion) sich erhalten hat.

Er hatte 1543 den armen Dolet verurteilen lassen, welcher im Sterben noch lateinische Verse machte und den sein wohlbekannter Name: »Bastard des Königs« nicht hatte retten können; er zwang Calvin Frankreich zu verlassen und sich in die Schweiz zu flüchten; kurz er war der Henker des Papstes und der Guisen, jener schrecklichen und glühenden Abgeordneten des heiligen Vaters.

Er hatte auch, in jenem Jahrhunderte der Erfindungen und Entdeckungen, wenn auch nicht gerade eine neue Folter und Strafe erfunden, so doch aus zwei Qualen eine gemacht.

Vor Herrn von Mouchy war ein Mittel der Folter die Wippe gewesen.

Vor Herrn von Mouchy verbrannte man.

Im Allgemeinen verbrannte man zu schnell, meinte Mouchy, und der glückliche Verurteilte hatte nicht Zeit viel Schmerzen zu leiden; viele Eifrige sagten nicht selten enttäuscht: »Wie? es ist schon vorüber?«

Sie vergaßen, daß diese Flammen nur die Vorläufer der ewigen Flammen sein sollten.

Jedenfalls hörte Mouchy diese Klagen, fand sie begründet und dachte darüber nach ihnen abzuhelfen.

Er fand ein Mittel, indem er die Wippe mit dem Feuerverband.

Die Wippe bestand darin, daß man den Verurteilten mittelst eines Strickes an den Händen emporziehen und dann plötzlich herunterfallen ließ, um ihm durch die Erschütterung die Knochen zu verrenken.

Mouchy brachte eine solche Vorrichtung hinter dem Scheiterhaufen an, so daß man den Verurteilten nach Belieben aus den Flammen herausheben und wieder hineinlassen konnte.

Wie nun die Zuschauer einen Schauspieler herausrufen, ehe der Vorhang vor ihm fällt, so riefen damals die Zuschauer den Verurteilten heraus, welcher denn auch, in Folge der Erfindung des Herrn von Mouchy, ein Drittheil, zur Hälfte, zu drei Vierteilen gebraten erschien, so oft es den Umstehenden beliebte, ehe der Vorhang der Ewigkeit zwischen ihm und der Welt sich niederließ.

Spionierei der Inquisitoren mit Hilfe ihrer mouchards, blinder Gehorsam der Gerichtshöfe, Einkerkerungen, . Vermögensconfiscationen, Mordtaten, Scheiterhaufen, Angebereien des Bruders durch den Bruder, des Mannes durch die Frau und der Frau durch den Mann und der Kinder durch die Eltern, Zulassung von Mördern und Dieben als Zeugen, Treubruch unter dem Vorwande »Ketzern brauche man die Treue nicht zu halten« u. s. w., das waren die Szenen der Rohheit von Seiten der Mächtigen, die Szenen des Schmerzes und der Ergebung von Seiten der Schwachen, welche auf Anreiz des Hauses Guise die fünfzehn letzten Jahre die Regierung jenes Königs schändeten, den die Geschichte, die ehrlose Schmeichlerin, den *ritterlichen* König genannt hat.

In der Zeit nun, in welcher wir angelangt sind,, d. h. zu Ende des Jahres 1559, unter der Regierung jenes kropfigen und scrophulösen Kindes, welches man Franz II. nannte, ließen die Guisen, denen alle diese Mittel der Niederhaltung und Zerstörung noch ungenügend erschienen, jeden Tag unter Trompetenklang in Paris eine Anzahl Edikte bekannt machen, die einander in Barbarei überboten und die der Leser zum Teil später finden wird.

Wenn nun die Guisen die eifrigen Anreger und Förderer solcher Edikte waren, wendete sie am eifrigsten der heuchlerische Präsident Anton Mynard an, den wir in der alten Templestraße aus einem stöckischen Maultiere unter drohendem und schimpfendem Geschrei einer großen Volksmenge verlassen haben.

Als wir sagten, es sei unsicher gewesen, ob er sein Haus erreichen werde, ob er gleich nur etwa hundert Schritte von demselben entfernt war, so schildern wir seine Lage nicht schlimmer als sie wirklich war, weil man am Tage vorher, am hellen Tage, mit einem Pistolenschusse ganz in der Nähe einen Parlamentsschreiber, Namens Julian Fresne, getötet hatte, der sich, wie man sagte, mit einem Schreiben des Herzogs von Guise in den Gerichtshof begab, in welchem Schreiben der Cardinal von Lothringen aufgefordert werden sollte, die Verurteilung Dubourg’s zu beschleunigen.

An diesen Mord, dessen Urheber man nicht hatte ausfindig machen können, dachte natürlich der Präsident und das Gespenst des am Tage vorher getöteten armen Schreibers saß hinter ihm.

Dieser Mitreiter machte den Präsidenten so blaß und trieb ihn an, krampfhaft mit den Fersen das stöckische Maultier zu bearbeiten, das keinen Schritt weiter und nicht im mindesten schneller ging.

Er gelangte indes wohlbehalten vor sein Haus, aber s es war die höchste Zeit und wenn er noch lebte, würde er es bestätigen.

Die Volksmenge, die fein Schweigen reizte, welches sie, für Halsstarrigkeit und Bosheit hielt, obgleich es nur eine Wirkung seiner Angst war, rückte ihm näher und näher und drohte ihn so zu erdrücken.

Dieser Anblick ängstigte die Frau, die Töchter, die Neffen und Vettern, kurz die ganze Familie des Präsidenten Mynard, welche an der Haustür und an den Fenstern versammelt war und die zu fürchten anfing, was der würdige Präsident schon seit einer Stunde fürchtete, nämlich, daß er das Haus nicht werde erreichen können, dessen offene schützende Tür er gleich einem sichern Hafen von ferne sah.

So sehr ihn aber auch die Wogen dieses Meeres, des stürmischsten und wechselvollsten aller Meere, des Volkes, bedrohten, er erreichte den Hafen zur großen Freude und Beruhigung seiner Familie, welche die Türen hinter ihm schloß und verriegelte, sobald er herein war.

Der würdige Mann war von der bestandenen Gefahr so erschüttert, daß er sein Maultier vor der Tür vergaß, was ihm bei keiner andern Gelegenheit geschehen wäre, obgleich es Viele nicht als Geschenk würden angenommen haben.

Daß er das Tier vergaß, war übrigens ein großes Glück für ihn, denn das Pariser Volk, das so leicht vom Drohen zum Lachen, vom Schrecklichen zum Grotesken übergeht, bemerkte kaum, daß er ihm etwas überließ, als es sich damit begnügte und das Maultier statt des Präsidenten nahm.

Was in den Händen des Volkes aus dem Maultiere wurde, sagt die Geschichte nicht; vergessen wir es also und folgen dem Herrn desselben zu der Familie.

Das Fest des Präsidenten Mynard.

Wir interessieren uns nicht eben sehr, nicht wahr, für die Besorgnisse der Familie wegen des Ausbleibens des würdigen Präsidenten Mynard, beschäftigen uns also auch nicht mit denselben, folgen vielmehr der Familie, wie diese dem Präsidenten folgte, und begleiten sie in den Speisesaal, in welchem das Abendessen aufgetragen war.

Mustern wir rasch die Gesichter der Anwesenden und hören wir dann auf ihr Gespräch.

Keine von den Personen, welche an dem Tische saßen, würde auf den ersten Blick das Interesse eines verständigen Beobachters erregt haben.

Es war eine Mustersammlung nichtssagender, gemeiner oder dummer Gesichter, wie man sie in allen Classen der Gesellschaft, vorzugsweise aber in dem Pariser Bürgerstande, findet.

Das Gesicht eines jeden Mitgliedes der Familie des Präsidenten Mynard war der Spiegel der Gedanken desselben, und alle diese Gedanken tappten im Nebel der Unwissenheit oder in dem Schlamme der Unsittlichkeit umher.

Bei dem Einen war es Eigennutz, bei dem Andern Selbstsucht, bei dem Dritten Geiz, bei dem Vierten Bedientenhaftigkeit u. s. w.

Im Gegensatze z. B. zu der Menge, welche wie der Sklave hinter dem Wagen des römischen Triumphators dem Präsidenten Mynard zugerufen hatte: »Bedenke, Mynard, daß Du sterblich bist«, warteten alle Glieder der Familie, welche eben zur Feier des Geburts- und Namensfestes des Präsidenten versammelt waren, nur auf ein Wort desselben, um ihn wegen der glänzenden Rolle zu beglückwünschen, die er bei dem Prozesse seines Kollegen gespielt hatte, und auf; den glücklichen Ausgang dieses Prozesses, d. h. die Verurteilung und Hinrichtung Dubourg’s, zu trinken.

Als Mynard auf seinen Stuhl sank, mit dem Taschentuche über die Stirn wischte und sagte: »Meine Lieben, heute haben wir eine stürmische Sitzung gehabt«, ergingen sich Alle in Ausrufungen, als hätten sie nur auf dieses Signal gewartet.

»Schweigt, großer Mann«, sagte ein Neffe zu ihm, welcher das Wort für Alle führte, sprecht nicht, ruht aus von den Anstrengungen und erlaubt uns den Schweiß von eurer edlen Stirn zu wischen. Es ist heute der Jahrestag eurer Geburt; wir sind versammelt, um diesen großen und glorreichen Tag feierlich zu begehen, aber wir wollen noch einige Augenblicke warten, kommt zu Atem, trinkt ein Glas von dem alten Burgunder da und bald werden wir dann selbst auf die Erhaltung eures kostbaren Lebens trinken. Jetzt gefährdet um Gotteswillen dies Leben nicht durch eine Unvorsichtigkeit, eure Familie beschwört Euch, Euch ihr, so wie in Euch der Kirche ihre festeste Stütze, Frankreich einen seiner edelsten Söhne zu erhalten.«

Auf diese schon in jener alten Zeit ziemlich veraltete Redeform wollte der Präsident, dem die Tränen der Rührung in die Augen getreten waren, antworten,

aber die dürre Hand seiner Frau und die fleischigen Hände seiner Töchter verschlossen ihm den Mund, so daß er nicht sprechen konnte.

Erst nach einigen Minuten der Ruhe erhielt er das Wort und ein langes »Still!« lief über die Anwesenden hin, damit selbst die Diener, welche an den Türen standen, kein Wort von dem verlieren möchten, was der beredte Rat sagen würde.

»Ach, meine Freunde«, begann er endlich, »meine Brüder, meine Verwandten, meine tugendreiche und vielgeliebte Familie, ich danke Euch für eure Freundschaft und euer Lob, aber ich bin deren wahrhaftig auch würdig, denn ich kann es ohne Stolz sagen, oder wenn Ihr lieber wollt, mit edlem Stolze, ich kann es laut sagen, daß ohne mich, ohne meine Ausdauer, ohne meine Zähigkeit in diesem Augenblicke der Ketzer Dubourg freigesprochen sein würde wie seine vier Mitschuldigen. Dank meinem energischen Willen ist jedoch die Partie gewonnen und ich habe, »fuhr er fort indem er die Augen gen Himmel emporschlug, »ich habe, Gott sei Dank! »die Verurteilung des schändlichen Hugenotten durchgesetzt.«

»Vivat!« rief die Familie einstimmig, indem sie die Hände gen Himmel erhob. »Es lebe unser großer Verwandter! Es lebe der, welcher sich nie verleugnet hat! Es lebe der Mann, der bei jeder Gelegenheit die Feinde des Glaubens niederwirft! Es lebe der große Präsident Mynard!«

Und die Dienstleute hinter der Tür, die Köchin in der, Küche und der Knecht im Stalle riefen nach:

»Es lebe der große Präsident Mynard!«

»Ich danke, Ihr Lieben, ich danke«, antwortete der Präsident mit gerührter Stimme, »ich danke; aber zwei Männer, zwei große Männer, zwei Prinzen haben auch Anspruch auf ihren Anteil der Lobeserhebungen, die Ihr mir erteilt; ohne sie, ohne ihre Stütze, ohne ihren Beistand und Einfluß würde ich die ruhmreiche Sache nicht zu so gutem Ende haben führen können. Diese beiden Männer, lieben Freunde, sind der Herr Herzog Franz von Guise und Seine Eminenz der Cardinal von Lothringen. Nachdem wir auf meine Gesundheit getrunken haben, müssen wir auch auf die ihrige trinken. Gott erhalte diese beiden großen Staatsmänner!«

Die Gesundheit des Herzogs von Guise und des Cardinals von Lothringen wurde getrunken.

rau Mynard aber bemerkte, daß ihr ruhmreicher Gatte sein Glas nur mit den Lippen berührte und es auf den Tisch niedersetzte, während eine Erinnerung wie eine Wolke über seinem Haupte hinzog und mit ihrem Schatten seine Stirn verdunkelte.

»Was ist Dir?« fragte sie. »Woher dieses plötzliche Erschrecken?«

»Ach«, antwortete der Präsident, »kein Triumph ist vollständig, keine Freude rein; eine traurige Erinnerung befällt mich.«

»Welche traurige Erinnerung kann Dich, lieber Mann, im schönsten Augenblicke deines Triumphs befallen?«

»In dem Augenblicke, als ich auf das Wohl des Herzogs von Guise und seines Bruders trank, fiel mir ein, daß gestern ein Mann ermordet worden ist, den sie zu mir senden wollten.«

»Ein Mann?« wiederholte die Familie.

»Das heißt ein Schreiber«, verbesserte sich Mynard.

»Ein Schreiber ist gestern ermordet worden?«

»Ja, leider! Ihr kennt ja Fresne«, sagte der Präsident.

»Julian Fresne?« antwortete eine Stimme. »Freilich kennen wir ihn.«

»Ein eifriger Katholik?« sagte ein Zweiter.

»Ein braver Mann«, setzte ein Dritter hinzu.

»Ich begegnete ihm gestern, als er aus dem Palaste Guise kam.«

»Da war es. Als er an die Brücke Notre-Dame kam, um dem Cardinal von Lothringen ein Schreiben von dem Herzog von Guise zu überbringen, wurde er ermordet.«

»Welcher Gräuel!« sagte die Frau Präsidentin.

»Ermordet!« wiederholte die ganze Familie im Chor; »ermordet wie ein Märtyrer!«

»Hat man wenigstens den Mörder ergriffen?« fragte die Präsidentin.

»Man kennt ihn nicht«, antwortete Mynard.

»Hat man Verdacht?« fragte die Frau weiter.

»Mehr; man ist überzeugt.«

»Überzeugt?«

»Ja, wer anders kann der Mörder sein als ein Freund Dubourg's.«

»Freilich, nur ein Freund Dubourg's«, wiederholte die ganze Familie; »es kann nur ein Freund Dubourgs gewesen sein.«

»Hat man Jemanden verhaftet?« fragte die Präsidentin.

»Etwa hundert Personen und ich selbst habe etwa dreißig bezeichnet.«

»Es müßte schlimm zugehen, wenn man unter hundert Personen den Mörder nicht finden sollte«, sagte eine Stimme.

»Wenn er nicht darunter ist, verhaftet man hundert andere, zweihundert, dreihundert«, sagte der Präsident.

»Man sollte die Bösewichter alle zusammen verbrennen«, sagte ein Mädchen von achtzehn Jahren.

»Man denkt auch daran«, antwortete der Präsident, »und der Tag, an welchem man beschließt, alle Protestanten zusammen umzubringen, wird der schönste meines Lebens sein.«

»Ach, Du guter, braver Mann!« sagte die Präsidentin mit Tränen in den Augen.

Die beiden Töchter Mynard's sprangen auf und küßten den Vater.

»Weiß man was der Brief des Herzogs enthielt?« fragte die Frau.

»Nein«, antwortete Mynard; »das eben beunruhigte heute den Gerichtshof sehr, aber morgen wird man es erfahren, da der Herr Cardinal von Lothringen heute Abend seinen Bruder sehen wird.«

»So ist der Brief gestohlen worden?«

»Ohne Zweifel, ja wahrscheinlich ist der arme Fresne eben nur ermordet werden, weil er jenen Brief bei sich hatte. Als der Mörder sich desselben bemächtigt und die Flucht ergriffen hatte, schickte man hundert Bewaffnete hinter ihm her. Die ganze Scharwache und alle Leute des Herrn von Mouchy sind seit Früh auf den Beinen, aber jetzt um fünf Uhr wußte man noch nichts.«

In diesem Augenblicke trat ein Diener herein und meldete dem Präsidenten, ein Unbekannter, der den Brief besitze, welcher gestern dem ermordeten Fresne entwendet worden, wolle sogleich mit ihm sprechen.

»Lasset ihn sogleich eintreten«, antwortete der Präsident und seine Augen strahlten vor Freude. »Gott selbst belohnt mich für meinen Eifer für die heilige Sache, indem er mir diese wichtige Depesche zusendet.«

Fünf Minuten später ließ die Dienerin den Unbekannten eintreten und Mynard erblickte einen jungen Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren mit rotem Haar, blondem Bart, lebhaften scharfen Augen und blassem Gesicht, der auf die Aufforderung des Präsidenten diesem gegenüber an dem Tische Platz nahm.

Es war derselbe junge Mann, welcher an der Seine zu den Mördern seines Freundes Medardus gesagt hatte, man werde vielleicht von ihm hören.

Es war Robert Stuart.

Der junge Mann hatte artig und lächelnd die ganze Familie begrüßt und dann, wie gesagt, an dem Tische Platz genommen, so daß er den Präsidenten vor und die Tür hinter sich hatte.

»Ich habe die Ehre mit dem Präsidenten Anton Mynard zu sprechen?« fragte Robert Stuart den Präsidenten selbst.

»Ja, ja«, antwortete der Präsident, sehr verwundert, wer so wenige physiognomische Kenntnisse haben könne, um nicht sofort in seinem Gesichte zu lesen, daß nur er der berühmte Mynard sein könne; »ja, ja, ich bin der Präsident Mynard.«

»Sehr wohl«, fuhr der Unbekannte fort, denn Robert Stuart war ein solcher für den Präsidenten und dessen ganze Familie. »Wenn ich diese Frage tat, die auf den ersten Blick unbescheiden erscheinen mag, so werdet Ihr bald erkennen, daß sie nur aus meinem Wunsch entsprang, jeder Ungewißheit zu entgehen.«

»Was betrifft es?« fragte der Beamte. »Man hat mir gesagt, Ihr wollt mir die Depesche übergeben, welche der unglückliche Fresne bei sich hatte, als er ermordet wurde.«

»Man ist vielleicht etwas weit gegangen«, antwortete der junge Mann mit außerordentlicher Artigkeit, »als man Euch meldete, ich würde Euch jene Depesche übergeben. Ich habe nichts der Art versprochen und werde sie übergeben oder

behalten je nach der Antwort, welche Ihr auf eine Frage gebt, die ich an Euch zu richten die Ehre haben werde. Ihr könnt Euch denken, Herr, daß ich mein Leben wagte, um in den Besitz eines so wichtigen Papiers zu gelangen, und der Mensch wagt sein Leben nicht, das wisst Ihr, da Ihr gewohnt seid in den menschlichen Herzen zu lesen — wenn er nicht ein ganz besonderes Interesse dabei hat. Ich habe also die Ehre Euch zu wiederholen, damit auch hierin jede Ungewißheit schwinde, daß ich Euch diese Depesche nur dann übergeben werde, wenn mich eure Antwort auf meine Frage befriedigt hat.«

»Welches ist die Frage?«

»Herr Präsident, Ihr wisst besser als irgend Jemand, daß bei einer wohlgeleiteten Untersuchung jede Sache ihre Stelle hat, ich kann Euch also diese Frage noch nicht sogleich vorlegen.

»Ihr habt aber jene Depesche bei Euch?«

»Hier ist sie.«

Der junge Mann nahm aus seiner Tasche ein versiegeltes Papier, das er dem Präsidenten Mynard zeigte.

Der erste Gedanke des Präsidenten Mynard war, wir müssen es gestehen, ein unredlicher: er gedachte nämlich seinen Vettern und Neffen zu winken, welche diese Unterredung mit einer gewissen Verwunderung anhörten, dem Unbekannten die Depesche abzunehmen und ihn zu den hundert wegen des Mordes an dem Schreiber Fresne bereits Verhafteten in die Gefängnisse des Chatelet zu schicken.

Abgesehen aber, daß die Energie, welche in dem Gesichte des jungen Mannes scharf ausgeprägt war, den Präsidenten besorgen ließ, es möchte ihm an der materiellen Kraft fehlen sich des Pergamentes zu bemächtigen, bedachte er auch, daß es ihm bei seiner ungewöhnlichen Gewandtheit leichter werden dürfe, durch List als durch Gewalt zum Ziele zu kommen; er hielt demnach an sich, benutzte das elegante Aussehen des jungen Mannes und lud denselben ein, an der Mahlzeit Teil zu nehmen, damit er vollständig Zeit habe, seine Erzählung mitzuteilen.

Der junge Mann dankte artig, lehnte aber die Einladung ab.

Der Präsident forderte ihn nun auf, wenigstens einmal zu trinken, aber der Unbekannte schlug auch dies aus.

»So sprecht denn«, sagte Herr Mynard, »da Ihr nichts annehmen wollt, erlaubt wenigstens, daß ich weiter esse, denn ich muß Euch gestehen, daß ich sehr hungrig bin.«

»Tut das«, antwortete der junge Mann, »und mit gutem Appetit! Die Frage, die ich an Euch zu richten habe, ist von solcher Wichtigkeit, daß ihr einige andere vorausgeschickt werden müssen, wenn sie recht verstanden werden soll. Esst also, Herr Präsident, ich werde unterdeß fragen.«

»Fragt Ihr, ich werde essen.«

Der Präsident winkte der Familie, seinem Beispiele zu folgen und begann mit einem Appetit zu essen, welcher den Hunger bestätigte.

»Herr Präsident«, begann der Unbekannte langsam unter dem Geklapper der Gabeln und Messer, das ein Jedes jedoch so viel als möglich mäßigte, um ja kein Wort von der Erzählung zu überhören, »Ihr werdet an meiner Sprache erkannt haben, daß ich ein Ausländer bin.«

»Allerdings«, antwortete der Präsident mit vollen Backen, »eure Aussprache hat etwas, denke ich, Englisches.«

»Ich bin in Schottland geboren und würde noch da sein, wenn nicht ein Ereignis, das ich nicht zu erzählen brauche, mich gezwungen hätte nach Frankreich zu kommen. Einer meiner Landsleute, ein eifriger Anhänger von Knox . . . »Einem englischen Ketzer, nicht wahr?« fragte der Präsident Mynard, indem er sich sein Glas voll Burgunder schenkte.

»Mein hochgeliebter Lehrer«, antwortete der Unbekannte sich verbeugend.

Mynard sah seine ganze Gesellschaft mit einer Miene an, welche deutlich sagte: »Jetzt paßt auf, Ihr werdet schöne Dinge hören.«

Robert Stuart fuhr fort:

»Einer meiner Landsleute also, eifriger Anhänger von Knox, befand sich vor einigen Tagen in einem Hause, das ich selbst bisweilen besuche; man sprach da von der Verurteilung des Rates Dubourg . . . «

Die Stimme des jungen Mannes zitterte, als er diese letzten Worte aussprach, und sein schon bleiches Gesicht erblaßte noch mehr.

Nichtsdestoweniger fuhr er fort, ohne daß seine Stimme an der Verstörung seines Gesichtes teilnahm, obwohl alle Blicke auf ihn gerichtet waren.

»Mein Landsmann erblaßte als er den Namen Dubourg hörte, wie es vielleicht mir selbst in diesem Augenblicke ergeht, und er fragte die Personen, die von dieser Verurteilung sprachen, ob es möglich sei, daß das Parlament eine solche Ungerechtigkeit begehe . . . «

»Herr«, fiel der Präsident ein, der bei diesen Worten sich zu verschlucken fürchtete, »es ist Euch nicht unbekannt, daß Ihr mit einem Mitgliede das Parlaments sprecht . . . «

»Verzeiht, Herr Präsident«, antwortete der Schotte, »mein Landsmann drückte sich also aus, auch sprach er nicht von einem Mitgliede des Parlaments, sondern von einem Schreiber des Parlaments, Julian Fresne, der gestern ermordet worden ist« Julian Fresne beging die Unklugheit, in Gegenwart meines Landsmannes zu sagen: Ich habe da in meiner Tasche einen Brief des Herzogs von Guise, in welchem derselbe dem Parlamente des Königs meldet, es müsse die Sache des Dubourg zu Ende bringen und sobald als möglich abfertigen. Meinen Landsmann überlief es kalt, als er dies hörte, er wurde leichenblaß, stand auf, ging zu Julian Fresne hin und bat ihn so dringend und herzlich als es möglich war, den Brief nicht abzugeben, wobei er ihm vorstellte, daß, wenn Dubourg verurteilt werde, ein Teil der Schuld auf ihn, Julian Fresne, fallen werde, aber er blieb unerbittlich.»

»Mein Landsmann verließ ihn, lauerte ihm auf und als derselbe einige Schritte weit von dem Hause gekommen, trat er nochmals zu ihm.

»Julian Fresne«, sagte er ganz leise und sanft, aber zugleich mit der äußersten Festigkeit, »Du hast die ganze Nacht zum Bedenken der Sache; wenn Du morgen um dieselbe Stunde Dich nicht eines Besseren besonnen hast, stirbst Du!«

»Oho!« sagte der Präsident.

»Und so«, sagte der Schotte, »werden alle die sterben, welche in irgend einer Weise zu dem Tode Dubourg's mitgewirkt haben.«

Herr Mynard schauerte, denn an den letzteren Worten ließ sich nicht erkennen, ob der Landsmann des Schotten sie zu Fresne gesagt hatte, oder ob der Schotte sie selbst zu Mynard sagte.

»Euer Landsmann ist ja aber ein sehr schlechter Mensch«, sagte er zu Robert Stuart, als er merkte, daß seine Familie erwartete, er werde seinen Unwillen zu erkennen geben.

»Ein schändlicher, ein niederträchtiger Mensch!« wiederholte die Familie im Chor.

»Herr Präsident«, entgegnete der junge Mann ganz ruhig, »ich bin Schotte und verstehe nicht was die Worte, die ich eben gehört, ganz genau bedeuten, fahre also fort.«

Er verbeugte sich gegen die Familie, die den Gruß erwiderte, wenn auch sichtlich mit Widerstreben, und sagte:

»Mein Landsmann ging nach Hause und da er kein Auge schließen konnte, stand er auf und ging vor dem Hause Fresne's auf und ab.

»Er ging da umher die ganze Nacht und den nächsten Vormittag, ja bis fast um drei Uhr Nachmittags, ohne zu essen oder zu trinken, aufrecht erhalten nur durch den Wunsch gegen Julian Fresne sein Wort zu halten«, setzte der Schotte hinzu, »meine Landsleute mögen schlechte Menschen sein, wie Ihr sagt, sie haben aber das Verdienst, ihr Wort unfehlbar zu halten.

»Um drei Uhr kam endlich Fresne heraus; mein Landsmann folgte ihm und da er sah, daß er nach dem Gerichtshofe zuging, lief er ihm nach und holte ihn an der Ecke der Brücke Notre-Dame ein.

»Julian Fresne«, sagte er zu ihm, »Du hast also nicht nachgedacht?«

Julian Fresne wurde sehr blaß, denn der Schotte war wie aus der Erde empor gewachsen und sah sehr drohend aus; aber die Gerechtigkeit muß man dem Schreiber widerfahren lassen, er antwortete:

»Ja, ich habe mir die Sache überlegt, aber die Folge der Überlegung war, ich müsse den Auftrag erfüllen, den mir der Herr Herzog von Guise gegeben.«

»Der Herzog von Guise ist nicht dein Herr, hat Dir also keine Befehle zu geben.«

»Der Herzog von Guise ist nicht bloß mein Herr, sondern auch der Herr Frankreichs«, antwortete der Schreiber.

»Wie das?«

»Wißt Ihr nicht, daß der Herr Herzog von Guise der wirkliche König von Frankreich ist?«

»Herr!« sagte mein Landsmann, »ein politischer Streit darüber würde uns zu weit führen; ich teile deine Meinung nicht und komme auf die Frage zurück, die ich Dir gestern stellte: hast Du noch immer die Absicht den Brief in das Parlament zu bringen?«

»Ich bin auf dem Wege dahin.«

»So hast Du den Brief bei Dir?«

»Ich habe ihn bei mir.«

»Im Namen des lebendigen Gottes«, sagte mein Landsmann, »übergebt den Brief den Henkern des armen Dubourg nicht!«

»Nach fünf Minuten wird er an Ort und Stelle sein.«

Julian Fresne machte mit dem Arme eine Bewegung, um meinen Landsmann bei Seite zu schieben.

»Nun, wenn es denn sein soll«, sagte mein Landsmann, »so wirst weder Du, noch wird dein Brief an Ort und Stelle kommen.«

»Er zog ein Pistol unter dem Mantel hervor, schoß damit Julian Fresne nieder, nahm ihm den Brief, die Ursache des Mordes, ab, und ging ruhig seines Weges weiter, denn sein Gewissen sagte ihm, er habe einen Elenden ums Leben gebracht, um wo möglich einen Unschuldigen zu retten.«

Der Präsident hatte bisher purpurrot ausgesehen, wurde nun aber grün und gelb. Der Schweiß trat ihm in großen Perlen auf die Stirn.

In dem Zimmer herrschte die tiefste Stille.

»Es ist erstickend heiß hier«, sagte der Präsident, indem er im Zimmer umher sah; »meint Ihr nicht auch?«

Man stand auf um ein Fenster zu öffnen, aber der Schotte winkte mit beiden Händen, man möge sitzen bleiben.

»Bleibt ruhig sitzen«, sagte er, »ich esse nicht und werde das Fenster aufmachen, damit der Herr Präsident frische Luft erhält, da aber ein Luftzug ihm nachteilig sein könnte«, setzte er hinzu, als er das Fenster geöffnet hatte, »werde ich die Türe zumachen.«

Er schloß die Tür zu und nahm dann seinen Platz dem Präsidenten gegenüber wieder ein.

Bei den Bewegungen, die der Schotte hatte machen müssen, war der Mantel etwas zurückgeschlagen und so hatte man sehen können, daß er unter dem Mantel ein Panzerhemd von Stahlgeflecht und nicht bloß ein kurzes Schwert an der Seite, sondern auch zwei Pistolen im Gürtel trug.

Er schien ganz unbesorgt zu sein, ob man dies gesehen habe oder nicht und nahm, wie gesagt, seinen Platz an dem Tische wieder ein, so daß er nur durch die Breite desselben von dem Präsidenten getrennt war.

»Nun, wie ist es Euch jetzt?« fragte er artig.

»Es ist besser«, antwortete Mynard widerstrebend.

»Glaubt mir, daß ich mich darüber freue«, sagte der junge Mann. Und in der tiefen Stille, in welcher man eine Mücke hätte fliegen hören können, nahm er seine Erzählung wieder auf.

Das Beste am Geburtsfeste des Präsidenten Mynard.

»Mein Landsmann«, fuhr also der junge Mann in seiner Erzählung fort, »nahm den Brief mit sich und da er verfolgt zu werden fürchtete, entfloh er durch die große Straße Montmartre und erreichte endlich unbewohnte Gegenden, wo es ihm erst möglich war den Brief des Herzogs von Guise zu lesen.

»Da erst bemerkte er, wie ich es auch bemerkte, als ich den Brief las, daß dieser Brief nur als Umschlag einer Verordnung des Königs Franz II. diene — Ihr werdet Euch selbst überzeugen, sobald Ihr den Brief erhaltet — denn da die Verordnung erbrochen war, glaubte mein Freund das Recht zu haben zu erforschen, von wem sie komme, und an wen sie gerichtet sei, um sie selbst an ihre Adresse abzugeben.«

Der Schotte nahm zum zweiten Male das Pergament hervor und las:

> »An unsere Lieben und Getreuen, den Präsidenten des Parlaments von Paris, so wie die Advokaten und Prokuratoren an demselben, auf Befehl des Königs.«
>
> *»Liebe, Getreue! Wir haben große Ursache zur Unzufriedenheit, da wir sehen wie langsam und langwierig an unserm Parlamentshofe in Sachen der Räte verfahren wird, die der Religion wegen verhaftet sind, und selbst in Sachen des Rates Dubourg. Wir wünschen und verlangen, daß diese Sache schnell zu Ende geführt werde und wir tragen Euch auf, alle andern Geschäfte bei Seite zu legen, dagegen Euch ausschließlich mit den genannten Prozessen zu befassen und keine weitere Verzögerung eintreten zu lassen, damit wir mit Euch mehr zufrieden sein können, als es bisher möglich war.*
>
> Franz.
> v. Laubespin.«

»Wie«, fiel der Präsident Mynard ein, den dieses Schreiben gar sehr stärkte, da dasselbe die Verurteilung im voraus gut zu heißen schien, »Ihr habt ein solches Schreiben seit heute Früh?«

»Seit gestern Nachmittag vier Uhr; der Wahrheit muß in allen Dingen die Ehre gegeben werden.«

»Ihr habt ein solches Schreiben seit gestern Nachmittag vier Uhr«, wiederholte der Präsident in demselben Tone, »und Ihr wartetet mit der Abgabe bis jetzt?«

»Ich wiederhole«, sagte der junge Mann, indem er das Schreiben wieder in sein Wams schob, »daß Ihr noch nicht wisst, um welchen Preis ich das Schreiben erhalten habe und um welchen Preis ich es übergebe.«

»So sprecht«, entgegnete der Präsident, »und bestimmt eure Belohnung selbst für eine Tat, welche eigentlich nur Pflicht ist.«

»Es ist keine so einfache Pflicht, wie Ihr glaubt, Herr Präsident«, sagte der junge Mann; »derselbe Grund, nach welchem mein Landsmann die Übergabe des

Schreibens an das Parlament nicht wünschte, besteht noch. Ob der Rat Anna Dubourg meinem Landsmanne so nahe steht, daß dessen Tod ein persönlicher Schmerz für ihn wird, oder ob er nur die Ungerechtigkeit des Parlaments für ein empörendes Verbrechen hält und demnach sein Bestreben, das Schreiben nicht abzugeben, nur aus dem Wunsche jedes ehrlichen Mannes fließt, eine schändliche Handlung zu verhindern oder, wenn dies nicht möglich sein sollte, ihre Ausführung wenigstens so lange als möglich zu verzögern, — kurz er hat geschworen, das Schreiben nicht früher abzugeben, bis er die Gewißheit habe, daß Anna Dubourg freigelassen, jeder Andere dagegen umgebracht werde, der sich der Freilassung jenes Rates widersetze. Er hat deshalb auch Julian Fresne umgebracht, nicht weil er einen so ganz unbedeutenden Menschen, wie ein Schreiber ist, für persönlich schuldig gehalten, sondern weil er durch diese Tötung Höhergestellten andeuten wollte, wie er mit den Kleinen verfahren sei, könne und werde er mit den Großen verfahren.«

Hier fühlte der Präsident sich stark versucht noch ein zweites Fenster aufmachen zu lassen, denn an jedem Haar seiner blonden Perücke hing ein Tropfen Schweiß, wie an einem Weidenzweige Regentropfen; da er aber meinte, dies Mittel werde seine Aufregung doch nicht ganz beseitigen, so sah er nur Alle am Tische mit Blicken an, welche fragten, wie er sich wohl gegen den Schotten benehme, der einen so entsetzlichen Freund habe, aber die Anwesenden verstanden die Pantomime des Präsidenten nicht oder wollten sie nicht verstehen, um nicht etwa eine ganze Legion von Schotten auf sich stürzen zu sehen, sie schlugen also die Augen nieder und schwiegen.

Ein Präsident des Parlaments aber, der Mann, den man die festeste Stütze des Glaubens und den größten Bürger Frankreichs genannt hatte, konnte unmöglich solche Drohungen feig hingehen lassen, ohne darauf zu antworten; aber in welcher Weise sollte er antworten; wenn er aufstand, um den Tisch herumging und gegen seine friedfertige Gewohnheit den drohenden Schatten verhaftete, so setzte er sich der Gefahr aus, daß dieser etwas ahne, das Schwert aus der Scheide ziehe oder gar ein Pistol aus dem Gürtel nehme. Dies mußte sogar geschehen nach dem entschiedenen Ausdrucke des Gesichtes des Schotten. Wenn also der Gedanke, den Gast, den höchst unbequemen Gast, zu fassen, auch einen Augenblick dem Präsidenten sich darstellte, so ging er doch so schnell vorüber, wie eine Wolke, die der Wind jagt, und der so helle Geist Mynard’s erkannte, daß bei der Ausführung eines solchen Gedanken Alles zu verlieren, sehr wenig aber zu gewinnen sei.

Unter dem, was verloren werden konnte, befand sich sogar das Leben, das der gute Präsident Mynard sehr liebte, weshalb er es auch so lange als möglich zu behalten wünschte.

Er sann also darüber nach, wie er aus der schwierigen Lage heraus komme, in welcher er so viel zu fürchten hatte, daß er, so geizig er auch war, gern fünfzigtausend Goldtaler darum gegeben hätte, wäre der verfluchte Schotte an der andern Seite der Tür, statt an der andern Seite des Tisches gewesen.

Das Beste war wohl mit diesem aufgedrungenen Gaste es zu machen, wie es manche Leute mit bösen Hunden tun, das heißt, ihm zu schmeicheln. Dafür entschied sich denn der Präsident und so sagte er zu dem jungen Manne in so heiterem Tone als möglich:

»Nach der Art, wie Ihr Euch ausdrückt, nach eurem verständigen und klugen Aussehen, nach eurem eleganten Äußeren darf ich wohl sagen, ohne mich zu irren, daß Ihr kein Mann von gemeiner Herkunft seid, im Gegenteil Ihr könnt den Edelmann aus gutem Hause nicht verleugnen.«

Der Schotte verbeugte sich, ohne etwas zu erwidern.

»Nun«, fuhr der Präsident fort, »da ich mit einem so wohl erzogenen Manne und nicht mit einem fanatischen Bürger«, er hatte große Lust zu sagen, »und nicht mit einem Mörder wie euer Landsmann«, aber die gewöhnliche Vorsicht der Leute des Gesetzes hielt ihn zurück, »und nicht mit einem fanatischen Bürger wie euer Landsmann spreche, so erlaubt mir zu bemerken, daß ein einziger Mann das Recht nicht hat, nach seiner alleinigen Ansicht sich zum Richter des Verhaltens seiner Mitmenschen auszuwerfen; sehr Vieles kann ihn irre leiten und eben damit nicht Jeder in seiner eigenen Sache richte, sind die Gerichtshöfe eingesetzt worden . . . Ich gehe also zu, daß euer Landsmann nach seinem besten Gewissen handelte, als er tat, was er getan hat, aber Ihr werdet mit mir gestehen: Wenn Jedermann das Recht hätte, Recht zu üben, so gäbe es keinen Grund, — angenommen, Ihr teiltet die Ansicht eures Landmannes — daß Ihr, ein wohlerzogener Mann, kaltblütig mir das Leben nehmt, mitten in meiner Familie, unter dem Vorwande, Ihr billigtet die Verurteilung des Rates Dubourg auch nicht.«

»Herr Präsident«, sagte der Schotte, welcher in dieser geschraubten Rede die Feigheit des Herrn Mynard recht wohl erkannte, »erlaubt mir, wie man im Parlamente sagt, Euch an die vorliegende Sache zu erinnern, damit Ihr davon abweicht.«

»Wir sind ja bei der Sache, junger Mann«, antwortete Mynard, »mitten darin in der Sache.«

»Entschuldigt«, sagte der Schotte, »denn jetzt ist noch nicht von mir, sondern noch von meinem Freunde die Rede, da ich nicht in meinem Namen, sondern in dem des Freundes Euch aufgefordert habe, auf die Frage zu antworten: Herr Präsident Mynard, glaubt Ihr, daß der Rat Dubourg vor einer Stunde zum Tode verurteilt worden ist?«

Da Mynard glaubte, wenn er die Verurteilung eingesteht, die übrigens erst am nächsten Tage erfolgen sollte, werde er von dem Schotten etwas Anderes als Glückwünsche erhalten, so blieb er bei dem Systeme, das er angenommen hatte.

»Was soll ich Euch darauf antworten«, sagte er; »ich könnte Euch doch nur meine persönliche Ansicht, nicht die meiner Kollegen mitteilen.«

»Herr Präsident,- sagte der Schotte, »ich halte eure persönliche Ansicht sehr hoch und wünsche nur diese zu hören, nicht die eurer Kollegen.«

»Wozu könnte sie Euch dienen?« fragte der Präsident ausweichend.

»Sie kennen zu lernen«, antwortete der Schotte, welcher entschlossen zu sein schien, es mit Mynard zu machen, wie es der Jagdhund mit dem Hasen macht, das heißt, ihm nach allen Richtungen hin zu folgen, bis er ermüdet ist.

»Mein Gott«, sagte der Präsident, der sich also erklären mußte, »meine Ansicht über den Ausgang dieses Prozesses steht schon lange fest.«

Der junge Mann sah Mynard unverwandt an, welcher unwillkürlich die Augen niederschlug und langsam fortfuhr, als fühle er, er müsse jedes Wort bedenken:

»Es ist gewiß bedauernswert, einen Mann zum Tode zu verurteilen, der in anderer Hinsicht die allgemeine Achtung verdient hätte, einen Kollegen, ich möchte fast sagen, einen Freund, aber Ihr erseht selbst aus dem königlichen Schreiben, daß der unglückliche Prozeß beendigt werden muß, und ich zweifle nicht, daß, wenn das Parlament das königliche Schreiben gestern erhalten hätte, der unglückliche Rat, den ich als dieser verurteilen muß, den ich aber als Menschen herzlich bedauere, heute bereits seine Strafe erlitten hätte oder doch nahe daran wäre sie zu erleiden.«

»Etwas hat es also doch genützt, daß mein Freund gestern den Schreiber Fresne niederschoß«, sagte der Schotte.

»Viel nicht«, antwortete der Präsident; »einen kurzen Aufschub.«

»Ein Tag Aufschub sind doch immer vierundzwanzig Stunden Frist für einen Unschuldigen, und in vierundzwanzig Stunden kann sich viel ändern.«

»Herr«, fiel der Präsident ein, der als ehemaliger Advokat in der Diskussion allmählich sich warm redete, »Ihr sprecht von Dubourg immer wie von einem Unschuldigen.«

»Ich spreche so von ihm, nach der Ansicht Gottes«, antwortete der Schotte, der ernst mit dem Finger nach dem Himmel deutete.

»Ja, aber nach dem Gesichtspunkte der Menschen.«

»Glaubt Ihr, daß selbst aus dem Gesichtspunkte der Menschen der Prozeß zu rechtfertigen ist?«

»Drei Bischöfe haben ihn verurteilt, drei Bischöfe haben gleichen Ausspruch getan.«

»Waren die Bischöfe nicht Richter und Partei zugleich?«

»Mag sein; aber warum wendet sich ein Hugenotte an einen katholischen Bischof?«

»An wen sonst sollte er sich wenden?«

»Das ist freilich eine sehr wichtige Frage und schwierig«, sagte Mynard.

»Deshalb hat sie das Parlament nicht gelöst, sondern durchhauen.«

»Wie Ihr sagt.«

»Mein Landsmann bildet sich ein, Euch komme allein der Ruhm dieser Verurteilung zu.«

Der Präsident schämte sich jetzt einer Sache vor dem einen Manne, während er sich derselbe kurz vorher vor zehn andern gerühmt hatte. Er sah die Seinen an, als

wolle er Kraft in den Augen derselben schöpfen, und antwortete:

»Die Wahrheit zwingt mich zu sagen, daß ich in dieser Sache allerdings die Freundschaft für meinen Kollegen Dubourg meiner Pflicht geopfert habe.«

»Ah!« sagte der Schotte.

»Und wozu führt Euch das?« fragte Mynard, dem die Geduld auszugehen anfing.

»Zum Ziele, dem wir uns nähern.«

»Was liegt eurem Landsmann daran, ob ich Einfluß auf die Entschließung des Parlaments gehabt habe oder nicht.«

»Sehr viel.«

»Was?«

»Er meint, da Ihr die Sache verwirrt hättet, wäre es an Euch sie auch wieder zu entwirren.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Es ist sehr einfach: statt euren Einfluß zur Verurteilung zu verwenden, benutzt ihn zur Freisprechung.«

»Aber«, fiel einer der Neffen ein, welcher die Geduld auch verlor, »da euer Rat Dubourg bereits verurteilt ist, wie soll mein Onkel für die Freisprechung wirken?«

»Verurteilt«, wiederholte der Schotte. »Sagtet Ihr dort unten nicht, der Rat Dubourg sei verurteilt?«

Der Präsident warf dem ausplaudernden Neffen einen angstvollen Blick zu, aber der Neffe achtete nicht darauf.

»Freilich ist er verurteilt«, sagte er, »heute Nachmittag um zwei Uhr . . . Sagtet Ihr es nicht selbst, Onkel, oder hatte ich falsch gehört?«

»Ihr habt ganz recht gehört«, sagte der Schotte zu dem jungen Manne, da er sich das Schweigen des Präsidenten erklärte, wie es zu erklären war. Dann wendete er sich an Mynard und fragte:

»Der Rat Dubourg ist also heute Nachmittag um zwei Uhr verurteilt worden?«

»Ja«, stammelte der Präsident.

»Wozu? Zu Abbitte?«

Mynard antwortete nicht.

»Zu Gefängnis?«

Der Präsident schwieg.

Bei jeder Frage erbleichte das Gesicht des Schotten und bei der letzten wurden seine Lippen weiß.

»Zum Tode?« fragte er endlich.

Der Präsident nickte, offenbar bejahend.

»Nun«, sagte der Schotte, »so lange ein Mensch noch nicht wirklich tot ist, darf man auch nicht verzweifeln und, wie mein Freund sagte, Ihr könnt die Sache noch entwirren.«

»Wie das?«

»Indem Ihr den König um die Nichtbestätigung des Urteils angeht.«

»Aber«, sagte Mynard, der bei jedem Schritte über einen Abgrund zu schreiten schien, um vor einem andern zu stehen, aber immer einen Augenblick sich faßte, »wenn ich auch den König um Begnadigung Dubourg's bitten wollte, er würde sie nicht bewilligen.«

»Warum?«

»Der Brief, den Ihr gelesen habt, deutet Euch ja seinen Willen deutlich aus.

»Scheinbar.«

»Wie so scheinbar?«

»Der Brief des Königs befand sich in einem Briefe des Herzogs von Guise, wie ich Euch schon sagte, und diesen Brief werde ich Euch nun vorlesen.«

Der junge Mann nahm aus seinem Wammse nochmals das Pergament und las das Schreiben des Franz von Lothringen, das also lautete:

»Mein Herr Bruder!

»Hier endlich ist das Schreiben Sr. Majestät; ich habe
»es ihm mit Mühe aus den Händen gewunden und mußte
»ihm beinahe die Feder führen, damit er die unglücklichen paar
»Buchstaben schrieb, aus denen sein Name besteht. Wir
»müssen in der Nähe des Königs einen unbekannten Freund
»des verfluchten Ketzers haben. Beeilt Euch also, damit der
»König seinen Entschluß nicht zurücknimmt oder den verur-
»teilten Rat begnadigt.«

»Am 17. Dezember im Jahre der Gnade 1559.

Euer Bruder,
Franz von Guise.«

Der Schotte sah empor und fragte:

»Habt Ihr gehört?«

»Ja wohl.«

»Soll ich Euch das Schreiben noch einmal vorlesen, für den Fall, daß Euch etwas darin entgangen wäre? Wollt Ihr Euch überzeugen, daß es wirklich die Handschrift und das Siegel des Prinzen von Lothringen ist?«

»Ich verlasse mich ganz auf Euch.«

»Was nehmt Ihr Euch aus diesem Schreiben?«

»Daß der König nicht gleich hat schreiben wollen, aber endlich doch geschrieben hat.«

»Gegen seinen Willen und sein Herz, und wenn Jemand, Ihr z. B., Herr Präsident, dem gekrönten Kinde, das man König nennt, sagt: »Sire, wir haben den Rat

Dubourg verurteilt beispielshalber, aber Ew. Majestät müssen Gnade für Recht ergehen lassen«, so würde er bereitwillig Gnade gewähren.«

»Und wenn mir mein Gewissen verbietet das zu tun, was Ihr verlangt?« sagte der Präsident Mynard, um so lange als möglich auszuweichen.

»So würde ich Euch bitten, an den Schwur zu denken, den mein Freund, der Schotte, getan hat, als er den Schreiber Fresne ermordete, den Schwur, Alle zu ermorden, die irgendwie bei dem Tode Dubourg's beteiligt gewesen.«

In diesem Augenblicke zog der Schatten des Schreibers wie der Schatten einer Lateran magica an der Wand des Speisesaales hin, aber der Präsident wendete das Gesicht ab, um ihn nicht zu sehen.

»Was Ihr mir da sagt, ist ja Wahnsinn«, antwortete er dem jungen Manne.

»Wahnsinn? Warum?«

»Weil Ihr mir droht, mir, einem Beamten, in meinem Hause, in meiner Familie.«

»Damit Ihr, Herr Präsident, in der Berücksichtigung des Hauses und der Familie ein Gefühl des Mitleides für Euch selbst findet, das Gott für Andere nicht in euer Herz gelegt hat.«

»Aber Ihr droht noch immer, statt daß Ihr Reue fühlen und mich um Verzeihung bitten solltet.«

»Ich habe Euch gesagt, daß der, welcher den Julian Fresne ermordete, geschworen hat Alle zu ermorden, die sich der Freilassung des Rates Dubourg widersetzen würden; damit man an seinem festen Willen nicht zweifele, ermordete er zunächst den Schreiber, weniger weil er denselben für schuldig hielt, als weil er durch den Tod desselben den höher Gestellten eine heilsame Warnung geben wollte. Werdet Ihr den König um die Begnadigung Dubourg's bitten? Im Namen meines Freundes fordere ich Euch auf mir Antwort zu geben.«

»Ihr fordert mich zur Antwort auf im Namen eines Mörders, eines Diebes?« rief der Präsident erbittert aus.

»Es steht ganz bei Euch, ja oder nein zu sagen«, erwiderte der junge Mann.

»Nun, so sagt eurem Schotten«, schrie der Präsident, den gerade die Kaltblütigkeit des Fragenden aufbrachte, »sagt eurem Schotten, ein Mann, der Anton Mynard heißt, ein Präsident, habe den Tod Dubourg's geschworen, dieser Präsident halte sein Wort und er werde es morgen beweisen.«

»Nun«, antwortete Robert, ohne durch eine Gebärde oder sonst wie eine besondere Aufregung zu verraten, indem er fast wörtlich wiederholte, was der Präsident gesagt hatte, »so wisst, daß ein Schotte den Tod des Herrn Mynard, eines Präsidenten, geschworen hat, daß dieser Schotte sein Wort hält und es Euch heute noch beweist.«

Bei diesen Worten nahm Robert Stuart, der mit der rechten Hand unter den Mantel gegriffen hatte, eine seiner Pistolen, und ehe man nur daran denken konnte ihn daran zu hindern, so rasch geschah alles, legte er auf Mynard an der andern Seite des Tisches an und drückte ab.

Mynard sank in seinen Stuhl zurück.

Er war tot.

Eine andere Familie als die des Präsidenten Mynard hätte ohne Zweifel den Mörder festzuhalten versucht, aber alle Tischgenossen dachten nur an ihre eigene Sicherheit; Einige liefen schreiend davon, Andere krochen unter den Tisch und hüteten sich wohl nur einen Laut von sich zu geben; Robert Stuart befand sich also gewissermaßen allein in dem Speisesaale und ging langsam hinweg, wie ein Löwe, sagt Dante, ohne daß irgend Jemand im geringsten ihn zu belästigen versuchte.

Zweiter Teil.

I.

Bei den Bergschotten.

Es war ungefähr acht Uhr Abends, als Robert Stuart von Mynard kam und sich allein, im Mondenscheine, in der alten Templestraße befand, die damals mit Einbruch der Nacht noch öder war, als sie es jetzt ist, und vor sich hinsprach, wahrscheinlich in Bezug aus die Beiden, die er getötet hatte:

»Und zwei!«

Er rechnete den nicht, welchen er an der Seine niedergestreckt hatte.

Als er dem Stadthause gegenüber, also auf den Grèveplatz gelangte, auf welchem die Verurteilten hingerichtet wurden, wendeten sich seine Augen unwillkürlich nach der Stelle, wo man gewöhnlich den Galgen aufrichtete.

Dann trat er an diese Stelle.

»Hier«, sagte er, »wird Anne Dubourg die Strafe erleiden, wenn der König ihn nicht begnadigt. Wie den König zwingen, ihn zu begnadigen?« setzte er hinzu: »Ein Mittel gäbe es wohl«, murmelte er.

Im nächsten Augenblicke setzte er langsam hinzu:

»Wenn man es eben so machte, wie es mit Julien Fresne und Anton Mynard geschehen ist.«

Dann blieb er von neuem schweigend stehen.

»Wie aber in den Louvre gelangen?« fragte er sich. »Wie bis zu dem Könige kommen?«

Plötzlich heiterte sich sein Gesicht auf und erfuhr fort:

»Ah, wenn das sich machen ließe! Warum nicht? Eine Möglichkeit gibt es doch.«

Er blickte noch einmal nach dem Orte der Hinrichtungen und flüsterte schwermütig:

»Wer weiß? Vielleicht endige ich auch da.«

Und nach diesen Worten entfernte er sich.

Er gelangte in die Gerberstraße und blieb vor einer Tür stehen, über welcher ein Schild mit den Worten angebracht war:

»Zum Degen Franz I.«

Einen Augenblick konnte man glauben, er werde in das Haus hineingehen, dann aber sagte er:

»Es wäre Wahnsinn in dies Wirtshaus zu treten; binnen zehn Minuten werden die Häscher da sein . . . Zu Patrick!«

Er ging rasch in die Gerberstraße und über die Notredamebrücke, wars im Vorübergehen einen Blick auf die Stelle, wo et am Tage vorher Julien Fresne getötet hatte und nachdem er mit großen Schritten durch die Cité und die Brücke St. Michael gegangen, gelangte er in die Straße St. André.

Hier blieb er, wie vorher in der Gerberstraße vor einem Hause stehen, an dem sich ebenfalls ein Schild befand; die Worte daraus aber lauteten:

»Zur schottischen Distel.«

»Hier wohnte Patrick Macpherson«, sagte er, indem er empor sah, um das Fenster zu erkennen; »er hatte da oben unter dem Dache ein Stübchen, in das er sich an den Tagen begab, an denen er von der Wache im Louvre frei war.«

Er gab sich alle Mühe, um das Dachstübchen zu erkennen, aber das Dach ragte vor und verdeckte es.

Er wollte deshalb die Tür aufmachen oder, wenn sie verschlossen sein sollte, mit dem Griffe seines Degens oder mit dem Pistol daran pochen, als diese Tür plötzlich sich halb öffnete und einen jungen Mann herausließ, welcher die Uniform der schottischen Garde trug.

»Wer da?« fragte der Soldat, welcher fast an den jungen Mann anstieß.

»Ein Landsmann«, antwortete unser Held schottisch.

»Ab, Robert Stuart«, entgegnete der Soldat.

»Ich selbst, lieber Patrick.«

»Und welcher Zufall bringt Dich in meine Gasse und und vor meine Tür zu dieser Stunde?« fragte der Soldat, indem er dem Freunde beide Hände reichte.

»Ich wollte Dich um eine Gefälligkeit bitten, lieber Patrick.«

»So sprich, aber mach’ es rasch.«

»Hast Du Eile?«

»Leider. Halb zehn Uhr ist Appell im Louvre und eben hat es an der Sanct-Andreaskirche neun geschlagen. Mach’ geschwind.«

»So höre. Lieber Freund, das letzte Edikt hat mich aus meinem Wirtshaus vertrieben.«

»Richtig. Du gehörst dem protestantischen Glauben an und brauchst zwei katholische Bürgen.«

»Ich habe nicht gesäumt sie zu suchen und ich finde sie vielleicht trog allem Suchen nicht. Wenn man mich diese Nacht auf der Straße fände, würde man mich arretieren. Willst Du dein Stübchen zwei oder drei Tage mit mir teilen?«

»Für zwei oder drei Nächte, wenn Du willst und selbst für das ganze Jahr, wenn Dir damit ein Gefallen geschieht; aber für zwei Tage? Das ist etwas anderes.«

»Warum, Patrick?« fragte Robert.

»Weil«, antwortete der Soldat mit der eitelsten Miene von der Welt, »weil ich das Glück hatte eine Eroberung zu machen, seit ich Dich zum letzten Male gesehen.«

»Du, Patrick?«

»Darüber wunderst Du Dich?« fragte der Soldat.

»O nein, aber es trifft sich nur nicht gelegen.«

Robert schien nicht geneigt zu sein, weiter zu fragen, aber die Eitelkeit des Andern fand in diesem Mangel an Neugierde ihre Rechnung nicht:

»Ja, mein Lieber,s sagte er, »die Frau eines Parlamentsrathes hat mir die Ehre erwiesen sich in mich zu verlieben und ich sehe die Stunde schon kommen, in der sie mir Beweise ihrer Liebe geben wird, mit andern Worten, ich erwarte jeden Tag die Ehre sie in meinem Stübchen bei mir zu sehen.«

»Der Teufel!« sagte Robert.

»Eben deshalb, siehst Du«, fuhr Patrick fort, »wirst Du begreifen . . . So angenehm die Anwesenheit eines Freundes, wenn man allein ist, um so störender wird sie, wenn man zu zweien ist, wenn die zwei von verschiedenem Geschlecht sind.«

»So nimm an, »ich hätte nichts gesagt, Patrick«, entgegnete Stuart.

»Warum? Nimmst Du meine vertrauliche Mitteilung für eine Abweisung? Angenommen, die galante Dame fliege eines Tages zu meinem Dachstübchen herauf — Du bemerkst, daß ich es nur annehme — so gehst Du fort, außerdem bleibst Du bei mir so lange, bis es Dir bei mir nicht mehr gefällt . . . Besser läßt es sich doch nicht einrichten, das wirst Du mir zugestehen.«

»Allerdings, lieber Patrick«, sagte Robert, der nur höchst ungern seinen Plan aufgegeben hätte, wie es schien, »ich nehme also dein Anerbieten mit Dank an und warte nur aus eine Gelegenheit um Dir in irgend einer Weise Gleiches mit Gleichem vergelten zu können.«

»Aber«, fiel Patrick ein, »seit wann spricht man denn unter Freunden, unter Landsleuten, unter Schotten von Dank? Das ist als wenn . . . Aber horch!«

»Was?« fragte Robert.

»Es fällt mir etwas ein«, sagte Patrick, als ob ihn plötzlich ein Gedanke erleuchte.

»Was ist’s? Laß hören.«

»Lieber Freund«, sagte Patrick, »Du kannst mir einen großen Gefallen tun.«

»Sprich. Ich stehe zu Diensten.«

»Ich danke, aber . . . «

»Nur heraus!«

»Glaubst Du, daß wir von Einer Größe sind?«

»So ziemlich.«

»Auch von gleicher Stärke?«

»Ich glaube es.«

»Komm einmal her in den Mondenschein, damit ich Dich ansehe.«

Robert tat, was sein Freund von ihm verlangte.

»Weißt Du, daß Du ein prächtiges Wamms hast?« fuhr Patrick fort, indem er den Mantel des Freundes bei Seite schob.

»Prächtig ist nicht das rechte Wort.«

»Ganz neu.«

»Ich habe es auch erst vor drei Tagen gekauft.«

»Etwas dunkel freilich«, fuhr Patrick fort, »aber sie wird darin meine Absicht sehen, mich besser vor allen Blicken zu verbergen.«

»Wo hinaus willst Du?«

»Ja hinaus, lieber Robert. So gern die Dame meiner Gedanken mich sieht, so ungern sieht mich ihr Mann.«

»Es würde sehr ungerecht sein, wolltest Du ihm darum zürnen«, antwortete Robert lächelnd.

»Wohl wahr, aber jedes mal, wenn Einer von unserer Garde vorbeigeht, wirst er ihm zornige Blicke zu, und Du kannst Dir denken, was für Blicke er machen würde, wenn er diese Uniform auf den Stufen seiner Treppe sähe.«

»Ich begreife das vollständig.«

»Die Frau hat mir darum den Rat gegeben«, fuhr Patrick fort, »in meiner Nationaltracht, so bequem sie auch, sei, nicht wieder zu ihr zu kommen. Deshalb habe ich mir schon seit dem Dunkelwerden den Kopf zerbrochen, um ein Mittel ausfindig zu machen, einen Anzug zu erhalten, welcher mit Vorteil den meinigen ersetzen könnte. Dein Anzug ist nun zwar etwas dunkel, aber vielleicht gerade deshalb scheint er mir den Zweck vollständig zu erfüllen . . . Erweis mir also die Freundschaft und borge mir ihn morgen. Ich werde mich so einrichten, daß ich ihn die folgenden Tage nicht brauche, mit andern Worten, lieber Freund«, fuhr der Schotte mit triumphierender Miene fort, »ich werde es so einrichten, daß ich von da an nicht mehr zu ihr gehe, sondern daß sie zu mir kommt.«

Die letzten Worte des Schotten, welche jenes hohe Selbstvertrauen verrieten, welches seine Landsleute heute noch haben, nötigten Robert Stuart ein Lächeln ab.

»Mein Anzug, mein Geld und mein Herz stehen Dir zu Diensten, lieber Freund«, antwortete er.

»Beachte aber auch, daß ich morgen wahrscheinlich selbst werde ausgehen müssen und daß es doch durchaus nötig ist, mich zu kleiden, wenn ich ausgehen muß.«

»Hm!«

»Ich trage, wie der alte Philosoph, Alles bei mir was ich habe.«

»Bei St. Dunstan, das ist verdrießlich.«

»Es tut mir ungemein leid.«

»Und je länger ich dein Wamms ansehe, um so mehr kommt es mir vor, als wäre es fast für mich gemacht«, murmelte Patrick.

»Das wäre ein Wunder«, entgegnete Robert, welcher seinen Freund zu irgend einer Eröffnung treiben zu wollen schien.

»Läßt sich denn dem Übelstand gar nicht abhelfen?«

»Ich sehe keinen Weg . . . Aber Du bist ja sonst so erfinderisch; denke nach.«

»Es gibt einen!« rief Patrick.

»Welchen?«

»Es müßte denn der Mann deiner Geliebten denselben Widerwillen gegen die Soldaten der schottischen Garde haben, wie der Mann der meinigen.«

»Ich habe keine Geliebte, Patrick«, antwortete Robert trübsinnig.

»In diesem Falle«, fuhr der Soldat fort, welcher nur auf die Verwirklichung seines Gedankens achtete und folglich Alles andere nicht sah, »in diesem Falle muß Dir auch jeder Anzug gleichgültig und recht sein.«

»Ganz und gar«, antwortete der junge Mann.

»Nun, da Du mir den deinigen leihst, so nimm den meinigen.«

Diesmal unterdrückte Robert Stuart ein Lächeln.

»Wie das?« fragte er, als ob er nicht recht verstanden hätte.

»Du hast doch keinen Widerwillen gegen die schottische Uniform?«

»Keineswegs.«

»Nun also, wenn eine gebieterische Notwendigkeit Dich etwa zwingt auszugehen, so gehst Du in meiner Uniform aus.«

»Da hast Du recht; es kann nichts einfacher sein.«

»Du bekommst dadurch auch freien Eintritt in den Louvre.«

Robert zuckte vor Wonne.

»Das war immer mein Streben«, sagte er lächelnd.

»Also morgen.«

»Morgen«, wiederholte Robert Stuart, indem er dem Freunde die Hand drückte.

Patrick hielt ihn jedoch noch zurück und fragte:

»Eines vergißt Du!«

»Was?«

»Den Schlüssel zu meiner Stube.«

»Wahrhaftig!«

»Da hast Du ihn und nun gute Nacht!«

»Gute Nacht, Patrick!«

Nachdem die beiden jungen Leute einander nochmals die Hand gedrückt hatten, ging ein Jeder seinen Weg, Patrick nach dem Thore des Louvre, Robert nach der Tür Patrick's.

Lassen wir Jenen nach dem Louvre wandern, wo er gerade noch zu rechter Zeit ankommen wird, um bei der Abendverlesung antworten zu können, und folgen wir Robert Stuart, welcher an drei oder vier Türen tappte und endlich das Schloß Patricks fand.

Im Kamine brannte noch etwas Feuer, das die kleine Stube des Soldaten beleuchtete. Sie war recht reinlich und den Stübchen der Studenten unserer Zeit

ziemlich ähnlich.

Darin befand sich ein Bett, eine kleine Truhe, zwei Stühle und ein Tisch, aus welchem noch in einem kleinen Steintopfe mit langem Halse der Docht eines Talglichtes rauchte.

Robert nahm einen Kohlenbrand, blies so lange darauf, bis eine Flamme entstand und daran brannte er das Licht an.

Dann setzte er sich an den kleinen Tisch, ließ den Kopf auf die beiden Hände sinken und begann über das Geschehene, vielleicht auch über die Zukunft nachzudenken.

»Ja, ja«, sagte er endlich, indem er mit beiden Händen durch das Haar strich, als wolle er eine drückende Last von seiner Stirn entfernen; »ja, an den König will ich schreiben.«

Er stand auf.

Auf dem Kamine fand er einen kleinen Becher voll Tinte und eine Feder, aber wie er auch suchte, Papier oder Pergament fand er nicht.

Er suchte zum zweiten Male vergebens. Sein Kamerad hatte wahrscheinlich sein letztes Blatt Papier zu einem Liebesbriefe an die Frau Rätin verbraucht.

Er setzte sich von neuem ärgerlich nieder.

»Ach«, sagte er, »weil ein Blatt Papier fehlt, werde ich dieses letzte Mittel nicht versuchen können.«

Es schlug zehn Uhr; die Kaufleute hielten damals ihre Läden nicht wie jetzt bis Mitternacht auf und die Verlegenheit war also groß.

Da plötzlich fiel ihm das Schreiben des Königs ein, das er bei sich behalten hatte; er zog es aus seinem Busen und beschloß auf der Rückseite dieses Blattes an den König zu schreiben.

Er holte den Becher mit Dinte und die Feder und schrieb nachstehenden Brief:

»Sire!

»Die Verurteilung des Rates Anne von Dubourg ist ungerecht und zwecklos; man täuscht Ew. Majestät und nötigt Euch das reinste Blut in eurem Lande zu vergießen.

»Sire, ein Mann aus dem Volke ruft Euch zu: öffnet die Augen und seht die Flamme der Scheiterhaufen, welche Ehrgeizige um Euch her anzünden aus allen Punkten Frankreichs.

»Sire, öffnet euer Ohr und hört das Jammern und Klagen, das von dem Grèveplatze herschallt und bis zum Louvre dringt.

»Hört und seht, Sire; wenn Ihr gehört und gesehen habt, werdet Ihr gewiß auch verzeihen.

»Der Mann, der Euch diese Zeilen schreibt und im Voraus sein Leben geopfert hat, glaubt, alle Unterdrückten hätten ihm ihre Verteidigung übertragen und so sagt er Euch im Namen eures geringsten Volkes:

»Sire, gewährt Gnade!

»Gewährt Gnade, Sire, oder die Hand, welche gestern den Schreiber Julien Fresne niederstreckte und heute den Präsidenten Mynard, diese Hand zieht die Vorhänge Eures Alkovens im Louvre aus einander und reißt das erbarmenlose Herz des Königs aus der Brust.

»Das Papier, auf welchem der, welcher sich an Euch wendet, die Worte schreibt: »Gewährt Gnade! Gewährt Gnade!« ist Euch ein Beweis, daß der, welcher im Namen der Unterdrückten spricht, in der Tat ihr Rächer ist.«

Der Schotte überlas sein Schreiben und brach es so, daß die Seite, aus welcher der Brief des Königs stand, die Rückseite wurde.

»Nun«, murmelte er, »wie ist dieser Brief in den Louvre zu bringen? Auf Patrick zu warten bis morgen wäre zu lang. — Ich setze ihn schon dadurch Gefahren aus, daß ich in seiner Wohnung bleibe. Was ist zu tun?«

Er trat an das Fenster und sann nach. In verzweifelten Fällen zieht man gern auch die äußern Gegenstände zu Rate.

Wir haben gesagt, daß die Witterung für einen Dezembertag vortrefflich gewesen war.

Robert suchte bei der frischen Luft, an dem gestirnten Himmel, bei der stillen Nacht, Rat für das was er zu tun habe.

Von dem Stübchen Patrick’s aus, das sich im höchsten Teile des Hauses befand, konnte er die Türmchen des Königspalastes sehen.

Der Holzturm am Ende dieses Palastes, ziemlich dem Turme von Nesle gegenüber, zwischen dem Flusse und dem innern Hofe, zeigte sich ihm vollkommen deutlich.

Bei dem Anblicke dieses Turmes glaubte Robert das Mittel gesunden zu haben, das er suchte, das Mittel sein Schreiben dem Könige zukommen zu lassen, denn er barg sein Pergament wieder auf der Brust, löschte das Licht aus, nahm seinen Hut, wickelte sich in seinen Mantel und ging rasch die Treppe hinunter.

Man hatte einige Tage vorher, wie die Leser sehen, wenn sie die Edikte lesen, welche wir am Ende des erstens Bandes mitteilten, einen Befehl erlassen, welcher verbot nach fünf Uhr über die Seine überzusetzen.

Es war zehn Uhr in der Nacht und es ließ sich also nicht erwarten, daß er eine Fähre finden werde.

Es blieb demnach Robert kein anderer Weg, als umzukehren und den Weg rückwärts noch einmal zu machen, auf welchem er nach dem Grèveplatze gekommen war.

Er ging also nach der Saint Michaelsbrücke, ließ links die Straße Bavillerie, um sich nicht an die Schildwachen des Palastes zu wagen und kam über die Notre-Dame-Brücke in das Straßennetz zurück, durch das er wieder zu dem Louvre gelangen konnte.

Der Louvre, welcher seit der Regierung Franz I. voll von Stein, Schutt und Balken lag, gewährte damals so ziemlich den Anblick wie jetzt wiederum, obgleich Franz II. das Schloß der Türmchen, das durch den Tod seines Vaters mit Blut bedeckt war, verlassen hatte oder seit einigen Monaten im Louvre wohnte.

Er sah eher aus wie das Innere eines Steinbruches oder eines jener unvollendeten Paläste, welche in Trümmer fallen ehe sie ausgebaut werden, als wie die Wohnung des Königs von Frankreich.

Es war also auch ziemlich leicht zwischen den Steinblöcken hinzuschlüpfen, welche außen und innen lagen.

Von Stein zu Stein und von Graben zu Graben gelangte Robert Stuart, immer an der Seine hin, bis auf hundert Schritte an das große Portal des Louvre, nach dem Flusse zu; dann ging er an dem Gebäude hin zu dem neuen Turme und da er dort zwei Fenster beleuchtet sah, hob er aus einem der Gräben einen Stein auf, den er in das Pergament wickelte, löste die Borte von seinem Hute, band das Pergament um den Stein fest, trat ein paar Schritte zurück, um recht ausholen zu können, maß die Entfernung genau ab, zielte genau, als wollte er eine Kugel senden und warf dann Stein und Pergament durch eines der erleuchteten Fenster des ersten Stockes.

Das Klirren der zerbrochenen Fenster und die Bewegung, welche in Folge davon in dem Zimmer zu entstehen schien, deutete ihm an, daß sein Bote angekommen sei, und daß es nicht an diesem liege, wenn er nicht bis zu dem Könige gelange.

»Gut«, sagte er; »nun warten wir . . . Wir werden ja morgen sehen, welchen Eindruck mein Brief gemacht hat.«

Während er sich entfernte, sah er sich um, um sich zu überzeugen, ob er nicht bemerkt worden sei, aber er erblickte in der Ferne nur die Schildwachen, die mit dem langsamen und gemessenen Schritt der Schildwachen auf und ab gingen.

Die Schildwachen hatten ihn offenbar nicht bemerkt.

Auf demselben Wege, auf welchem er gekommen, kehrte Robert Stuart zurück, fest überzeugt, daß ihn Niemand gesehen oder gehört.

Er irrte sich aber, denn er war von zwei Personen gesehen und gehört worden, die etwa fünfzig Schritt von ihm, in einer Ecke des neuen Turmes im Dunkel, ziemlich lebhaft miteinander sprachen.

Diese beiden Personen waren der Prior von Condé und der Admiral von Coligny.

Wir müssen sofort erwähnen, welches Gespräch sie so lebhaft beschäftigen konnte, daß sie sogar nicht darauf zu achten schienen, als man spät in der Nacht Steine in ein Fenster des Louvre warf.

II.

Um Fuße des neuen Turmes.

»Nun«, sagt Brantôme in seinem Buche von den berühmten Feldherren, »nun müssen wir von einem Manne sprechen, der so groß war wie irgend Einer.«

Wir wollen es auch machen wie Brantôme, nur gerechter gegen Caspar von Coligny, Herrn von Chatillon sein, als es der Höfling der Guisen ist.

In zwei anderen Büchern haben wir bereits weitläufig von dem berühmten Verteidiger von St. Quentin gesprochen, aber die Leser könnten die »*Königin Margot*« vergessen haben und den »*Pagen des Herzogs von Savoyen*« noch nicht kennen, wir müssen also auch hier einige Worte von der Geburt, der Familie und den *Antecedentien*, wie man jetzt sich ausdrückt, des *Admirals* sagen.

Wir unterstreichen den Titel, weil er unter demselben bekannt war und man ihn selten Caspar von Coligny oder Herrn von Chatillon nennt.

Caspar von Coligny war am 17. Februar 1517 in Chatillon, der Residenz seiner Familie, geboren.

Sein Vater hatte sich nach der Vereinigung seiner Provinz mit dem Königreiche in Frankreich niedergelassen, hatte eine hohe Stelle in der Armee des Königs inne und nahm den Namen Chatillon an, nachdem er diese Herrschaft erworben hatte.

Er hatte sich mit Louise von Montmorency, der Schwester des Connetable, verheiratet, von der wir schon oft gesprochen haben, namentlich in »Ascanio«, den »beiden Dianen« und dem »Pagen des Herzogs von Savoyen.«

Die vier Söhne des Herrn von Chatillon, Peter, Odet, Caspar und Dandelot, waren demnach Neffen des Connetable.

Der erste, Peter, starb im fünften Jahre, der zweite, Odet, hatte demnach die Ehre den Namen aufrecht zu erhalten.

Zwanzig Jahre nach diesem Tode hatte der Connetable einen Cardinalshut zu seiner Verfügung und da ihn keiner seiner eigenen Söhne haben wollte, bot er denselben den Söhnen seiner Schwester an.

Caspar und Dandelot hatten beide ein kriegerisches Temperament, sie schlugen ihn also aus, Odet dagegen, ein Mann von ruhigem und beschaulichem Wesen, nahm ihn an.

So wurde Caspar das Haupt der Familie, um so mehr, da schon 1522 der Vater gestorben war.

Wir haben an anderem Orte erzählt, wie er seine Körperübungen mit Franz von Guise machte und welche Freundschaft die beiden jungen Männer verband bis zu dem Augenblicke, wo bei Gelegenheit der Schlacht von Rentv, in welcher Beide Wunder der Tapferkeit getan hatten, eine kühlere Stimmung eintrat und nach dem Tode des Herzogs Claude von Lothringen, als der Herzog Franz und der Cardinal,

dessen Bruder, sich an die Spitze der katholischen Partei stellten und die Angelegenheiten des Staates an sich rissen, die kühlere Stimmung allmählich vollständig zu Haß wurde.

Unterdessen trotz dem Hasse der Guisen war der junge Caspar von Chatillon einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit geworden, hatte zugenommen an Ruhm und an Ehre und war wie sein Bruder Dandelot von dem Herzoge von Enghien zum Ritter geschlagen worden und zwar auf dem Schlachtfelde von Cerisolu, wo Beide eine Fahne erobert hatten, dann 1544 zum Obersten, drei Jahre darauf zum Generalobersten des Fußvolkes und endlich zum Admiral ernannt worden.

Damals hatte er denn auch und zwar zu Gunsten seines Bruders Dandelot, den er zärtlich liebte und von dem er eben so zärtlich wieder geliebt wurde, sein Amt eines Generalobersten des Fußvolkes niedergelegt.

Um 1545 haben sich die beiden Brüder mit den beiden Töchtern des adeligen bretagnischen Hauses Laval verheiratet.

In unserem Buche »der Page des Herzogs von Savoyen wird man den Admiral bei der Belagerung von St. Quentin finden und erkennen, mit wie bewunderungswürdiger Ausdauer er die Stadt verteidigte und wie er mit den Waffen in der Hand bei dem letzten Sturme gefangen wurde.

Während seiner Gefangenschaft in Antwerpen war ihm eine Bibel in die Hände gefallen und in Folge davon entsagte er seinem katholischen Glauben.

Seit sechs Jahren war sein Bruder Dandelot bereits Calvinist.

Die hohe Stellung des Admirals bezeichnete ihn natürlich als Kriegsobersten der reformierten Religion. Da jedoch zwischen den beiden Parteien noch kein anderer Bruch bestand, da man erst bis zu den Verfolgungen gekommen war, die man trotz ihrer Ungesetzlichkeit für gesetzlich halten konnte, so nahmen Dandelot und dessen Bruder an dem Hofe jeder den Plan ein, den sein Rang ihm anwies.

»Aber«, sagt ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber, »der Hof hatte keinen gefährlicheren Feind.«

Er besaß ungewöhnliche Kaltblütigkeit, Kühnheit und Geschicklichkeit und schien dazu geboren zu sein, nur das zu werden, was er in der Tat geworden war, das wirkliche Haupt der calvinistischen Partei; er hatte dazu die Ausdauer und die nicht zu brechende Energie; obgleich oft besiegt, wurde er doch fast immer nach seinen Niederlagen gefährlicher als seine Feinde nach ihren Siegen; sein Blut achtete er für nichts, sein Leben für sehr wenig und er war jeden Augenblick bereit dasselbe für das Vaterland oder für den Triumph seines Glaubens zu opfern. Dabei verband er mit dem Kriegsgenie die dauernden festen Tugenden der größten Bürger.

Der Anblick dieses klaren ruhigen Kopfes erfreute das Auge in jener stürmischen Zeit; er gleicht den großen Eichen, die mitten im Sturme ungebeugt stehen bleiben, den großen Bergen, deren Gipfel selbst in heftigen Stürmen und Wettern nicht wankt, weil der Gipfel über die Wetter hinausragt.

Der Eiche gleicht er: der Regen wird die raue Rinde nicht verletzen, der Wind den Wipfel nicht beugen; sie zu entwurzeln vermag nur einer der Orkane, welche Alles umstürzen.

Dem Berge gleicht er und der Berg wird Vulkan werden; bei jedem seiner Ausbrüche wird der Thron bis in seinen Grund erzittern; seinen Krater auszufüllen, seine Gluten zu löschen vermag nur eine der gewaltigsten Fluten, weiche die Gestalt der Reiche umändern.

Darum wird sich auch der Prinz von Condé, der tätige unternehmende ehrgeizige Geist auf ihn stützen, um den Heeren des Königs zehn Jahre lang Schlacht auf Schlacht zu liefern.

Der Prinz von Condé war es, wie gesagt, mit dem Coligny in der Nacht vom 18. zum 19. Dezember im Schatten des neuen Turmes sprach.

Wir kennen, körperlich wenigstens, den Prinzen von Condé wir sahen ihn in das Wirtshaus zum »roten Roß« treten und konnten nach einigen Worten, die er sprach, uns eine Vorstellung von seinem Charakter machen.

Jetzt erlaube man uns eine notwendige Angabe über diesen Charakter und über die Stellung, welche der Prinz am Hofe einnahm.

Der Prinz von Condé war noch nichts, aber man ahnte was er sein könnte und dies gab dem schönen, jungen Manne eine große Wichtigkeit, der sich bis dahin nur durch seine tollen Streiche und seine Liebeleien bekannt gemacht hatte, welche, gleich denen seines Zeitgenossen Don Juan, auf langen, langen Verzeichnissen die angesehensten Damen vom Hofe aufzählten.

Er war damals neunundzwanzig Jahre alt und, wie wir erwähnt zu haben glauben, der fünfte und letzte Sohn Carls von Bourbon, Grafen von Vendôme, des neuen Stammes aller Zweige des Hauses Bourbon.

Seine älteren Brüder waren Anton von Bourbon, König von Navarra und Vater Heinrichs IV.; Franz, Graf von Enghienz der Cardinal Carl von Bourbon, Bischof von Royen; jener Johann Graf von Enghien, welcher zwei Jahre vorher in der Schlacht von Saint-Quentin gefallen war.

Ludwig von Condé war also damals nur ein jüngerer Sohn und hatte keine Habe als seinen Degen.

Diesen Degen hatte er in den Kriegen Heinrichs II. und in einigen Privatkämpfen ruhmvoll geführt, die ihm einen fast so hohen Ruf von Mut gaben, wie der von feinen Liebesabenteuern war. Der Prinz von Condé schien den Spruch erdacht zu haben: »Der Besitz tötet die Liebe.« Sobald er besaß, liebte er nicht mehr. Das wußten die schönen Damen recht wohl, deren galante Geschichte nur Brantôme geschrieben hat und doch schien es seltsamerweise den schönen, heitern, jungen Mann bei ihnen durchaus nicht zu benachteiligen.

Auch war die Freundschaft zwischen dem Admiral und dem jungen Prinzen groß. Der ebenfalls noch junge Admiral — er zählte zweiundvierzig Jahre — liebte Ludwig von Condé wie er einen seiner jungen Brüder geliebt haben würde, und der Prinz von Condé, ein ritterlicher und abenteuerliebender Charakter, den die Natur

mehr zum Erkennen der Geheimnisse der Liebe trieb als er sich um die Siege und Niederlagen des Glaubens kümmerte, der damals noch gleichgültige und sorglose Katholik, stand zu ihm wie ein Schüler zu einem geliebten Lehrer, und hörte den strengen Admiral mit einem Ohr an, während er in der Ferne eine schöne Reiterin beobachtete, die von der Jagd zurückkam, oder auf das Liedchen eines Mädchens achtete, das vom Lande kam.

Vor einer Stunde etwa war Folgendes geschehen:

Als der Admiral den Louvre verließ, wo er dem jungen Könige seine Huldigung dargebracht, bemerkte er mit jenem scharfen Auge des Soldaten, welches an das Dunkel gewöhnt ist, am Fuße des neuen Turmes einen Mann im Mantel, der nach einem Balkon hinauf sah, hinter welchem zwei Fenster erleuchtet waren und entweder auf ein Signal zu warten oder gekommen zu sein schien eines zu geben. Der Admiral, der seiner Natur nach wenig neugierig war, ging nach der Straße Bethisy weiter, in welcher sein Haus stand, als ihm einfiel, daß nur ein einziger Mann zu einer Stunde, in welcher man gern Alle verhaftete, die sich dem Louvre näherten, die Kühnheit haben könne, vor dem Palaste des Königs, hundert Schritte von den Schildwachen, umherzugehen, und daß dieser Mann der Prinz von Condé sein müsse.

Er ging auf ihn zu und da der Mann, je näher der Admiral ihm kam, umso tiefer in das Dunkel trat, rief er, zwanzig Schritte etwa von ihm:

»He, Prinz!«

»Wer da?« fragte der Prinz von Condé, denn er war es wirklich.

»Ein Freund«, antwortete der Admiral indem er weiter ging und darüber lächelte, daß sein Scharfsinn diesmal vollkommen recht geraten habe.

»Aha, die Stimme des Admirals, wenn ich mich nicht irre«, entgegnete der Prinz, welcher dem Herantretenden einige Schritte entgegenging.

Die beiden Männer begegneten einander an der Grenze des Schattens und der Prinz zog den Admiral zu sich, so daß Beide sich bald in dem Dunkel befanden.

»Wie, zum Teufel«, fragte der Prinz, nachdem er die Hand des Admirals liebreich und mit einer gewissen Ehrfurcht zugleich gedrückt hatte, »habt Ihr gewußt, daß ich hier sei?«

»Ich habe es erraten«, antwortete der Admiral.

»Das ist stark! Wie habt Ihr das angefangen?«

»Sehr einfach.«

»Lasset hören, . . . sprecht!«

»Als ich einen Mann in der Nähe der Schildwachen sah, sagte ich mir, daß es in Frankreich nur einen Cavalier gebe, welcher sein Leben wage, um die Vorhänge einer schönen Dame vom Winde bewegen zu sehen, und daß Ihr also dieser Mann sein müsstet.«

»Mein lieber Admiral, erlaubt, daß ich Euch zuerst für die sehr gute Meinung danke, die Ihr von mir habt, und dann mein aufrichtiges Kompliment mache. Es

kann doch unmöglich Jemand einen schärferen Blick haben als Ihr.«

»Ah!« sagte der Admiral.

»Ich bin in der Tat hier«, fuhr der Prinz fort, »nur nach den Fenstern eines Zimmers zu sehen, in welchem zwar keine schöne Dame wohnt, da die, um deretwillen ich hier bin, vor sechs Monaten noch ein Kind war und heute kaum ein junges Mädchen ist, aber ein reizendes junges Mädchen, eine vollendete Schönheit.«

»Ihr meint Fräulein von St. André?« fragte der Admiral.

»Sehr richtig; immer besser, mein lieber Admiral«, entgegnete der Prinz, »und das erklärt mir, welches Interesse mich veranlaßt hat, in Euch einen Freund zu suchen.«

»Ein Interesse hat Euch dazu getrieben?« fragte Coligny lächelnd.

»Ja wohl und ein sehr großes.«

»Welches? Vertraut es mir, Prinz«

»Wenn ich Euch nicht zum Freunde gehabt hätte, Herr Admiral, würde ich vielleicht einen Feind in Euch gefunden haben und dann einen unüberwindlichen.«

Der Admiral zuckte die Achseln bei diesen Schmeicheleien aus dem Munde eines Mannes, dem er eigentlich Vorwürfe machen wollte und er antwortete nur:

»Es ist Euch ohne Zweifel nicht unbekannt, Prinz, daß Fräulein von Saint-André die Braut des Herrn von Joinville ist, des ältesten Sohnes des Herzogs von Guise.«

»Das ist mit nicht nur nicht unbekannt, Herr Admiral, sondern ich bin gerade wegen dieser Verlobung in Fräulein von Saint-André leidenschaftlich verliebt worden, so daß ich kühn sagen kann: meine Liebe zu dem Fräulein stammt aus meinem Hasse gegen die Guises.«

»Ah, es ist das erste Mal, Prinz, daß ich von dieser Liebe höre. Gewöhnlich steigt bei Euch die Liebe wie eine Lerche singend auf. Diese Liebe muß eine ganz neu geborene sein, da von ihr noch gar nicht gesprochen worden ist.«

»So ganz neu ist sie doch nicht, mein lieber Admiral, im Gegenteil bereits ein halbes Jahr alt.«

»Ach! In der Tat?« entgegnete der Admiral, der dabei den Prinzen verwundert ansah.

»Ein halbes Jahr, ja, fast auf den Tag. Erinnert Ihr Euch eines Horoscops, einer Wahrsagerei, welche eine alte Frau dem Herrn von Guise, dem Marschall von Saint-André und euerem gehorsamen Diener auf der Landitmesse verkündete? Ich glaube Euch die Geschichte erzählt zu haben.«

»Ich erinnere mich ihrer auch vollkommen . . . Es geschah in einem Wirtshaus an der Straße von Gonesse nach Saint-Denis.«

»So ist’s, mein lieber Admiral . . . Nun seht, von jenem Tage an schreibt sich die Entstehung meiner Liebe zu der reizenden Charlotte und ich weiß nicht ob der Tod, den man mir da prophezeite, mir die seltsame Vorliebe für das Leben gegeben hat — von jenem Tage an lebte ich nur in der Hoffnung, die Liebe der Tochter des

Marschalls von Saint-André zu erlangen; auch bot ich natürlich alles auf, um zu diesem Ziele zu gelangen.«

»Und, wenn man ohne Unbescheidenheit fragen darf, habt Ihr die Liebe erlangt, Prinz?«

»Nein, lieber Vetter, nein, und eben deshalb stehe ich da Schildwache.«

»Und Ihr erwartet, als galanter Cavalier, daß man Euch eine Blume, einen Handschuh zuwerfe oder ein Wörtchen zu Euch spreche?«

»Nein, das nicht einmal erwarte ich.«

»Auf was wartet Ihr dann sonst?«

»Daß das Licht auslösche und die Verlobte des Herrn Prinzen von Joinville einschlummere, um meinerseits mein Licht auszulöschen und einzuschlafen.«

»Wahrscheinlich ist es nicht das erste Mal, Prinz, daß Ihr so dem Zubettgehen des Fräuleins beiwohnt.«

»Es ist allerdings nicht das erste Mal, Herr Vetter, und wird auch nicht das letzte Mal sein. Seit fast vier Monaten mache ich mir dies unschuldige Vergnügen.«

»Ohne Vorwissen des Fräuleins?« fragte der Admiral mit zweifelnder Miene.

»Ohne ihr Vorwissen, ich fange wenigstens an es zu glauben.

»Das ist ja aber mehr als Liebe, teurer Prinz, das ist wirkliche Anbetung und Verehrung, so etwas wie gewisse Seefahrer uns von der Religion der Hindus für ihre unsichtbaren Gottheiten erzählen.«

»Das ist sehr richtig bemerkt, mein lieber Admiral, eine wahre Anbetung und nur weil ich ein so guter Christ bin, verfalle ich nicht ganz in diesen Götzendienst.«

»Götzendienst ist Bilderdienst, Prinz, und Ihr besitzt vielleicht nicht einmal das Bild eurer Göttin.«

»Allerdings nicht, nicht einmal ihr Bild«, sagte der Prinz, »aber, fuhr er lächelnd fort und indem er die Hand aus die Brust legte, »ihr Bild ist hier und so fest und treffend eingegraben, daß ich kein anderes brauche als das, welches in meiner Erinnerung lebt.«

»Und welche Grenzen setzt Ihr der einförmigen Tätigkeit, die Euch beschäftigt?«

»Keine. Ich werde so lange hierher kommen als ich Fräulein von Saint-André liebe und nach meiner Gewohnheit werde ich sie so lange lieben als sie mir nichts bewilligt; da sie mich aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht sobald liebt, werde ich sie lange lieben.«

»Ihr seid ein seltsamer Kauz, mein lieber Prinz.«

»Ich bin wie ich nun einmal bin; oft verstehe ich mich selbst nicht. So lang eine Dame mir nichts bewilligt und gewährt hat, bin ich wie unsinnig in sie verliebt und im Stande ihren Mann, ihren Geliebten, sie selbst und mich selbst umzubringen, Krieg ihretwegen zu führen wie Perikles wegen der Aspasia, Antonius wegen der Cleopatra, und wenn sie nachgibt . . . «

»Wenn sie nachgibt? . . . «

»Dann, mein lieber Admiral, wehe ihr, wehe mir! Die Sättigung löscht meine Flamme aus.«

»Aber welches Vergnügen findet Ihr darin, im Mondenscheine unter den Fenstern eines Mädchens zu stehen?«

»Ein sehr großes, ein unbeschreibliches Vergnügen, lieber Vetter. Ihr versteht das nicht, Ihr gestrenger, ernster Mann, denn Ihr sucht und findet euer Vergnügen nur in einer gewonnenen Schlacht, nur in dem Siege eueres Glaubens. Bei mir, Herr Admiral, ist es etwas ganz anderes; für mich ist der Krieg nichts als ein Frieden zwischen zwei Liebschaften, einer alten und einer neuen. Ich glaube wahrhaftig, der liebe Gott hat mich nur in die Welt geschickt, damit ich da liebe, weil ich zu etwas Anderem nicht tauge. Es ist übrigens ja auch der Wille und das Gebot Gottes; Gott hat uns geboten unsern Nächsten zu lieben wie uns selbst. Freilich ich liebe den Nächsten nur in seiner schöneren Hälfte, in seiner angenehmsten Gestalt.«

»Wo habt Ihr das Fräulein von Saint-André seit dem Verfalle in dem Wirtshaus wieder gesehen?«

»Ach, mein lieber Admiral, das ist eine lange Geschichte und wenn Ihr nicht Lust habt mir eine gute halbe Stunde Gesellschaft zu leisten als guter Vetter, dringt nicht weiter in mich und laßt mich mit meinen Gedanken und mit meinem Zwiegespräche mit dem Monde und den Sternen allein, die für mich weniger leuchten als das Licht, das Ihr durch das Fenster meiner Göttin schimmern seht.«

»Nein, lieber Vetter«, sagte der Admiral lächelnd, »ich habe Pläne mit Euch für die Zukunft, die Ihr nicht ahnt; es liegt also in meinem Interesse, Euch von allen Seiten genau kennen zu lernen. Die, welche Ihr mir heute zeigt, scheint eine sehr wichtige zu sein. Öffnet mir also alle eure Pforten, damit, wenn ich mich an den großen Condé, an den großen Feldherrn wenden will, genau weiß, durch welche ich zu ihm gelange; damit ich auch weiß, durch welche ich mich wieder entferne, wenn ich statt des Helden, den ich suche nur einen Herkules finde, der zu den Füßen Omphale's spielt oder einen Simson, der auf den Knien Delila's schläft.«

»Dann muß ich Euch die ganze Wahrheit sagen.«

»Die ganze.«

»Wie einem Beichtiger.«

»Geradeso.«

»Ich schicke voraus, daß es eine wahre Ecloge ist.«

»Die schönsten Verse Virgils und Marot's sind auch nichts Anderes.«

»So fange ich an.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Ihr werdet mich unterbrechen sobald Ihr genug habt.«

»Das verspreche ich, aber ich glaube nicht, daß ich Euch unterbrechen werde.«

»Ah, Ihr seid ein kluger Staatsmann!«

»Wißt Ihr, lieber Prinz, daß es fast aussieht als gereue Euch euer Versprechen?«

»Ah, Ihr irrt und wisst recht wohl, daß Ihr mich mit solchen Worten treibt, über einen Abgrund zu springen, wenn es sein muß.«

»So beginnt.«

»Es war im letzten September nach der Jagd, welche die Herren von Guise dem ganzen Hofe in ihrem Walde von Meudon gaben.«

»Ich erinnere mich davon gehört zu haben«, obgleich ich nicht dabei war.«

»So erinnert Ihr Euch auch, daß nach der Jagd die Königin Katharina mit allen ihren Hoffräulein, ihrer fliegenden Schwadron, wie man sie nennt, in das Schloß des Herrn von Gondy in Saint-Cloud sich begab; Ihr kennt es, da Ihr dort wart.«

»Sehr gut.«

»Nun« wenn euere Aufmerksamkeit nicht etwa durch wichtigere Dinge abgelenkt worden ist, werdet Ihr Euch auch erinnern, daß während der Mahlzeit ein junges Mädchen die Aufmerksamkeit des Hofes und besonders die meinige erregte.«

»Fräulein von Saint-André.«

»Nach der Mahlzeit, während der Promenade auf dem Canal, erregte ein junges Mädchen die Aufmerksamkeit und Bewunderung Aller, namentlich die meinige, durch ihren Geist.«

»Fräulein von St. André.«

»Abends beim Ball endlich richteten sich alle Augen, namentlich die meinigen, auf eine Tänzerin, deren unvergleichliche Anmut auf alle Lippen Lächeln, auf alle Zungen schmeichelndes Gemurmel, aus allen Augen Blicke der Bewunderung lockte.«

»Immer Fräulein von St. André.«

»Ihr erinnert Euch dessen?«

»Nein.«

»Um so besser, denn wenn Ihr Euch erinnertet, verlohnte es nicht der Mühe es Euch zu erzählen. Ihr könnt Euch denken, daß die Flamme, die im Wirtshaus zum roten Roß schüchtern in meinem Herzen sich entzündet hatte, in St. Cloud zur Glut aufwuchs. Die Folge davon war, daß ich nach dem Ball, als ich in das Zimmer kam, das mir angewiesen worden war und das sich im ersten Stock befand, mich nicht niederlegte, die Augen schloß und schlief, sondern mich an das Fenster stellte, an die Schöne dachte und in tiefes süßes Sinnen versank. Darin befand ich mich — ich weiß nicht wie lange Zeit — als ich durch den Schleier, welchen die Liebesgedanken vor meinen Augen ausbreiteten, ein lebendes Wesen sich bewegen zu sehen glaubte, etwas so Leichtes wie der leichte Lufthauch, der durch mein Haar strich, einen Schatten in Not und Weiß, der über die Gänge des Parkes schwebte, gerade unter meinem Fenster stehen blieb und sich an den Stamm des Baumes lehnte, dessen Blätter die geschlossene Jalousie an meinem Fenster berührten. Ich erkannte oder erriet vielmehr, daß die schöne nächtliche Fee Fräulein von Saint-André sei und ich wäre wahrscheinlich aus dem Fenster hinabgesprungen,, um schneller zu ihr zu gelangen, schneller vor ihr niederzufallen, als ein zweiter

Schatten, der weniger weiß und rot als der erste, aber fast eben so leicht war, über den Platz kam, welcher den einen Teil des Ganges von der andern Seite trennte. Dieser Schatten war offenbar männlichen Geschlechts.«

»Aha!« murmelte der Admiral.

»So sagte ich auch«, bemerkte der Prinz von Condé, »aber die beleidigenden Zweifel an der Tugend des Fräulein von St. André, die in mir ausstiegen, waren nicht von langer Dauer, denn da die beiden Schatten zu sprechen anfingen und ich ihre Stimmen eben so gut hören als ihre Gestalten sehen konnte, — sie waren etwa zwanzig Fuß unter mir— vernahm ich ihre Worte. Die Personen waren Fräulein von St. André und ein Page ihres Vaters.«

»Und sie sprachen . . . ?«

»Einfach von einer Angelpartie am nächsten Tage.«

»Vom Fischen?«

»Ja, Vetter . . . Fräulein St. André liebt das Angeln leidenschaftlich.

»Und um eine Angelpartie zu besprechen, waren ein Mädchen von fünfzehn und ein Page von neunzehn Jahren um Mitternacht im Park zusammen gekommen.?«

»Ich zweifelte daran wie Ihr, Herr Admiral, und ich muß gestehen, daß der Page, der heiß und offenbar voll anderer Hoffnung gekommen war, sehr enttäuscht zu sein schien, als er aus dem Munde des Fräuleins selbst erfuhr, sie habe ihn nur zu dem Zwecke beschieden, um ihn zu bitten daß er zwei Angelschnüre besorgen möge, eine für sie, eine für ihn und daß er sich damit Früh um fünf Uhr am Canal einfinden solle. Es entschlüpften dem Pagen sogar die Worte: »Aber Fräulein, wenn Ihr mich nur deshalb herbeschiedet, war es gar nicht nötig die Sache so geheimnisvoll zu behandeln.«

»Da irrt Ihr Euch«, antwortete das Mädchen. »Seit die Feste begonnen haben, werde ich von Schmeichlern und Anbetern so umringt, daß wenn ich Euch um eine Angelschnur ersucht hätte und meine Absicht bekannt geworden wäre, ich um fünf Uhr drei Vierteile der Herren vom Hofe nebst dem Herrn von Condé an dem Canale bereits gefunden haben würde, was natürlich die Fische verscheucht hatte, so daß ich nicht den kleinsten würde haben sangen können. Das wollte ich nicht, Meziéres; ich will morgen nur in eurer Gegenwart angeln, Undankbarer.«

»Ach ja, Fräulein«, sagte der Page, »ein Undankbarer bin ich.«

»Es bleibt also dabei, um fünf Uhr.«

»Ich werde um vier Uhr mit zwei Angeln da sein.«

»Aber Ihr angelt nicht vor mir und ohne mich.«

»Ich verspreche zu warten.«

»Da ist denn zur Belohnung meine Hand, die ich zu küssen erlaube.«

»Ach, Fräulein«, rief der Page aus, indem er sich aus das zierliche Händchen stürzte und dasselbe mit Küssen bedeckte.

»Meziéres«, sagte das Mädchen indem sie die Hand zurückzog, »ich habe Euch wohl erlaubt sie zu küssen, aber nicht aufzuküssen . . . Gebt! Gute Nachts Um fünf

Uhr am Canal!«

»Kommt wann Ihr wollt, Fräulein, ich werde da sein, ich verspreche es.«

»So geht!« entgegnete Fräulein von St. André indem sie ihn fortwinkte.

»Der Page gehorchte augenblicklich ohne ein Wort zu entgegnen, wie ein Geist dem Zauberer gehorcht, von dem er abhängt. In weniger als einer Sekunde war er verschwunden. Fräulein von St. André blieb noch einen Augenblick und als sie sich überzeugt hatte, daß nichts die Stille der Nacht und die Einsamkeit des Gartens störe, verschwand sie ebenfalls in dem Glauben, weder gesehen noch gehört worden zu sein.«

»Wisst Ihr es gewiß, Prinz, daß die Schlaue Euch an eurem Fenster nicht erriet?«

»Ach, Vetter, Ihr raubt mir meine Illusionen«, antwortete der Prinz, als er näher an den Admiral trat und fortfuhr: »Hm, Ihr tiefblickender Politicus, es gibt Augenblicke, in denen ich nicht daraus schwören möchte.«

»Worauf?«

»Daß sie mich nicht gesehen, und daß die Angelschnur, die Angelpartie, die Bestellung auf Früh fünf Uhr keine Komödie war, mich irre zu führen.«

»Ach!«

»Ich leugne nie, wenn es sich um weiblichen Betrug handelt«, sagte der Prinz, »und je jünger und naiver Eine ist, um so weniger leugne ich; aber gesteht, lieber Admiral, daß sie, wenn es sich so verhält, sehr klug ist.«

»Ich widerspreche dem nicht.«

»Ihr könnt Euch vorstellen, daß ich am andern Morgen um fünf Uhr in der Nähe des Canals im Hinterhalte versteckt lag. Der Page hatte sein Wort gehalten und war vor Tagesanbruch da. Die schöne Charlotte erschien wie die Morgenröte einen Augenblick vor der Sonne und nahm mit ihren Rosenfingern aus der Hand des Pagen eine breite mit dem Köder versehene Angelschnur. Einen Augenblick fragte ich mich, warum sie einen Gefährten bei dem Fischfange gesucht habe, bald aber erkannte ich, daß so reizende Finger sich nicht so weit kompromittieren könnten, um die schrecklichen Geschöpfe zu berühren, welche sie an die Haken hätte befestigen müssen, ja selbst die, welche davon hinwegzunehmen waren, wenn der Page nicht da gewesen wäre ihr diese widerwärtige Beschäftigung zu ersparen. So blieb der Schönen bei der Angelpartie, welche bis um sieben Uhr währte, nur das Vergnügen und dies mußte groß sein, denn die beiden jungen Leute machten einen guten Fang.«

»Und was holtet Ihr Euch, lieber Prinz?«

»Einen gewaltigen Schnupfen, weil ich mit den Füßen im Wasser stand, und heftiges Liebesfieber, dessen Folgen Ihr seht.«

»Und Ihr glaubt, daß eure Gegenwart der Kleinen unbekannt blieb.«

»Ja, Du lieber Gott, Vetter, vielleicht wußte sie, daß ich da sei, aber wenn sie einen Fisch herauszog, rundete sie den Arm so anmutig und wenn sie an den Rand des Canals trat, hob sie ihr Kleid so kokett auf, daß der Arm und das Bein mich

nötigten, Alles zu verzeihen, weil, wenn sie wußte, daß ich da sei, sie alles dies meinetwegen tat und nicht wegen des Pagen, denn ich befand mich ihr zur Rechten und sie rundete den rechten Arm, wie sie das rechte Bein zeigte. Kurz und gut, lieber Admiral, ich liebe sie, wenn sie noch ganz unschuldig und unerfahren ist, und noch schlimmer ist es, wenn sie kokettiert, und Ihr seht, daß ich in jedem Falle krank bin.«

»Und seit jener Zeit!«

»Seit jener Zeit, Vetter, habe ich den reizenden Arm, das lockende Bein wieder gesehen, aber nur von weitem, ohne der Besitzerin dieser Schätze mich nähern zu können, denn, — diese Gerechtigkeit muß ich ihr widerfahren lassen — sobald sie mich von der einen Seite herankommen sieht, entflieht sie nach der andern hin.«

»Und wie wird sich diese stumme Liebe endlich entwickeln?«

»Da müßt Ihr einen Klügeren fragen, lieber Vetter, denn wenn die Liebe stumm ist, wie Ihr sagt, so ist sie zugleich auch taub und blind, d. h. sie hört auf keinen Rat und steht über die gegenwärtige Stunde nicht hinaus, mag über dieselbe nicht hinaus sehen.«

»Ihr müsst aber doch, lieber Prinz, in irgend einer Zukunft auf einen Lohn für diese exemplarische Dienstzeit hoffen.«

»Natürlich, aber in so ferner Zukunft, daß ich gar nicht darüber nachzudenken wage.«

»Folgt meinem Rate und denkt nicht darüber nach.«

»Warum, Herr Admiral?«

»Weil Ihr nichts finden und dies Euch entmutigen würde.«

»Ich verstehe Euch nicht.«

»Es ist doch sehr leicht zu verstehen; freilich müßt Ihr mich anhören.«

»Sprecht, Herr Admiral.«

»Wartet Ihr auf etwas, lieber Prinz?«

»In Bezug auf Fräulein von St. André auf alles.«

»Ich will Euch die Wahrheit rund heraussagen.«

»Herr Admiral, ich habe seit langer Zeit die achtungsvolle Liebe zu Euch, die man für einen älteren Bruder hat, so wie die liebevolle Hingebung, die man für eilten Freund fühlt. Ihr seid der einzige Mensch in der Welt, dem ich das Recht zugestehe mir einen Rat zu erteilen, d. h. also weit entfernt mich zu fürchten, aus eurem Munde die Wahrheit zu hören, bitte ich vielmehr darum. Sprecht also.«

»Ich danke, Prinz«, antwortete der Admiral als Mann, der wußte, welchen dauernden Einfluß die Liebe aus ein Temperament wie das des Herrn von Condé haben konnte und folglich eine große Bedeutung in den Dingen sah, die er bei einem Andern als dem Bruder des Königs von Navarra als völlig bedeutungslos behandelt haben würde; »ich danke und da Ihr mir so leichtes Spiel gebt, hört denn die nackte Wahrheit: Fräulein von St. André liebt Euch nicht, Prinz, und sie wird Euch nie lieben.«

»Seid Ihr auch Astrolog, Herr Admiral — und habt, um mir diese schauerliche Prophezeiung zu verkündigen, die Sterne meinetwegen befragt?«

»Nein, aber wißt Ihr, warum sie Euch nicht lieben wird?« fuhr der Admiral fort.

»Wie könnte ich das wissen, da ich ja im Gegenteile alles aufbiete, um mir ihre Liebe zu gewinnen?«

»Sie wird Euch nicht lieben, weil sie Niemanden lieben wird, den Pagen so wenig als Euch, sie besitzt ein trockenes, dürres Herz und eine ehrgeizige Seele. Ich habe sie als Kind gekannt und, ohne die astrologische Wissenschaft zu besitzen, die Ihr vermutet, mir sogleich gesagt, daß sie eines Tages eine Rolle in dem großen Freudenhause spielen werde, das wir da vor uns haben.«

Er zeigte mit einer Gebärde der tiefsten Verachtung aus den Louvre.

»Ach!« entgegnete Condé. »Das ist eine andere Seite, von der aus ich sie noch nicht betrachtet habe.«

»Sie war noch nicht acht Jahre alt, als sie die gekrönte Kurtisane, die Agnes Sorel, die Etampes spielte. Ihre Gespielinnen setzten ihr eine papierne Krone auf, führten sie umher und riefen: »Es lebe die kleine Königin!« die Erinnerung an diese Königswürde in der Kindheit hat sie nicht vergessen. Sie stellt sich als liebe sie Herrn von Joinville, ihren Verlobten, und sieht auch so aus als liebe sie ihn. Wisst Ihr warum? Weil der Vater des Herrn von Joinville, Herr von Guise — sonst mein Freund, jetzt mein erbitterter Feind — binnen kurzem König von Frankreich sein wird, wenn man ihn daran nicht hindert.«

»Der Teufel! Und das ist eure Überzeugung, Vetter?«

»Meine feste Überzeugung, Prinz, aus der ich denn auch schließe, daß eure Liebe zu dem schönen Hoffräulein der Königin übel angebracht ist und daß Ihr dieselbe so bald als möglich abtun müsst.«

»Das ratet Ihr?«

»Vom ganzen Herzen.«

»Ich nehme den Rat an wie er gegeben wird, Vetter.«

»Aber Ihr befolgt ihn nicht.«

»Ja, lieber Gott, Vetter, in solchen Dingen ist man über sich selbst nicht Herr.«

»Beurteilt nur die Zukunft nach der Vergangenheit.«

»Ich gestehe, daß sie bis jetzt keine große Zuneigung für euern ergebenen Diener empfindet.«

»Und Ihr meint, das könne so nicht bleiben? Auch ich weiß, daß Ihr eine gute Meinung von Euch selbst habt, lieber Prinz.«

»Vetter, wenn man sich selbst gering achtete, machte man es den Andern zu leicht und bequem uns gar nicht zu achten. Aber das ist es nicht. Ihr könnt es nicht hindern, daß ich die Liebe für sie fühle, die sie für mich nicht empfindet. Ihr zuckt die Achseln. Was wollt Ihr tun? Steht es in meiner Wahl zu lieben oder nicht zu lieben? Wenn ich Euch sagte, Ihr habt die Belagerung von Saint-Quentin drei Wochen lang mit zweitausend Mann gegen die fünfzig- oder sechzigtausend

Flamänder und Spanier des Prinzen Emanuel Philibert und des Königs Philipp II. ausgehalten, jetzt müsst Ihr die Belagerung unternehmen; es liegen dreißigtausend Mann in dem Platz und Ihr habt nur zehntausend; würdet Ihr Euch weigern Saint-Quentin zu belagern? Nein, nicht wahr? Warum? Weil Ihr durch euer erprobtes Kriegsgenie die Gewißheit habt, daß für Tapfere kein Platz uneinnehmbar ist. Nun, mein lieber Vetter, vielleicht klingt es prahlerisch, aber ich glaube die erprobte Liebeswissenschaft zu besitzen, wie Ihr das erprobte Kriegsgenie, und so sage ich: Kein Platz ist uneinnehmbar. Ihr habt mich in den Krieg eingeführt, Admiral, erlaubt, daß ich euer Lehrer in der Liebe sei.«

»Ach, Prinz, Prinz, welcher große Feldherr würdet Ihr geworden sein«, sagte der Admiral traurig, »wenn Streben nach Höherem Euch das Schwert in die Hand gegeben hätte, statt daß fleischliche Lüste Euch die Liebe in das Herz pflanzten!«

»Ihr meint die Religion, nicht wahr?«

»Ja, Prinz, und möchte es Gott gefallen, daß er Euch zu Einem der Unsrigen und folglich der Seinigen macht!«

»Mein lieber Vetter,- antwortete Condé in seiner gewöhnlichen Heiterkeit, durch welche aber der Wille eines Mannes durchschimmerte, der, ohne es sich merken zu lassen, oft über diesen Gegenstand nachgedacht hat, »Ihr glaubt es vielleicht nicht, aber ich habe über Religion wenigstens eben so feste Grundsätze wie über Liebe.«

»Wie meint Ihr das?« fragte der Admiral staunend.

»Ich meine, Herr Admiral, ich habe meine eigene Religion, meinen eigenen Glauben, meine eigene Menschenliebe und bedarf der Vermittlung Niemands, um Gott zu ehren. Der katholisch-apostolisch-römischen Religion, so wie unsere Geistlichen uns dieselbe lehren, bin ich nicht mehr zugetan als der Religion der Hindus, wie die Braminen sie gemacht, oder der mahomedanischen, wie sie von den Muftis zugerichtet worden ist, oder der jüdischen, wie sie die Rabbiner geformt haben; aber solange Ihr, lieber Vetter, mir nicht beweisen könnt, daß eure neue Lehre der alten vorzuziehen ist, erlaubt, daß ich den Glauben meiner Väter behalte, es müßte mir denn in die Sinne kommen, ihn zu ändern, um dem Herrn von Guise entgegenzutreten.«

»Ach, Prinz, Prinz«, murmelte der Admiral, »so wollt Ihr die Schätze von Kraft, Jugend und Geist verschwenden, welche Euch der Ewige gegeben hat und sie nicht für die große Sache verwenden? Ist nicht der Haß gegen den Herrn von Guise, der wie ein Instinkt in Euch liegt, ein Fingerzeig des Himmels? Richtet Euch auf, Prinz, und wenn Ihr nicht die Feinde eures Gottes bekämpft, bekämpft wenigstens die Feinde eures Königs!«

»Da vergeßt Ihr nur, Vetter«, entgegnete Condé, »daß ich auch meinen eigenen König wie meinen eigenen Gott habe. Freilich, mein König ist so klein wie mein Gott groß. Mein König, lieber Admiral, ist der König von Navarra, mein Bruder. Der König von Frankreich kann für mich nur ein Adoptivkönig, ein Oberlehnherr sein.«

»Ihr umgeht die Frage, Prinz . . . Ihr habt Euch doch für diesen König geschlagen.«

»Weil ich mich für alle Könige schlage nach meinem Belieben, wie ich alle Damen liebe, wie mir die Laune kommt.«

»So ist es also unmöglich, Prinz, über etwas der Art ernstlich mit Euch zu reden?« fragte der Admiral.

»Ja«, antwortete der Prinz mit einem gewissen Ernst, »aber zu andern Zeiten wollen wir davon sprechen, Vetter, und ich antworte Euch: Ich würde mich für sehr unglücklich oder für einen gewöhnlichen Bürger halten, wenn ich mein ganzes Leben ausschließlich den Damen opfern wollte. Ich weiß Herr Admiral, daß ich Pflichten zu erfüllen habe und daß der Verstand, der Mut und die Gewandtheit, die mir der Herr zugeteilt, mir nicht bloß gegeben wurden, um Serenaden unter Fenstern zu singen, aber habt Geduld, mein lieber Vetter und guter Freund, lasset die ersten Flammen der Jugend auflodern. Bedenkt, daß ich noch nicht dreißig Jahre alt bin und daß ich, da es gar keinen Krieg gibt, die Kraft, die in mir liegt, doch zu etwas verwenden muß. Verzeiht mir also noch dies Abenteuer und macht mir das Vergnügen mir endlich den guten Rat zu geben, den Ihr mir versprochen habt und um den ich bat.«

»Möge«, flüsterte der Admiral väterlich, »dieser Rat Euch zu etwas nützen!«

»Herr Admiral«, entgegnete der Prinz von Condé, indem er den Arm seines Vetters nahm, »Ihr seid ein großer Feldherr, ein großer Stratege, ohne Widerrede der erste Kriegsmann unserer Zeit, sagt mir also, wie würdet Ihr Euch wohl an meiner Stelle benehmen, um zu dieser Zeit, das heißt ziemlich um Mitternacht, zu dem Fräulein von Saint-André zu gelangen und ihr zu sagen, daß ihr sie liebtet.«

»Ich sehe wohl, mein lieber Prinz«, antwortete der Admiral, »Ihr werdet nicht eher geheilt werden, als bis Ihr eure Schöne kennt; ich werde Euch also einen wirklichen Dienst erzeigen, wenn ich Euch bei eurer Thorheit behilflich bin — bis sie schwindet . . . An eurer Stelle also . . . «

»Still!« fiel Condé ein. »Wir wollen wieder in den Schatten treten.«

»Warum?«

»Weil sich da etwas, vielleicht ein zweiter Liebhaber, dem Fenster zu nähern scheint.«

»Allerdings«, sagte der Admiral, der wie der Prinz in den Schatten zurücktrat.

Beide standen unbeweglich da, hielten den Atem an und sahen Robert Stuart herankommen, den Stein aufheben, ein Papier daran binden und Stein und Papier durch das erleuchtete Fenster werfen. Dann hörten sie eine Fensterscheibe klirren und sahen den Unbekannten, den sie für einen Verliebten gehalten hatten und der doch nichts weniger war als dies, wie man ihm zugestehen wird, fliehen und verschwinden, sobald er Gewißheit hatte, daß der Wurf getroffen.

»So wahr ich Condé heiße, Jetzt danke ich Euch für den guten Rat, lieber Vetter, und behalte mir ihn für das nächste Mal vor.«

»Wie so?«

»Ich habe bereits ein Mittel gefunden.«

»Welches?«

»Ein sehr einfaches . . . das zerbrochene Fenster ist das der Mademoiselle von Saint-André und es wurde gewiß nicht in guter Absicht zerworfen . . . «

»Nun?«

»Ich kam aus dem Louvre, ich hörte das Klirren des Fensters, ich fürchtete es sei das Resultat eines Komplottes gegen den Marschall, konnte trotz der späten Nachtstunde dem Drange nicht widerstehen und ging hinaus, so großen Anteil nahm ich an ihm, um ihn zu fragen ob ihm ein Unglück zugestoßen ist.«

»Thor! dreifacher Thor!« sagte der Admiral.

»Ich bat Euch um einen guten Rat, Vetter; hättet Ihr mir einen bessern gegeben?«

»Ja.«

»Welchen?«

»Nicht hin zu gehen.«

»Das ist ja der erste und Ihr wisst, daß ich dem nicht folgen wollte.«

»Nun gut, so gehen wir zu dem Marschall.«

»Ihr begleitet mich?«

»Lieber Prinz, wenn man einen Thoren und Irrsinnigen nicht hindern kann, eine Thorheit zu begehen, wenn man den Irren liebt, wie ich Euch liebe, so muß man die Hälfte der Thorheit auf sich nehmen, umso viel als möglich für den Andern sorgen zu können. Gehen wir zu dem Marschall.«

»Lieber Admiral, Ihr sagtet mir, durch welche Bresche — zu steigen sei, um Euch zu folgen, das nächste Mal werde ich Euch nicht folgen, sondern Euch vorangehen. Gehen wir zu dem Marschall! »

Beide gingen zu dem Haupteingange des Louvre, wo der Admiral die Parole sagte, worauf er mit dem Prinzen von Condé hineintrat.

III.

Die Sirene.

An der Tür der Wohnung, welche der Marschall von Saint-André als Kammerherr des Königs in dem Louvre inne hatte, klopfte der Admiral an, aber die Tür war nur angelehnt und gab dem leisen Drucke des Fingers nach.

In dem Vorzimmer befand sich ein beschäftigter Diener.

»Lieber Freund«, fragte der Admiral, »ist der Herr Marschall trotz der späten Stunde sichtbar? »

»Gewiß würde es der Herr Marschall für Ew. Exzellenz immer sein, »antwortete der Diener, »aber ein unerwartetes Ereignis hat ihn genötigt sich zu dem Könige zu begeben.«

»Ein unerwartetes Ereignis? »fragte Condé.

»Auch uns führt ein unerwartetes Ereignis her«, fuhr Coligny fort, »ja wahrscheinlich dasselbe. Handelt es sich nicht um einen Stein, welcher durch das Fenster hereingeworfen worden ist?«

»Ja, gnädiger Herr. Er fiel vor dem Herrn Marschall nieder als er sich eben aus seinem Arbeitszimmer in das Schlafzimmer begab.«

»Ihr seht, guter Mann, daß mir das Ereignis bekannt ist und da ich den Herrn Marschall vielleicht auf die Spur des Schuldigen bringen könnte, hätte ich gewünscht mit ihm darüber zu sprechen.«

»Wenn der Herr Admiral warten will«, antwortete der Diener, »und bei dem Fräulein von Saint-André eintreten . . . der Herr Marschall kommt wahrscheinlich bald zurück.«

»Das Fräulein ist vielleicht in diesem Augenblicke nicht sichtbar«, sagte der Prinz von Condé, »und wir möchten um Alles in der Welt sie nicht stören.«

»Ew. Gnaden«, sagte der Diener, welcher den Prinzen erkannt hatte. »Ein Hoheit kann sich beruhigen, ich habe eben eine der Dienerinnen des Fräuleins gesehen und sie sagte, ihre Herrin würde sich nicht niederlegen bis ihr Vater zurück gekommen sei und sie erfahren habe, was der Brief bedeutet.«

»Welcher Brief?« fragte der Admiral.

Der Prinz stieß ihn mit dem Ellenbogen an und sagte: »Wahrscheinlich war ein Brief an dem Stein befestigt.« Leiser setzte er hinzu: »Es ist dies auch eine Art seine Korrespondenz zu befördern, welche ich mehr als einmal mit Erfolg angewendet habe, lieber Vetter.«

»Nun«, sagte der Admiral zu dem Diener, »so nehmest wir das Anerbieten an; fragt doch das Fräulein, ob sie uns empfangen kann, den Herrn Prinzen von Condé und mich.«

Der Diener ging hinaus und kam nach einigen Sekunden mit der Meldung zurück, das Fräulein erwarte die beiden Herren.

Beide traten nun hinter dem Diener in den Korridor, welcher zu den Gemächern des Fräuleins von St. André führte.

»Gesteht, lieber Prinz«, sagte der Admiral halblaut, »daß Ihr mich da zu seltsamen Dingen verleitet.«

»Lieber Vetter«, antwortete Condé, »Ihr kennt ja das Sprichwort: man kann nichts Schlechtes tun, wenn man es aus Freundschaft tut.«

Der Diener meldete die beiden Herren an und sie hörten, daß das Fräulein im freundschaftlichsten Tone sagte:

»Sie mögen eintreten.«

Der Diener trat bei Seite und die Herren begaben sich in das Zimmer, in welchem sich das Fräulein von St. André befand und in dem in der Mitte ein Leuchter mit fünf Armen brannte, dessen Licht der Prinz seit drei Monaten durch die Scheiben und Vorhänge des Fensters des jungen Mädchens beobachtet hatte.

Es war ein kleines mit hellblauem Atlas ausgeschlagenes Boudoir, in welchem das junge blonde Mädchen wie eine Najade in einer Azurgrotte aussah.

»Mein Gott, Fräulein«, sagte der Prinz, als sei er von Besorgnis so sehr ergriffen, daß er bei gewöhnlichen Komplimenten nicht stehen bleiben könnte, »was ist Euch oder dem Herrn Marschall geschehen?«

»Ah«, entgegnete Fräulein von St. André, »Ihr wisst schon davon?«

»Ja, Fräulein«, sagte der Prinz, »wir kamen aus dem Korridor, der Herr Admiral und ich, und wir befanden uns eben unter eurem Fenster als ein Stein sausend über unsern Köpfen hinflog. Gleichzeitig hörten wir das Klirren zerschlagener Fensterscheiben und dies erschreckte uns Beide so sehr, daß wir sogleich in den Louvre zurückkehrten und uns die Freiheit nahmen, uns bei euren Dienern zu erkundigen, ob dem Herrn Marschall etwas geschehen sei. Der Mann, an den wir uns wendeten, sagte uns unkluger Weise, wir könnten uns bei Euch selbst erkundigen, Ihr selbst würdet, trotz der spätere Stunde, der besonderen Veranlassung wegen, vielleicht eure Tür öffnen. Der Herr Admiral zögerte, ich aber nahm das Anerbieten an wegen meiner großen Teilnahme an dem Herrn Marschall und den Gliedern seiner Familie und so sind wir hier.«

»Ihr seid zu gütig, Herr Prinz, da Ihr Euch solche Mühe macht, nur weil Ihr glaubt, es könne uns etwas bedroht haben; die Gefahr galt Höhern und es ist in der Tat ein Wunder des Himmels, daß Ihr Euch da befindet, um im Notfalle das Leben des Königs zu verteidigen.«

»Was meint Ihr, Fräulein?« fragte der Admiral rasch; »das Leben des Königs wäre bedroht?«

»Der Stein, welcher das Fenster zerschlug, war in ein Schreiben gewickelt und dies Schreiben verkündete den Tod des Königs für den Fall, daß derselbe das Urteil an dem Rate Anne Dubourg vollziehen lasse.«

»Den Tod des Königs?« wiederholte der Admiral.

»Ist es möglich!?« rief der Prinz in dem Tone als hätte er gesagt: »Es ist doch recht schlechtes Wetter diese Nacht.«

Das Fräulein von St. André, schien indes auf den Unterschied des Tones des Prinzen und des Admirals nicht zu achten und sagte zu dem Prinzen von Condé:

»Ja, man bedroht das Leben des Königs und mein Vater ging eben fort, um dem Könige das Schreiben zu überreichen.«

»Aber«, fragte der Prinz, »hat man den Capitän der Garde benachrichtigt?«

»Das weiß ich nicht« antwortete Fräulein von St. André; »wenn es nicht geschehen ist, wird es wohl geschehen müssen.«

»Es ist dabei allerdings keine Minute zu verlieren«, fuhr der Prinz fort. »Man bedroht das Leben des Königs und der Capitän der Garde hat keinen Befehl erhalten, bevor man die Sache dem Könige selbst anzeigte?«

Er wendete sich zu Coligny und setzte hinzu:

»Hat nicht euer Bruder Dandelot diese Woche das Kommando in dem Louvre?«

»Allerdings, werter Prinz«, antwortete der Admiral, welcher den Gedanken des Prinzen sofort erriet; »ich will ihm denn auch sogleich sagen, er möge die Wachsamkeit verdoppeln und eine andere Parole geben.«

»Geht, Herr Admiral«, sagte der Prinz erfreut darüber, daß er so gut verstanden worden, »und Gott gebe, daß Ihr noch zeitig genug kommt.«

Der Admiral lächelte und entfernte sich schnell, so daß der Prinz von Condé allein bei dem Fräulein von St. André blieb.

Das Mädchen sah dem ernsten Admiral mit spöttischem Blicke nach, dann wendete sie sich zu dem Prinzen und sagte:

»Und nun behaupte Jemand, Ew. Hoheit liebe den König nicht wie einen Bruder!«

»Wer hat an dieser Liebe jemals gezweifelt, Fräulein?« fragte der Prinz.

»Der ganze Hof und ich insbesondere.«

»Daß der Hof daran zweifelt, ist sehr einfach, denn der Hof ist ganz dem Herrn von Guise anhänglich, Ihr aber, Fräulein . . . «

»Ich hänge ihm noch nicht an, werde es aber nächstens; es ist also nur der Unterschied von Gegenwart und Zukunft, weiter nichts.«

»So bleibt es bei der unglaublichen Vermählung . . . ?«

»Mehr als jemals.«

Condé schüttelte den Kopf.

»Wie?« fragte das Mädchen lächelnd.

»Ich weiß nicht warum«, sagte der Prinz, »aber ich habe den geheimen Gedanken in dem Kopfe, — in dem Herzen, wollte ich sagen — sie werde niemals zu Stande kommen.«

»Ich würde in der Tat daran zweifeln, wenn Ihr nicht ein schlechter Prophet wäret.«

»Mein Gott, wer hat meine astrologische Wissenschaft in so schlechten Ruf bei Euch gebracht?«

»Ihr selbst, Prinz.«

»Wie so?«

»Ihr sagtet mir vorher, ich würde Euch lieben.«

»Habe ich das wirklich gesagt?«

»Ich sehe, daß Ihr den Tag des wunderbaren Fischfanges vergessen habt.«

»Könnte ich ihn vergessen, so müßte ich das Netz zerrissen haben, in dem Ihr an jenem Tage mich fingt.«

»In dem Ihr Euch selbst fingt, Prinz, denn ich habe das Netz nie nach Euch ausgeworfen.«

»Nein, aber angelockt habt Ihr mich wie die Sirenen, von denen Virgil spricht.«

»Ach«, entgegnete Fräulein von St. André, die lateinisch verstand wie alle Damen jener Zeit, »desinit in piscem, sagt Virgil. Seht mich an, endige ich in einem Fische?«

»Nein, aber Ihr seid darum nur um so gefährlicher, weil Ihr die Stimme und die Augen der Zauberin der alten Zeit, nicht aber die gräuliche Ungestalt habt. Ihr habt mich, ohne es zu wissen, ohne eure Schuld vielleicht, an Euch gelockt, jedenfalls bin ich nun und unauflöslich au Euch gefesselt, das schwöre ich Euch.«

»Wenn ich euern Worten irgendwie glaubte, würde ich Euch aufrichtig bedauern, Prinz, die unerwiderte Liebe scheint mir der grausamste Schmerz zu sein, den ein Herz empfinden kann.«

»So beklagt mich, Fräulein, denn nie hat ein Mann mehr geliebt und hat weniger Gegenliebe gesunden.«

»Die Gerechtigkeit werdet Ihr mir jedenfalls widerfahren lassen, Prinz«, antwortete Fräulein von St. André lächelnd, »daß ich Euch bei Zeiten gewarnt habe.«

»Ich bitte um Entschuldigung, Fräulein, es war bereits zu spät.«

»Von welcher Zeit schreibt sich eure Liebe her?«

»Von dem Landit-Fest, Fräulein, von jenem unseligen seligen Tage, an welchem Ihr mir, in den Mantel gehüllt, mit aufgelöstem Haar erschient, dessen Flechten an eurem Schwanenhalse herabfielen . . . «

»Ihr habt ja aber an jenem Tage kaum mit mir gesprochen.«

»Wahrscheinlich waren meine Augen mit Euch zu sehr beschäftigt, daß die Zunge nicht sprechen konnte; man spricht ja auch nicht mit den Sternen, man blickt nach ihnen hin, träumt und hofft.«

»Wisst Ihr, Prinz, daß auf diesen Vergleich Herr Ponsard stolz sein würde?«

»Ihr wundert Euch darüber?«

»Ja, denn ich wußte nicht, daß Ihr so poetisch wäret.«

»Die Dichter, Fräulein, sind die Echos der Natur. Die Natur singt und die Dichter sprechen ihr nur nach.«

»Immer besser, Prinz! Ich erkenne, daß man Euch verleumdete, als man sagte, Ihr wäret nur geistreich; Ihr besitzt auch, wie es mir scheint, eine reiche Phantasie.«

»Ich trage in meinem Herzen euer Bild und dieses Bild läßt seine Strahlen selbst aus meine unbedeutendsten Worte fallen. Ihr habt also den Vorzug, den Ihr mir gütig zuschreibt, nur in Euch selbst zu suchen.«

»Nun, Prinz, so glaubt mir, macht die Augen zu und betrachtet mein Bild nicht; das ist das Beste, das ich Euch wünschen kann.«

»Und wenn ich auf den Rat nicht höre, den Ihr mir so freundlich gebt; wenn ich, nachdem ich alle Pfänder einer Liebe ohne Gleichen geboten, Euch im Stillen fortliebe und als einzigen Lohn von Euch nur die Gunst erbitte, einen Augenblick in eurer Nähe bleiben zu dürfen, so fern wie jetzt, so daß ich aber doch den Duft der Luft atme, in welcher Ihr lebt und mich an dem lieblichen Klange eurer Stimme ergötze, in den Strahlen eurer Augen neues Leben finde; wenn ich, mit einem Worte, mich begnüge, euer ergebener, achtungsvoller, demütiger Diener zu sein; wenn ich um nichts bitte, als um die Gnade Euch von Zeit zu Zeit sehen zu dürfen, eine Stunde lang nur, weniger als eine Stunde, sobald Ihr es verlangt, — wäre das zu viel?«

»Ja, Prinz, es wäre zu viel.«

»Ach!«

»Ja, es wäre zu viel, denn ich glaube Euch nicht.«

»Ich schwöre.«

»Aber ich glaube nicht.«

»Glaubt mir!«

»Nehmt wir an, ich glaubte Euch, so würde ich, statt einen Balsam auf eure Wunden zu legen, wie ich es wünschte, durch meine Gegenwart das Eisen in eurer Wunde nur um herdrehen und dieselbe schmerzlich ritze. Verlangt also nicht mich zu sehen, Prinz, weder insgeheim noch öffentlich, denn ich bin gezwungen Euch abzuweisen. Ihr verglicht mich eben mit einem Stern.«

Der Prinz deutete an, daß er den Vergleich aufrecht halte.

»Gut«, sagte das Fräulein, »ich will den Vergleich gelten lassen, erlaubt aber mir ihn zu vervollständigen und gestattet, daß ich für Alle glänze, nicht aber meine Strahlen einem Einzelnen zuwende.«

»Und Herr von Joinville? Ja, ich würde Euch lieben, wenn Ihr für Alle strahlt und keinem Einzelnen angehörte. Wenn ich auch über mein Unglück mich nicht trösten könnte, würde das der Andern mich das meinige doch leichter tragen lassen. Aber ist es so? Weist Ihr nicht wegen des Herrn von Joinville meine Liebe so grausam zurück?«

»Und wenn es wäre, Prinz? Mein Vater ist der rechte Arm des Herrn von Guise und ich halte es für meine Tochterpflicht Herrn von Guise und meinen Vater wegen eurer Mißachtung zu rächen.«

»Nein, hundertmal nein, wenn Ihr einen einzigen Funken von dem Feuer in Euch habt, das in mir brennt; wenn euer Herz aus demselben Stoffe gebildet ist wie das meinige; wenn Ihr die Grausamkeit nicht habt mich für meine Liebe zu strafen! Ihr wisst, ob ich ehrgeizig bin; Ihr wisst, ob ich den Krieg liebe; nun, ich vergesse Alles, Krieg und Ehrgeiz, Vaterland und Familie, ich verlasse Alles und wenn Ihr mit mir kommen wollt, nehme ich Euch unter meinem Mantel mit.«

»Nach Navarra! Aber wenn Ihr euern Mantel dort ausbreitet, bedeckt Ihr damit das ganze Reich eures Bruders.«

»Nicht nach Navarra, Boshafte, sondern in eine Welt, die so groß ist, daß Gott sie kaum mit seinem unermeßlichen blauen Mantel bedeckt, in jene Welt der Juwelen, des Geldes und des Silbers. Ein kühner Seefahrer hat sie entdeckt; kühne Abenteurer haben Stücke davon erobert, aber es sind da noch Länder zu nehmen zehnmal größer als Frankreich. In jener riesenhaften Welt gibt es Flüsse, deren Quelle man nicht kennt und die, wie es heißt, aus dem Paradiese kommen; Inseln gibt es, die eigentlich unermeßliche Blumenkörbe sind. Vertraut mir, kommt und ich erobere Euch ein Königreich; ich widme Euch allein diesen Kopf, dieses Herz und diese Arme, die Allen gehören; liebt Ihr Geräusch und Licht, so gebe ich Euch die Berge von Mexico und Peru, liebt Ihr Stille und Schatten, so gebe ich Euch die Urwälder und Binnenmeere Amerikas; mit Euch und für Euch habe ich die Kraft, die Heldentaten der alten Ritter zu erneuern und wenn ich nach hundert Großtaten die Gunst meiner Dame noch nicht verdient habe, so werde ich wenigstens das Glück haben für sie zu sterben, wenn mir die Freude nicht wird, mit ihr zu leben.«

Das Mädchen sah den Prinzen mit einer gewissen Verwunderung an, denn die Begeisterung gefiel ihr und schmeichelte ihrem Stolze.

»Ich glaube Euch, Prinz,s sagte sie; »ich glaube, daß eine Dame in aller Sicherheit Euch die Verteidigung ihres Lebens und die Sache ihrer Ehre übergeben könnte; ich glaube, daß Ihr der alten Helden würdig seid und daß man Ursache hätte als Dame des legten Ritters stolz zu sein, aber — ich fühle mich zu so glänzendem Geschicke nicht berufen und glaube nur dazu bestimmt zu sein, irgend einen Mann zu nehmen, den mein Vater für mich wählte. Ich weiß nicht, ob ich für ihn jemals so fühlen werde, wie Ihr für mich zu fühlen sagt, aber wenn ich für ihn auch keine Liebende bin, werde ich doch eine tadellose Gattin und eine aufopfernde Mutter sein.«

»So beugt und erweicht Euch nichts und die Tugend selbst wehrt es Euch auf meine Worte zu hören.«

»Ja, Prinz, die Tugend. Genügt Euch dies nicht, nun — ich bin erst seit Kurzem am Hofe, habe noch keine Traditionen und mein Gewissen sträubt sich gegen den Gedanken einen ehrlichen Mann zu täuschen, der mir die Ehre erzeigt mich zur Frau zu nehmen.«

»Ich beuge mich vor dieser Redlichkeit, sie schmerzt mich, aber ich schweige.«

»Und der liebe Gott wird Euch vergelten.«

Der Prinz war indes weit davon entfernt den Entschluß gefaßt zu haben, für den Fräulein von Saint-André ihm einen Gotteslohn versprach, im Gegenteil er glühte mehr als je; nur empfand er, wenn er die Worte »Tugend« und »Ehre« vernahm, unwillkürlich eine gewisse Erregung und alle seine guten Gefühle in ihm erhielten das Übergewicht.

Die Stimme des Gewissens klang auch jetzt noch einige Augenblicke in ihm nach, da er aber trog seiner Jugend gewöhnt war tief in das Herz der Frauen zu blicken und auf der andern Seite der Worte des Admirals über Fräulein von Saint-André sich erinnerte, begann er an der Aufrichtigkeit des Mädchens zu zweifeln und fragte von neuem.

Die schöne Sirene aber — wir lassen ihr den Namen, welchen ihr der Prinz gegeben hatte — glänzte und blitzte wie ein Stern — nach dem zweiten Vergleiche des Prinzen — und blendete den Armen durch ihren Geist und ihre Koketterie.

Die Folge davon war, daß der Prinz nach zwei neuen Angriffen, die er versucht hatte und die abgeschlagen worden waren, ermüdet, endlich an das Fortgehen dachte, während er den Grund der Kälte zu ermitteln suchte, die er doch bei den andern Damen am Hofe nie gefunden.

Mit verletztem Stolz und in Liebesweh trat er zu ihr, verbeugte sich und sagte:

»Lebt denn wohl, Fräulein; entschuldigt die Verlegenheit eines Feldherrn, der einigen Kriegsruhm besitzt und eine Schlacht verloren hat, zu der er sich seit drei Monaten vorbereitete. Ich bekenne, daß ich besiegt bin und ich kann mich nicht einmal mit Ehren zurückziehen, ich bin vollständig in die Flucht geschlagen.«

Fräulein von Saint-André, die im Siegesglanze strahlte, trat ihm da einen Schritt entgegen, reichte ihm die Hand und sagte:

»Seht, Prinz, so behandle ich die Besiegten.«

Der Prinz ergriff die weiße aber kalte Hand und drückte seine heißen Lippen darauf.

In diesem Augenblicke fiel sehr zur Unzeit eine Träne, die dem Prinzen im Auge gezittert hatte und die der Stolz vergebens zurückzuhalten versuchte, auf diese Marmorhand, auf der sie wie ein Diamant glänzte.

Das Fräulein sah und fühlte sie gleichzeitig.

»Ich glaube, Ihr weint wirklich Prinz!« rief sie lachend aus.

»Es ist ein Regentropfen nach einem Gewitter«, antwortete der Prinz seufzend; »ist dabei etwas zu verwundern?«

Fräulein von Saint-André heftete einen Feuerblick auf den Prinzen und schien einen Augenblick zwischen Koketterie und Mitleid zu zögern; endlich nahm sie, ohne daß man sagen konnte, welches der beiden Gefühle vorherrschte, ein feines Batisttaschentuch aus der Tasche, das weder Wappen noch einen

Namensanfangsbuchstaben hatte, aber von dem Dufte durchdrungen war, den sie liebte, warf es dem Prinzen zu und sagte:

»Da, Hoheit, ein Tuch zum Abtrocknen der Tränen, wenn Ihr an der Krankheit des Weinens leidet.«

Mit einem Blicke, in dem offenbar die Koketterie vorherrschte, setzte sie dann hinzu: »Behaltet es zum Andenken an eine Undankbare.«

Leicht wie eine Fee verschwand sie darauf.

Der Prinz, den die Liebe halb um den Verstand gebracht hatte, nahm das Tuch, stürzte, als fürchte er, daß man ihm das kostbare Geschenk wieder nehme, die Treppe hinunter, ohne daran zu denken, daß das Leben des Königs bedroht sei, ohne sich zu erinnern, daß sein Vetter, der Admiral, ihn bei dem Fräulein von Saint-André abholen solle, er küßte verliebt das kostbare Taschentuch.

IV.

Die Tugend des Fräuleins von Saint-André.

Erst am Ufer des Flusses blieb Condé stehen, als müsse er wenigstens fünfhundert Schritte zwischen sich und das schöne Fräulein bringen, um im ruhigen Besitze ihres Tuches zu bleiben.

Hierauf erinnerte er sich des Admirals und seines Versprechens auf ihn zu warten; er wartete also noch eine Viertelstunde, während er das Tuch bald an seinem Busen barg, bald dasselbe mit Küssen bedeckte, wie ein sechzehnjähriger Schüler, der zum ersten Mal liebt.

Wartete er wirklich auf den Admiral oder blieb er nur da, um noch länger das Licht zu sehen, welches ihn bisher angezogen hatte?

Jedenfalls stand der schöne Prinz in hellen Liebesflammen und das Tuch schürte die Glut noch mehr.

Er erinnerte sich oder er glaubte sich zu erinnern — die Phantasie ist eine so mächtige Fee — daß er bei seinem Eintritte in das Zimmer des Fräuleins von Saint-André einen Zipfel dieses Tuches am Busentuch habe herausragen sehen und die Schamlosigkeit seiner Einbildung, die wir ihm nicht hart genug vorhalten können, obgleich er unser geliebter Held ist, hielt ihm deutlich die jugendlichen Netze vor, welche das feine Tuch berührt hatte.

Ach, in diesem Augenblicke war er weit entfernt, sich für einen Besiegten zu halten und wenn das Mädchen hinter den Vorhängen ihres Zimmers ihn im Mondenschein hätte sehen können, daß eine zweite Träne, eine Träne der Glückseligkeit aus seinen Augen fiel, würde sie ohne Zweifel erkannt haben, daß ihr Tuch seine Tränen nicht nur nicht trockne, sondern hervorrufe und daß an die Stelle von Schmerzenstränen Tränen der Seligkeit getreten.

Nach einigen Minuten dieses Glückes wurde einer der Sinne des Prinzen, der gerade nicht beschäftigt war, durch ein unerwartetes Geräusch geweckt — der Gehörsinn.

Das Geräusch kam offenbar nur vom Tuche des Fräuleins, aber der Prinz achtete nicht gleich darauf, denn wie konnte er vermuten, daß der Batist Töne von sich gebe.

Es klang wie das Rauschen herbstlicher Blätter im Winde, oder wie das Summen eines Wölkchens Insekten, welches am Abende in einen hohlen Baum zurückkehrt; oder wie das eintönige Geräusch der Tropfen, die von einer Fontaine in das Wasser fallen; oder wie das Rauschen eines seidenen Kleides.

Woher kam es?

Offenbar konnte das feine Tuch des Fräuleins von Saint-André selbst das Geräusch nicht hervorbringen.

Der Prinz schlug also das Tuch auseinander und nun enthüllte es ihm das Geheimnis.

Es kam von einem Papierchen, das zusammengerollt war und wahrscheinlich aus Versehen in das Tuch seinen Weg gefunden hatte.

Das Papier schien nicht nur von demselben Parfum wie das Tuch durchdrungen zu sein; das Parfum ging vielmehr wohl gar von dem Papier aus.

Der Prinz wollte das Papier so vorsichtig, wie ein Kind einen Schmetterling zwischen Daumen und Zeigefinger nehmen, aber wie der Schmetterling den Fingern des Kindes entflieht, entführte der Wind das Papierchen.

Der Prinz sah es wie eine Schneeflocke dahin flattern und eilte ihm eifriger nach wie ein Kind einem Schmetterlinge.

Leider war das Papier zwischen daliegende Bausteine gefallen und da es beinahe dieselbe Farbe hatte wie diese, ließ es sich nicht leicht erkennen.

Der Prinz suchte mit Eifer darnach, da er sich allmählich überredete — die Verliebten sind ja so seltsame Leute — Fräulein von Saint-André habe ihn unter ihrem Fenster gesehen, das Billett für ihn geschrieben und ihm dasselbe übergeben als sich eine Gelegenheit dargeboten.

Das Billett löste ihm wahrscheinlich das Rätsel ihres Benehmens und die Gabe des Tuches war also nichts weiter als eine gute Art das Billett in seine Hände zu bringen.

Er suchte und suchte — vergebens.

Einen Augenblick fiel ihm ein, zur Wache im Louvre zu gehen und da ein Licht zu holen; aber, dachte er, wenn unterdessen ein Windstoß käme, würde es ihm für immer entführt.

So weit war der Prinz, als er eine Patrouille mit einem Sergeanten kommen sah, welcher eine Laterne trug.

Etwas Besseres konnte er für den Augenblick nicht wünschen.

Er rief dem Sergeanten, gab sich zu erkennen und lieh die Laterne.

Nach zehn Minuten emsigen Suchens erblickte er das Papier, das diesmal auch nicht zu entfliehen suchte.

In demselben Augenblicke aber, als er die Hand darauflegte, fühlte er eine Hand auf seiner Achsel und eine wohlbekannte Stimme fragte ihn verwundert:

»Aber was zum Teufel! Prinz, sucht Ihr hier?«

Der Prinz erkannte die Stimme des Admirals.

Er gab die Laterne an den Sergeanten zurück und reichte der 1Patrouille als Trinkgeld die zwei oder drei Goldstücke, die er bei sich hatte und die vielleicht eben sein ganzes Vermögen ausmachten.

»Ich suche etwas, das für einen Verliebten viel wichtiger ist als für einen Philosophen der Mensch — einen Brief von einer Schönen.«

»Und Ihr habt ihn gefunden? —

»Glücklicher Weise, denn wenn ich nicht so ausdauernd gesucht hätte, wäre morgen eine Dame vom Hofe wahrscheinlich höchst kompromittiert gewesen.«

»Das nenne ich einen diskreten Cavalier! Und der Brief . . . ?«

»Ist nur für mich wichtig, mein lieber Admiral«, antwortete der Prinz indem er ihn in die Seitentasche steckte. »Erzählt Ihr mir, während ich Euch nach Hause begleite, was zwischen dem Marschall und dem Könige geschehen ist.«

»Wahrhaftig etwas sehr Drohendes. Ein Mörder, der ganz das Aussehen hat, als könne er Wort halten, kündigt einfach dem Könige an, er würde ihn ermorden, wenn die Hinrichtung des Rates Dubourg am 22. erfolge, wie festgesetzt sei.«

»Das kann doch nur ein Mensch tun, der halb wahnsinnig ist.«

»Ich fürchte es«, sagte Coligny, verzweifele aber, daß die Lage des armen Rates dadurch gebessert wird. Wie kann man ihn jetzt um die Begnadigung bitten? Der König wird antworten können: »Nein, denn wenn der Rat nicht stürbe, würde man glauben, ich habe mich einschüchtern lassen.«

»Denkt Ihr über die große Sache nach«, entgegnete Condé, »und ich zweifle nicht, daß Ihr in eurer Weisheit ein Mittel findet, die böse Sache zum Guten zu lenken.«

Da man zur Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois gekommen war, der Prinz, um zu seiner Wohnung zu gelangen, über die Seine gehen mußte, und die Nachtwächter eben ein Uhr ausriefen, so fand er in Allem eine Veranlassung von dem Admiral sich zu trennen und nach Hause zu eilen.

Der Admiral seinerseits war mit seinen Gedanken zu sehr beschäftigt, um ihn zurückzuhalten und der Prinz eilte so schnell er konnte hinweg, hielt aber in der Tasche dabei das kostbare Billett mit der Hand fest, damit es ihm ja nicht noch einmal entkomme.

In seinem Hause die fünfzehn oder achtzehn Stufen hinaufeilen, die zu seinem Zimmer führten, von dem Diener die Lichter anzünden lassen, ihn fortschicken, die Tür schließen, an die Lichter treten und das Papier aus der Tasche nehmen, war das Werk von kaum zehn Minuten.

In dem Augenblicke, als er das Papier aufrollen und lesen wollte — etwas Anderes als ein Liebesbrief konnte es doch nicht sein — war es ihm als ziehe eine Wolke an seinen Augen vorüber und das Herz klopfte ihm so ungestüm, daß er sich an das Kamin stützen mußte.

Er beruhigte sich indes bald wieder, die Augen wurden von neuem klar und er konnte auf dem Papier folgende Zeilen lesen, die er nicht im mindesten erwartete.

Und Ihr, liebe Leser, Ihr wartet auch auf den Inhalt des parfümierten Briefchens, das aus Versehen in das Taschentuch gekommen war.

Ihr Alle habt eine gute Meinung von dem jungen Mädchen, welche weder Liebe für den hübschen Pagen, noch für den schönen Prinzen fühlt, den Einen aber bestellt in der Nacht, um eine Angel von ihm zu erbitten und dem Andern ein Taschentuch zuwirft, damit er die Tränen trockne, die sie ihm ausgepreßt.

Alles dies als sie sich mit einem Dritten vermählen sollte.

Also der Brief!

»Verfehlt nicht, Euch morgen ein Uhr nach Mitternacht in das Zimmer der Metamorphosen zu begeben. Das Zimmer, in welchem wir gestern die Nacht zugebracht haben, befindet sich den Gemächern der beiden Königinnen zu nahe und die Furcht, die ich hatte, sie zu wecken, machte mich unruhig. Unsere Vertraute, deren Treue Ihr kennt, wird Sorge tragen die Tür offen zu halten.«

Keine Unterschrift.

Unbekannte Handschrift.

»O das schlechte Geschöpf!« rief der Prinz indem er mit der Faust auf den Tisch schlug und das Briefchen fallen ließ.

Dann blieb er wie erstarrt stehen, aber er fand bald wieder Worte und Bewegung; er ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab und sagte dabei:

»Der Admiral hatte also doch Recht!«

Da fiel ihm der Brief in die Augen, den er hatte fallen lassen, er hob ihn auf und sank auf einen Stuhl.

»Also«, fuhr er fort und er redete sich in immer größeren Eifer, »also war ich das Spielwerk einer Kokette! Und diese Kokette ist ein Kind von fünfzehn Jahren, während ich der Prinz von Condé bin, der Mann, dem man am Hofe nachsagt, er kenne das weibliche Herz am besten! Ich habe mich von einem Schulmädchen narren lassen? Bei dem Blute Christi, ich schäme mich vor mir selbst, drei Monate meines Lebens, drei Monate des Lebens eines verständigen Mannes habe ich geopfert, verloren, durch das Fenster hinausgeworfen, zwecklos, nutzlos, ruhmlos! Drei Monate liebte ich wahrhaft fieberhaft ein solches Geschöpf — ich!«

Zornig stand er auf.

»Ja, aber da ich sie nun kenne«, fuhr er fort, »wollen wir sehen wer den Andern an Schlauheit übertrifft . . . Ich werde auch den Namen eures Geliebten erfahren, meine Schöne, des Mannes, mit dem Ihr nicht in Ruhe der Freude genießen konntet.«

Der Prinz zerdrückte den Brief, steckte ihn zwischen Hand und Handschuhe, nahm seinen Degen und seinen Hut wieder und wollte das Haus nochmals verlassen, aber ein Gedanke hielt ihn zurück.

Er lehnte sich an die Wand, stützte die Stirn auf die Hand und dachte nach.

Dann nahm er den Hut wieder von dem Kopfe, warf ihn von sich, setzte sich an den Tisch, und las das Briefchen zum zweiten Male, das eine so vollständige Umwandlung in ihm hervorgebracht hatte.

»Teufelsbrut!« rief er als er zu Ende gelesen hatte. »Heuchlerisches, lügnerisches Weib, mit der einen Hand wiesest Du mich zurück, mit der andern zogst Du mich an. Du gebrauchtest gegen mich ehrlichen Mann alle Mittel deiner teuflischen Kunst und ich sah nichts, ich merkte nichts, ich war so dumm an die Ehrlichkeit zu

glauben, weil ich es selbst ehrlich meinte und ich neigte mich in meiner Tugend vor einer falschen Tugend! — Ja, ich weinte, ich weinte vor Ärger, wie ich dann im Glück weinte. Fließt nun, fließt ihr Tränen der Scham und der Wut; fließt und verlöscht die Flecken, mit denen diese unreine Liebe mich bedeckt hat, fließt und führt, wie ein Fluß dürre Blätter, die letzten Illusionen, die Illusionen meiner Jugend, den letzten Glauben meiner Seele hinweg.«

Und der Mann mit dem kräftigen Geiste, mit dem Löwenherzen brach wirklich wie ein Kind in Tränen und Schluchzen aus.

Dann las er zum dritten Male den Brief, diesmal ohne Bitterkeit.

Die Tränen hatten jene Jugendillusionen, jenen Glauben nicht mit sich hinweggenommen, wohl aber den Zorn und den Groll. Nur Verachtung war zurückgeblieben.

»Ich habe mir«, sagte er nach einem Augenblicke, »jedenfalls geschworen den Namen jenes Mannes zu erfahren, und ich werde ihn erfahren; es soll nicht gesagt werden, ein Mann, mit dem sie über meine törichte Liebe gelacht, habe geschaltet und lebe noch. Wer mag der Mann sein?«

Er überlas den Brief nochmals.

»Ich kenne die Handschrift fast aller Herren am Hofe von der des Königs bis zu jener des Herrn von Mouchy und diese Schrift kenne ich nicht. Sieht man sie genauer an, so sollte man sie für eine Frauenhand, oder für nachgemacht halten. Also ein Uhr nach Mitternacht, morgen, Metamorphosensaal! Warten wir bis morgen. Dandelot hat diese Woche die Wache im Louvre; er wird mich unterstützen, im Notfalle auch der Admiral.«

Nachdem der Prinz diesen Entschluß gefaßt hatte, ging er noch einige Male im Zimmer auf und ab, dann warf er sich angekleidet auf sein Bett; aber die Aufregung in ihm war fieberhaft groß, so daß er die Augen nicht zuzuschließen vermochte. Er hatte selbst vor einer großen Schlacht keine solche Nacht gehabt. Zum Glück war schon ein großer Teil derselben vergangen, denn die Nachtwächter riefen die dritte Stunde aus, als der Prinz sich auf sein Lager warf.

Mit Tagesanbruch sprang er wieder auf und bald darauf begab er sich zu dem Admiral.

Zum Glück pflegte dieser zeitig aufzustehen; er erschrak über das Aussehen des Prinzen von Condé.

»Mein Gott«, fragte er, »was ist Euch geschehen, lieber Prinz?«

»Ihr saht mich in der letzten Nacht einen Brief unter den Steinen suchen.«

»Allerdings und Ihr freut Euch als Ihr ihn fandet.«

»Ich mag es allerdings damals für ein Glück gehalten haben . . . «

»War der Brief nicht von einer Dame?«

»Nein, an eine Dame.«

»Und die Dame . . . ?«

»Ist, wie Ihr sagtet, Vetter, ein Ungeheuer an Heuchelei.«

»Aha! Fräulein von St.-André? Von ihr ist die Rede?«

»Da, lest den Brief, den ich verloren hatte, den der Wind mir aus einem Taschentuche entführte, welches sie mir gegeben.«

Der Admiral las.

Eben als er zu Ende gekommen, trat Dandelot ein, der aus dem Louvre kam, wo er die Nacht verbracht hatte.

Dandelot stand in dem Alter des Prinzen und war durch innige Freundschaft mit ihm verbunden.

»Ah, lieber Dandelot«, rief Condé ihm entgegen, »ich kam hauptsächlich in der Hoffnung, Euch hier zu sehen.«

»Nun, da bin ich.«

»Ich habe Euch um eine Gefälligkeit zu bitten.«

»Ich stehe zu Diensten.«

»Hört. Aus einem Grunde, den ich Euch nicht mitteilen darf, muß ich diese Nacht in den Metamorphosensaal. Müßt Ihr mir den Eintritt wehren?«

»Zu meinem Bedauern ja.«

»Warum?«

»Weil Se. Majestät diese Nacht einen Drohbrief erhalten hat, in welchem ein Mörder erklärt, er vermöge zu dem Könige zu gelangen. Der König hat darauf die strengsten Befehle erteilt, von zehn Uhr ab allen Herren, die keinen Dienst haben, den Eintritt in den Louvre zu versagen.«

»Aber»lieber Dandelot! entgegnete der Prinz, »diese Drohung kann doch mich nicht betreffen; ich konnte bis jetzt zu jeder Zeit in dem Louvre erscheinen und wenn die Maßregel nicht gegen mich gerichtet ist . . . «

»Es versteht sich, daß die Maßregel nicht gegen Euch persönlich gerichtet ist, da sie aber für Alle gilt, so werdet Ihr von derselben mit betroffen.«

»Dandelot, Ihr müßt eine Ausnahme zu meinen Gunsten machen, aus Gründen, die der Admiral kennt und die mit dem Vorgange in gar keiner Verbindung stehen. Ich muß aus rein persönlichen Gründen heute um Mitternacht in den Metamorphosensaal gehen und Niemand darf davon wissen, nicht einmal Seine Majestät.«

Dandelot zögerte; es war ihm aber sehr unangenehm, dem Prinzen etwas abzuschlagen. Er sah den Admiral fragend an, welcher ein Zeichen mit dem Kopfe gab, das bedeutete: »Ich bürge für ihn«, und Dandelot antwortete:

»So gesteht, daß die Liebe dabei eine Rolle spielt, damit, wenn ich Vorwürfe bekomme, wenigstens eine Sache vorliegt, die man gestehen kann.«

»In dieser Beziehung will ich nichts verheimlichen, Dandelot. Auf Ehre, die Liebe ist der alleinige Antrieb, Euch um diese Gefälligkeit zu bitten.«

»Sehr wohl«, entgegnete Dandelot darauf, »so werde ich Euch um Mitternacht in den Metamorphosensaal führen.«

»Meinen besten Dank, Dandelot!« sagte der Prinz, indem er ihm freundschaftlich die Hand reichte; »braucht Ihr einmal Hilfe in einer ähnlichen oder andern Angelegenheit, so wendet Euch nur an mich.«

Darauf ging Heinrich von Condé rasch die Treppe in dem Hause Coligny’s hinab.

V.

Der Metamorphosensaal.

Erinnern Sie sich, liebe Leser, an die Stunden, die Sie in fieberhafter Aufregung zählten, als Sie aus den Augenblick Ihres ersten Stelldicheins warteten, oder noch besser, rufen Sie sich die Herzensangst zurück, die Sie empfanden, als Sie der Minute entgegensahen, welche Ihnen den Beweis der Untreue der Geliebten bringen sollte und Sie werden sich vorstellen können, in welcher Weise dem armen Prinzen von Condé der Tag verging, der gar kein Ende zu nehmen schien.

Er versuchte es nach der Vorschrift der Ärzte und Philosophen aller Zeiten, die geistige Unruhe durch körperliche Anstrengungen zu bekämpfen: er ließ sich sein bestes Pferd verführen, schwang sich darauf, ließ ihm den Zügel schießen, wenigstens wollte er es tun, und nach einer Viertelstunde befanden sich Roß und Reiter in Saint-Cloud, wohin er sich keineswegs hatte begeben wollen als er seine Wohnung verließ.

Er lenkte sein Pferd nach einer andern Seite hin, nach einer Viertelstunde aber befand er sich an derselben Stelle, denn das Schloß Saint-Cloud war für ihn der Magnetberg der Schiffer in »Taufend und eine Nacht.«

Das Mittel der Philosophen und Ärzte, das bei Andern unfehlbar ist, wirkte also, wie es schien, bei dem Prinzen von Condé nicht und obwohl er Abends allerdings ganz ermüdet war, hatte sein Geist doch noch keine Ruhe gefunden.

Gegen Abend kam er gänzlich erschöpft in seine Wohnung zurück.

Sein Diener übergab ihm drei Briefe, in denen er drei Schreiben der ersten Damen am Hofe erkannte und die er gar nicht erbrach.

Er meldete ihm, es sei ein junger Mann bereits sechsmal im Hause gewesen und habe gesagt, er müsse dem Prinzen die wichtigsten Mitteilungen machen, er habe sich indes geweigert seinen Namen zu nennen.

Der Prinz ging in sein Zimmer hinauf und schlug ein Buch auf; aber welches Buch konnte die Bisse der Schlange hindern, die ihm am Herzen nagte?

Er warf sich auf sein Bett, aber so schlecht er in der vorigen Nacht geschlafen, so sehr ihn der anstrengende Ritt ermüdet hatte, er rief vergebens den Freund herbei, den man Schlaf nennt und der wie andere Freunde in Tagen des Glückes erscheint, sich aber entfernt, sobald man seiner am meisten bedarf, das heißt im Unglück.

Endlich kam die so lange erwartete Stunde.

Der Prinz nahm seinen Mantel, schnallte den Degen um, hing seinen Dolch an und ging.

Zehn Minuten nach Mitternacht war er am Louvre. Die Schildwache wußte bereits, daß er kommen werde und ließ ihn eintreten.

In dem Korridor, auf welchem die Tür zum Metamorphosensaal sich öffnete, ging Jemand auf und ab.

Condé zögerte einen Augenblick, denn der Mann wendete ihm den Rücken zu, bei dem Geräusch der Tritte des Prinzen wendete er sich aber um und nun erkannte Condé den ihn erwartenden Dandelot.

»Da bin ich«, sagte dieser, »bereit Euch gegen jeden Liebhaber oder Ehemann zu unterstützen, der Euch den Weg vertreten will.

Condé drückte die Hand des Freundes und sagte:

»Ich danke, aber ich habe, so viel ich weiß, nichts zu fürchten, denn ich bin *nicht* der Geliebte.«

»Warum kommt Ihr in diesem Falle?«

»Um zu sehen, *wer* der Geliebte ist; aber stille! da kommt Jemand.

- »Ich sehe Niemanden.«

»Ich höre Tritte.«

»Mein Gott, ein wie feines Gehör haben doch die Eifersüchtigen!«

Condé zog seinen Freund in eine Vertiefung und von da aus erblickten sie etwas wie einen Schatten, der an der Tür des Metamorphosensaales stehen blieb, horchte, sich umsah, die Tür dann öffnete und hineinging.

»Es ist nicht Fräulein Saint-André«, flüsterte der Prinz; »diese ist um einen Kopf größer als sie.«

»Ihr erwartet also Fräulein von Saint-André?« fragte Dandelot.

»Ich erwarte sie nicht, ich belausche sie.«

»Aber wie kann Fräulein von Saint-André . . . «

»Still!«

»Aber . . . «

»Lieber Dandelot, um euer Gewissen zu beruhigen, nehmt dieses Briefchen, bewahrt es wie euren Augapfel, lest es mit Muße und wenn ich diese Nacht zufällig nichts entdecken sollte, so sucht zu ermitteln, von wessen Hand es wohl geschrieben sein mag.«

»Kann ich es meinem Bruder mitteilen?«

»Ich habe für ihn keine Geheimnisse und gäbe viel darum, wüßte ich von wem das Briefchen kommt.«

»Morgen werde ich es Euch zurückgeben.«

»Ich werde es abholen; lasset es bei eurem Bruders vielleicht habe ich selbst Euch etwas zu erzählen und seht! da kommt die Person wieder heraus.«

Der Schatten, welcher in den Metamorphosensaal gegangen war, kam jetzt wirklich heraus und diesmal auf die beiden Freunde zu. Zum Glück war eben der Korridor, wahrscheinlich absichtlich, nur sehr matt erleuchtet und die Vertiefung, in welcher sie standen, hüllte sie in tiefen Schatten.

An der Sicherheit, mit welcher der Schatten trotz der Dunkelheit ging, konnte man leicht erkennen, daß der Weg ihm sehr bekannt sei.

Als er an den beiden Freunden vorüber war, drückte Condé Dandelot die Hand und sagte:

»La Noue!«

La None war eine der Kammerfrauen der Katharina von Medici und zwar die, welche die Königin Mutter, wie es hieß, am meisten liebte oder der sie ihr ganzes Vertrauen schenkte.

Was wollte sie hier, wenn sie nicht wegen des im Billett angezeigten Rendezvous gekommen war?

Sie hatte übrigens die Tür nicht zugemacht, sondern nur angelehnt; sie wollte also wiederkommen.

Es war demnach kein Augenblick zu verlieren, denn das zweite Mal wurde wahrscheinlich die Tür hinter ihr geschlossen.

Das bedachte der Prinz, er drückte Dandelot die Hand noch einmal und eilte nach dem Metamorphosensaal.

Dandelot wollte ihn zurückhalten, aber Condé war schon weit hinweg.

Wie er vermutet hatte, die Tür war nur angelehnt und er gelangte also ohne Mühe in das Gemach.

Es war dies eines der schönsten im Louvre, ehe die kleine Galerie von Carl IX. begonnen wurde und hatte den mythologischen Namen von der Tapete, auf welcher die Fabeln von Perseus und Andromeda, von der Medusa, von dem Gott Pan, von Apollo, der Daphne u.s.w. dargestellt waren. Vorzugsweise aber, berichtet ein Geschichtsschreiber, erregte die Aufmerksamkeit die Geschichte von Jupiter und der Danaë.

Die Danaë war so vortrefflich dargestellt, daß man auf ihrem Gesichte das Entzücken sah, mit welchem sie den goldenen Regen fallen hörte, sah und fühlte.

Das Bild war die Königin der andern, wenn es namentlich durch eine silberne Lampe beleuchtet wurde, die, wie man sagt, von Benvenuto Cellini selbst gearbeitet war und allerdings hätte kein Anderer als der florentinische Künstler sich schmeicheln können aus einer Silbermasse eine Blumenrose zu schaffen, aus welcher die Flamme hervorkam.

Die Danaë-Tapete bildete die Wand eines Alkovens und die Lampe, welche die unsterbliche Danaë beleuchtete, sollte vielleicht auch die liebende und sterbliche Danaë beleuchten, welche in dem Bette, über welchem jene hing, den goldenen Regen des Jupiters des irdischen Olymps erwartete, den man Louvre nennt.

Der Prinz sah sich um, hob die Fenster- und Türvorhänge auf, um sich zu überzeugen, daß er allein sei und dann schlüpfte er unter das Bett, nachdem er über das Geländer gestiegen war.

Für diejenigen unserer Leser, welche mit dem Meublement im sechzehnten Jahrhunderte nicht bekannt sind, erst noch die Erklärung, was das Geländer war.

Geländer nannte man die Einhegung von kleinen Säulchen, die man um die Betten stellte, um die Alkoven zu schließen, wie man ähnliche heute noch in dem Chor der Kirchen und Kapellen, auch in dem Schlafgemach Ludwigs XIV. in Versailles sieht.

Unter das Bett schlüpfte der Prinz? das war gewiß eine für einen Condé lächerliche und unwürdige Lage, aber, mein Gott, der Prinz war eifersüchtig und die Sache wird in der Geschichte des Prinzen erzählt.

Er mag indes selbst die Bemerkung gemacht haben, als er unter dem Bette lag, wie er wohl erscheinen würde, wenn man ihn da fände; vielleicht machte er sich auch Vorwürfe, aber er blieb wo er war, denn er hatte auch zu bedenken, was er wohl tue, wenn die beiden Liebenden erschienen.

Am einfachsten erschien ihm, plötzlich hervorzutreten und ohne weitere Erklärung seinen Degen mit dem seines Nebenbuhlers zu kreuzen.

Freilich, als er weiter darüber nachdachte, kam ihm ein solches Verfahren nichts weniger als gefahrlos vor, nicht für seine Person, sondern für seine Ehre. Der Nebenbuhler, welcher in den früheren Nächten die Freude nicht in Ruhe hatte genießen können, war allerdings ein Mitschuldiger der Koketterie des Fräuleins von Saint-André, aber doch ein sehr unschuldiger. Er kam also von seinem ersten Vorsatze zurück und nahm sich vor kaltblütig zuzusehen und zuzuhören was geschehen werde, wie unangenehm es auch für seine Augen und Ohren sein möchte.

Mit diesem Entschlusse war er ins Reine gekommen, als ihn das sehr laute Schlagen seiner Uhr plötzlich auf eine Gefahr aufmerksam machte, an die er bis dahin nicht gedacht hatte. Sie ging nach und schlug hell die Mitternachtstunde. Dazu nahm sie sich soviel Zeit, als habe sie durchaus keine Eile. Der Prinz geriet außer sich, nahm die lästige Uhr in die hohle linke Hand und drückte den Griff seines Dolches so kräftig darauf, daß er das Doppelgehäuse zerbrach.

Kaum hatte er diese Exekution vollzogen, als die Tür des Gemachs sich öffnete und der Prinz von Condé Fräulein von Saint-André hinter der La Noue aus den Fußspitzen lauschend eintreten sah.

VI.

Die Toilette der Venus.

In dem Gemache folgte Fräulein von Saint-André der La Noue nicht mehr, sondern ging vor derselben. Diese blieb zurück um die Tür zuzumachen.

Das Fräulein blieb vor einem Toilettentisch stehen, auf welchem zwei Kandelaber standen, welche ihren Lichtglanz verbreiten wollten, sobald die Kerzen auf ihnen angezündet sein würden.

»Ihr seid überzeugt, meine gute La None, daß Niemand uns gesehen hat?« fragte das Fräulein in dem liebreichsten Tone ihrer Stimme.

»Fürchtet nichts«, antwortete die Unterhändlerin; »wegen des Drohbriefes, den gestern der König erhalten hat, wird das Thor des Louvre um zehn Uhr geschlossene.«

»Für Jedermann?«

»Für Jedermann.«

»Ohne Ausnahme?«

»Ohne Ausnahme.«

»Selbst für den Prinzen von Condé?

»Für den Prinzen von Condé ganz besonders«, antwortete die La None lächelnd.

»Wisst Ihr das gewiß.«

»Ganz gewiß.«

»Weil . . . « begann das Mädchen.

»Was habt Ihr von dem Prinzen zu fürchten?«

»Gar viel, La Noue!«

»Viel?«

»Ja, unter andern . . . «

»Was?«

»Er stellt mir nach bis hierher.«

»Bis hierher?«

»Ja.«

»In den Metamorphosensaal?«

»Wie könnte er wissen, daß Ihr hier seid?«

»Er weiß es, La Noue.«

Der Prinz horchte, wie man sich denken kann, in höchster Spannung.

»Wer konnte es ihm mitteilen?«

»Ich selbst.«

»Ihr selbst?«

»Ich Thörin!«

»Mein Gott!«

»Denke Dir, gute La Noue, gestern als er von mir ging, war ich so unklug im Scherze ihm mein Taschentuch zuzuwerfen, in dem sich das Briefchen befand, das Du mir gebracht hattest.«

»Es war ja nicht unterzeichnet.«

»Zum Glück.«

»Ein großes Glück, Jesus Maria! jammerte die Unterhändlerin, die sich bekreuzigte. »Habt Ihr euer Tuch nicht zurückfordern lassen?«

»Ja; Meziéres ist sechsmal in meinem Auftrage bei ihm gewesen, der Prinz aber war früh ausgeritten und um neun Uhr Abends noch nicht zurückgekommen.«

»Aha«, dachte der Prinz, »der Page mit der Angel war es also, der so oft nach mir fragte.«

»Ihr traut dem Pagen?«

»Er ist närrisch in mich verliebt.«

»Die Pagen plaudern.«

»Meziéres ist nicht mein Page, sondern mein Sklave«, antwortete das Mädchen in dem Tone einer Königin. »Ach, La Noue, der verfluchte Condé! Es kann ihm nie schlimmer ergehen, als ich es ihm wünsche.«

»Schönen Dank!« flüsterte der Prinz leise. »Ich werde mich dieser Gesinnungen gegen mich erinnern.«

»Für diese Nacht, Fräulein«, fuhr die La Neue fort, »könnt Ihr ruhig sein; ich kenne den Capitän der schottischen Garde und werde ihm den Prinzen empfehlen.«

»Von wessen Seite?«

»Von der meinigen, das genügt.«

»Ach, La Noue!«

Die La Noue wollte gehen.

»La Noue?«

»Was wünscht Ihr!« fragte diese, indem sie sich umdrehte.

»Ehe Du gehst, zünde doch die Kandelaber an; ich will nicht im Dunkeln bleiben; ich fürchte mich vor den großen halbnackten Figuren, die aussehen als wollten sie aus der Tapete heraustreten und auf mich zukommen.«

»Wenn sie auch kommen«, antwortete die La Neue indem sie ein Papier in dem Kamine anzündete, in welchem ein Feuer brannte, »Ihr könnt doch ruhig sein, denn sie werden Euch als die Göttin Venus anbeten.«

Sie zündete die Kerzen der fünf Arme des Kandelabers an, so daß der Prinz die Schöne im hellen Lichte sehen konnte.

Sie sah wirklich reizend aus . . . Sie war nur mit durchscheinender Gaze bekleidet, durch welche die Haut durchschimmerte.

In der Hand hielt sie einen blühenden Myrthenzweig, den sie als Kranz in das Haar flocht.

Als Venuspriesterin schmückte sie sich mit der geweihten Blume.

Als sie allein war — oder wenigstens allein zu sein glaubte — betrachtete sie sich kokett in dem Spiegel und strich mit der Hand über das Haar wie über die samtweichen Augenbrauen.

So geschmückt und in der Stellung, welche ihre feine geschmeidige Gestalt vorteilhaft hob, frisch wie Quellwasser, rot angehaucht wie ein Morgenwölkchen, jung und lebenskräftig wie die ersten Frühlingspflanzen, welche sich durch den letzten Schnee hindurchdrängen, glich das Mädchen vor dem Spiegel allerdings, wie die La None gesagt hatte, der Göttin Venus, aber der Venus im vierzehnten Jahre.

Nachdem sie über Haar und Augenbrauen gestrichen, blickte sie auf Achseln und Busen.

Sie war so schön mit dem Blicke voll feuchter Liebesglut, mit den geröteten Wangen und dem halbgeöffneten Munde, daß der Prinz in diesem Augenblicke ihre Koketterie, ihren Haß, ihre Drohungen vergaß und nahe daran war, aus seinem Versteck hervorzutreten, vor ihr niederzuknien und zu rufen:

»Um des Himmels willen, Mädchen, liebe mich und nimm für eine selige Stunde mein Leben!«

Zum Glück oder zum Unglück für ihn — denn wir haben die Vorteile und Nachteile der Ausführung eines solchen Vorsatzes nicht abgewogen — wendete sich das Mädchen nach der Tür und flüsterte liebesehnend:

»Geliebter meines Herzens, wirst Du nicht kommen? —

Nach diesen Worten sank sie auf ein sehr großes Canapé drückte den Kopf in die Kissen und atmete rasch, als ob der Hauch des fernen Geliebten bereits auf ihrem Gesichte glühe.

Diese Worte und dieser Anblick gaben dem Prinzen den Zorn wieder und Fräulein von Saint-André erschien ihm von neuem hassenswert.

Allmählich richtete sie den Kopf empor und sagte:

»Ich ersticke! Luft! Welche Glut!«

Sie stand auf, trat an das nächste Fenster, zog die schweren Vorhänge zurück, versuchte das schwere Fenster zu öffnen und da sie es nicht vermochte, drückte sie nur die heiße Stirne an das kalte Glas.

Sie blickte hinaus und ihre Augen erkannten einen Mann, der unbeweglich, in einen Mantel gehüllt, auf einem Steindamme des Louvre stand.

Sie lächelte und wenn der Prinz dies Lächeln gesehen, hätte er gewiß auch den Gedanken erraten, aus dem es hervorging.

Wäre er so nahe gewesen, um das Lächeln zu sehen, so würde er auch die Worte gehört haben, welche im Tone des Triumphs über die Lippen des jungen Mädchens gingen:

»Er ist es!«

In einem unbeschreiblich spöttischen Tone setzte sie dann hinzu:

»Ja, wandert nur einher, Herr von Condé, ich wünsche viel Vergnügen!«

Sie hielt den Mann im Mantel offenbar für den Prinzen von Condé und der Irrtum war allerdings sehr verzeihlich. Sie wußte recht gut, daß der Prinz alle Abende seit drei Monaten unter ihren Fenstern umherpromeniert war, hatte sich aber wohl gehütet, gegen ihn etwas davon zu erwähnen, denn wenn sie sagte, daß sie ihn bemerkt, gestand sie zugleich, daß sie sich seit drei Monaten mit einem Gedanken beschäftigt habe, den sie ja ableugnete.

Sie glaubte also den Prinzen an dem Flusse hingehen zu sehen und der Anblick des Prinzen dort, während sie gefürchtet hatte ihm im Louvre zu begegnen, war der beruhigendste, der ihr werden konnte.

Aber dies war nur der erste Teil ihrer Gedanken; der zweite, welcher das schadenfrohe Lächeln auf ihre Lippen geführt, bestand darin, daß der Erste der Herren vom Hofe am Ufer der Seine fror, während ihr im warmen Zimmer Wonneschauer süß durch die Glieder liefen.

Wer war aber der Mann im Mantel, den Fräulein von Saint-André für den Prinzen hielt? Es war unser Hugenotte, unser Schotte, Robert Stuart, der statt der Antwort, welche er auf sein Schreiben erwartete, erfahren hatte, daß die Herren vom Parlament im Laufe des Tages Alles angewendet hätten, damit die Hinrichtung Dubourg's am nächsten oder übernächsten Tage stattfinden könne. Robert Stuart war es, der einen zweiten Versuch machen und dem Könige nochmals schriftlich erklären wollte, daß sein Leben mit dem Dubourg's zusammenhänge und daß es unfehlbar verfallen sei, wenn Anne Dubourg am nächsten Tage nicht freigelassen werde.

In Folge dieses Vorsatzes sah Fräulein von Saint-André, eben als sie so schadenfroh lächelte, den Mann den Arm unter dem Mantel hervornehmen, eine Gebärde machen, die sie für eine drohende hielt und sich dann mit großen Schritten entfernen.

Gleichzeitig hörte man ein Klirren von Fensterglas, wie am Abende vorher.

»Ah!« dachte das Mädchen. »Er war es nicht.«

Und die Rosen ihres Lächelns verschwanden alsbald unter den Veilchen der Furcht.

Diesmal schauderte sie wirklich und nicht vor Wonne, sondern vor Entsetzen. Sie ließ den Vorhang zurücksinken und stützte sich bleich und zitternd auf die Lehne des Canapé's, auf dem sie einige Augenblicke liebesehnend halb gelegen hatte.

Wie am Abende vorher hatte der Stein ein Fenster in der Wohnung des Marschalls von Saint-André zerschlagen.

Wenn, wie am vorigen Abende, der Marschall noch auf war, oder im Schlafe geweckt wurde, an der Tür des Zimmers seiner Tochter klopfte und keine Antwort erhielt?

Was geschah da?

Sie stand zitternd, halbohnmächtig da zur großen Verwunderung des Prinzen, welcher, ohne die Ursache erraten zu können, die plötzliche Veränderung sah, als die Tür sich öffnete und die La Noue rasch hereinkam.

Sie sah eben so erschrocken aus wie das Fräulein.

»Ach, La None, weißt Du was geschehen ist?«

»Nein, Fräulein, aber es muß etwas sehr Schreckliches sein, denn Ihr seid totenbleich.«

»Ja, etwas Schreckliches und Du mußt mich sogleich zu meinem Vater bringen.«

»Warum, Fräulein?«

»Du weißt was gestern um Mitternacht geschah?«

»Ihr meint den Stein mit dem Papier, der euren Vater bedrohte?«

»Dasselbe ist eben wieder geschehen, La None. Ein Mann, derselbe ohne Zweifel, ein Mann, den ich für den Prinzen von Condé hielt, hat wie gestern einen Stein in die Fenster meines Vaters geworfen.«

»Und Ihr fürchtet . . . ?«

»Ich fürchte . . . verstehst Du, La Noue? ich fürchte, mein Vater klopft an meiner Tür, öffnet sie, wenn er keine Antwort erhält und findet mich nicht.«

»Wenn Ihr dies fürchtet, könnt Ihr ruhig sein.«

»Warum?«

»Euer Vater ist bei der Königin Katharina.«

»Um ein Uhr nach Mitternacht bei der Königin?«

»Es ist ein großes Unglück geschehen.«

»Welches?«

»Die Majestäten begaben sich heute auf die Jagd . . . !«

»Nun?«

»Das Pferd der kleinen Königin (so nannte man Maria Stuart) stolperte, sie stürzte und da sie seit drei Monaten schwanger ist, fürchtet man, sie habe sich Schaden getan.«

»Mein Gott!«

»Der ganze Hof ist also auf den Beinen und alle Hoffräuleins befinden sich in den Vorzimmern oder bei der Königin Mutter.«

»Und Du kamst nicht, mir es zu sagen?«

»Ich erfuhr es eben erst und säumte nicht länger als ich brauchte, um mich von der Wahrheit zu überzeugen.«

»Du hast ihn also gesehen?«

»Wen?«

»Ihn.«

»Jawohl.«

»Nun?«

»Ihr könnt Euch denken, daß er in einem solchen Augenblicke sich nicht entfernen konnte.«

»Wann also?«

»Morgen.«

»Zu derselben Zeit?«

»Ja.«

»So komm geschwind, La Noue.«

»Erlaubt mir, daß ich die Lichter auslösche.«

»Es ist als ob ein böser Geist gegen uns arbeite.«

»Im Gegenteile«, antwortete La None, indem sie das letzte Licht ausblies.

»Wie so im Gegenteil?«

»Der Unfall wird Euch mehr Freiheit geben«, erklärte die La None, die hinter Fräulein von St. André hinaus ging.

»Morgen also!« sagte sich der Prinz indem er aus seinem Versteck hervorkam und über das Geländer stieg, ohne mehr von seinem Nebenbuhler zu wissen als den Tag vorher. »Morgen, übermorgen, alle Tage, wenn es sein muß; bei dem Geiste meines Vaters, ich komme der Sache auf den Grund.«

Er verließ seinerseits den Metamorphosensaal, ging über den Korridor und den Hof und erreichte das Thor, ohne daß in der Verwirrung, welche die beiden Vorgänge im Louvre hervorgebracht hatten, Jemand daran dachte ihn zu fragen wohin er gehe oder woher er komme.

VII.

Die beiden Schotten.

Robert Stuart, den Fräulein von St. André anfangs für den Prinzen von Condé gehalten, hatte nachdem er den zweiten Stein geworfen und dem Könige so einen zweiten Brief zugesendet, die Flucht ergriffen und war verschwunden.

Bis zum Chatelet war er sehr schnell gegangen, dann langsam, weil er sich sicher gefühlt, und endlich ruhig bei seinem Freunde und Landsmanne angekommen.

Hier hatte er sich mit jener scheinbaren Ruhe niedergelegt, weiche er seiner Herrschaft über sich selbst verdankte, aber wie groß dieselbe auch war, so vermochte sie doch nicht ihm auch Schlaf zu geben; darum warf er sich auf seinem Lager umher, ohne die Ruhe zu finden, welche ihn seit drei Nächten floh.

Erst mit Tagesanbruch, als sein Geist durch die Ermüdung besiegt war, schien er dem Schlafe zu erlauben sich einzustellen, aber nun gehörte der Körper dem Schlafe auch so vollständig an, daß er fast einer Leiche glich.

Bis um sieben Uhr Abends wartete er auf seinen Freund und da er keine Nachricht von demselben erhielt, ging er nach dem Louvre, wo er erfuhr, daß kein Soldat das Schloß verlassen dürfe.

Stuart war nun in den Straßen von Paris umhergeschlendert, hatte in hundert verschiedenen — nur nicht der wahren — Weisen die Ermordung des Präsidenten Mynard erfahren und dann, wie er erfahren haben wollte, die Ermordung mit allen Umständen der Wahrheit getreu erzählt, natürlich ohne daß die, welche ihn sprechen hörten, etwas davon glauben wollten.

Wir wissen keinen Grund für diese Ungläubigkeit als den, daß die Erzählung Wahrheit berichtete.

Stuart hatte auch erfahren, mit welcher Strenge das Parlament gegen Dubourg zu verfahren gedenke, dessen Hinrichtung nach achtundvierzig Stunden, hieß es, erfolgen sollte.

Da hatte Robert Stuart kein anderes Mittel gesehen, als seine Drohung gegen den König in bestimmterer Weise noch zu wiederholen, und er war in der Tat entschlossen, seine Drohung auszuführen, wenn sie ohne Wirkung bliebe.

Er hatte sich demnach Pergament verschafft, einen zweiten noch deutlicheren Brief geschrieben und denselben auf dem Wege wie den ersten an die Adresse geschickt.

Dann hatte er sich niedergelegt und war früh wie gesagt, in todähnlichen Schlaf gefallen.

In diesem lag er als die schottische Garde abgelöst worden war und sein Freund Patrick nach Hause kam.

Es wurde ihm schwer den Schlafenden zu wecken, selbst als er »Feuer« schrie.

Der Ruf weckte zwar Stuart, aber nicht vollständig. Anfangs glaubte er, man habe ihn verhaftet, er griff deshalb nach seinem Degen und zog ihn halb aus der Scheide.

»Na, na«, sagte Patrick lachend, »Du scheinst kampflustig aufzuwachen, lieber Stuart . . . Beruhigen wir uns und vor allem werden wir munter, denn es ist Zeit.«

»Ah, Du bist es?« sagte Stuart.

»Freilich bin ich es. Du wolltest mich töten?«

»Ich schlief.«

»Das sehe ich wohl und wundere mich darüber.

Patrick ging an das Fenster und zog die Vorhänge auf.

»Siehe einmal«, sagte er, denn das helle Tageslicht strömte herein.

»Welche Zeit ist es?« fragte Stuart.

»An allen Kirchen hat es zehn Uhr geschlagen.«

»Ich habe gestern den ganzen Tag auf Dich gewartet, ja die ganze Nacht.

Der Soldat zuckte die Achseln und antwortete:

»Ein Soldat ist nicht sein eigener Herr; wir durften Tag und Nacht den Louvre nicht verlassen, heute aber bin ich, wie Du siehst, frei.«

»Du verlangst also dein Stübchen zurück?«

»Nein, aber deinen Anzug.«

»Richtig! Ich hatte die Frau Rätin vergessen.«

»Zum Glück vergißt sie mich nicht, wie Dir diese Wildpretpastete beweisen kann, die da auf dem Tische steht und auf unsern Appetit wartet . . . «

»Um wieder auf den Anzug zu kommen . . . «

»Ja. Du kannst Dir denken, daß meine Rätin nicht gleich selbst die vier Treppen hier heraufsteigt; diese Pastete ist nur eine Botin und brachte einen Brief, in welchem die liebe Frau mir sagt, sie werde mich von Mittag an, zu welcher Zeit der Rat ins Parlament geht, bis vier Uhr erwarten, um welche Zeit er in den ehelichen Hafen zurück kommt. Fünf Minuten nach Mittag werde ich bei ihr sein und ihre Anhänglichkeit dadurch vergelten, daß ich in einer Kleidung erscheine, die sie nicht gefährden kann, *wenn* Du noch so freundschaftlich gegen mich gesinnt bist.«

»Mein Anzug steht Dir zu Diensten, lieber Patrick«, antwortete Robert; »die Kleidungsstücke liegen da auf dem Stuhle und warten nur auf einen Eigentümer. Gib mir die deinigen dafür und tue mit den meinigen, wie Du willst.«

»Sogleich; vorher reden wir doch wahrscheinlich ein Wörtchen mit dieser Pastete. Du brauchst dazu nicht aufzustehen; ich rücke den Tisch an das Bett.«

»Vortrefflich, Patrick.«

»Da«, sagte Patrick indem er seinen Dolch zog und ihn dem Freunde bot; »ich will etwas zu trinken suchen, schneide Du unterdeß an und sage mir, ob meine Rätin eine Frau von Geschmack ist.«

Robert gehorchte der Aufforderung, wie ein Soldat dem Befehle seines Capitäns, und als Patrick mit einem Kruge voll Wein zurückkam, dessen runden Bauch er liebkosend streichelte, war die Decke des Küchenkunstwerkes bereits abgenommen.

»Ah«, sagte er, »bei St. Dunstan! Ein Hase im Lager mitten unter sechs Rebhühnern! Eine schöne Gegend, wo Haar- und Federwildpret in so gutem Vernehmen wohnen. Freund Robert, folge meinem Beispiele, gib deine Liebe nicht der Frau eines Soldaten, sondern eines Richters und ich brauche nicht, wie Pharao, sieben fette Kühe im Traume zu sehen, um Dir Überfluß an irdischen und himmlischen Gütern zu verkündigen . . . Genießen wir, lieber Stuart, sonst wären wir nicht würdig, die Gaben empfangen zu haben.«

Der Soldat setzte sich dann auch an den Tisch und legte ein mächtiges Stück von der Pastete auf seinen Teller für den Vortrab seines Hungers, wie er sich ausdrückte.

Robert aß auch, denn wenn man zweiundzwanzig Jahre alt ist, ißt man immer, man mag sich tragen mit welchen Gedanken man will.

Nur schweigsamer aß er als der Freund, den der Gedanke an seine Rätin, die er bald zu sehen hoffte, gesprächig und heiter für zwei machte.

Es schlug halb zwölf Uhr.

Da stand Patrick eilig auf, zerkaute mit seinen Zähnen, die so weiß waren, wie die des Wolfes seiner heimatlichen Berge, ein letztes Stück von der goldgelben Rinde der Pastete, trank ein letztes Glas Wein und fing dann an die Kleider seines Landsmannes anzuziehen.

Er hatte in diesem Anzuge das steife und seltsame Aussehen, das auch heutigen Tages die Soldaten haben, wenn sie die Uniform mit Zivilkleidern vertauschen, war aber doch ein ganz hübscher Mann mit blauen Augen, blondem Haar und blühender Gesichtsfarbe. Dann besah er sich in einem Spiegelstück und schien sich zu sagen:

»Wenn meine Rätin heute nicht mit mir zufrieden ist, ist sie schwer zu befriedigen.«

Indes drehte er sich auch zu seinem Landsmanne herum und fragte diesen: »Nun, wie findest Du mich?«

Vollkommen; ich zweifle nicht, daß Du tiefen Eindruck auf deine Rätin machen wirst.«

Das eben wollte Patrick hören, darum lächelte er nach diesen Worten, reichte Robert die Hand und sagte:

»Auf Wiedersehen! Ich eile sie zu beruhigen, denn die arme Frau muß in Todesangst sein, da sie mich seit zwei Tagen nicht gesehen und von mir nichts gehört hat.«

Er ging nach der Tür zu, blieb aber noch einmal stehen und setzte hinzu:

»Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß Du mit meiner Uniform nicht hier zu bleiben brauchst; Du kannst frei, wie Du willst, in der Stadt umhergehen, öffentlich in der Sonne, wenn sie scheint, oder im Schatten, wenn sie nicht scheint, wenn Du nur keinen bösen Streit darin anfängst. Das sage ich aus zwei Gründen: erstens weil

Du verhaftet und erkannt werden würdest und zweitens weil ich trotz meiner Unschuld auch Strafe erhalten würde, dafür, daß ich von meiner Uniform desertiert. Also, wohl gemerkt, Du bist frei wie ein Vogel, wenn Du in meiner Uniform keinen Streit anfängst.«

»Du hast von dieser Seite nichts zu fürchten, Patrick«, antwortete der Schotte, »ich bin ja nicht so streitsüchtig.«

»Hm! Hm!« entgegnete Patrick. »Darauf möchte ich mich nicht verlassen. Du bist ein Schotte oder doch so ziemlich und wirst als solcher Stunden haben, in denen es nicht geraten ist Dich schief anzusehen. Übrigens gebe ich Dir ja auch nur einen guten Rat, verstehst Du? Ich sage nicht, suche keinen Streit, sondern, wenn man Streit mit Dir anfängt, gehe ihm nicht aus dem Wege. Die Ehre der Uniform muß doch aufrecht gehalten werden.«

»Sei unbesorgt, Patrick; Du wirst mich hier finden wie Du mich verlassen hast.«

»Nein, nein! Ich will nicht, daß Du Dich langweilst«, entgegnete der eigensinnige Schotte, »und hier in der Stube an der Schwindsucht stirbst. Abends ist die Aussicht von hier nicht übel, weil man nicht hinaussieht, am Tage aber erblickt man nichts als Dächer und bei Rauch und Nebel nicht einmal diese.«

»Die Aussicht ist dann immer so gut wie bei uns zu Hause, wo es immer regnet.«

»Wenn es nicht schneit«, fiel Patrick ein, der sich endlich entschloß zu gehen.

Vor der Tür indes kehrte er noch einmal um, machte sie wieder auf, steckte den Kopf herein und sagte:

»Du verstehst doch? Es ist Alles Spaß. Geh, lauf, zanke, prügele; wenn Du nur ohne Loch in der Haut und folglich in meiner Uniform zurückkommst, wird Alles gut gehen. Nur eins habe ich Dir ernstlich anzuempfehlen und darüber denke reiflich nach.«

»Was ist das?«

»Wegen der ernsten Umstände, in denen wir leben und wegen der Drohungen, die man dem Könige zu schreiben sich erlaubt, muß ich Punkt acht Uhr wieder in dein Louvre sein, eine Stunde früher als sonst.«

»Du wirst mich hier finden wenn Du kommst.«

»So behüte Dich Gott!«

»Dir gebe er viel Vergnügen!«

»Das ist nicht nötig, es wartet schon auf mich.«

Diesmal ging er wirklich fort und zwar wie ein Eroberer und sang dazu ein altes schottisches Liedchen. Der arme schottische Soldat war seinerseits um Vieles glücklicher als der Vetter des Königs von Frankreich, der Bruder des Königs von Navarra, der junge, schöne Prinz von Condé.

Wir werden sogleich erfahren, was er in diesem Augenblicke sagte und tat; jetzt müssen wir noch einige Augenblicke bei Robert Stuart verweilen.

Dieser hatte, wie er seinem Freunde angedeutet, über zu ernste Dinge nachzudenken, als daß er sich hätte langweilen können. Er blieb also bis vier Uhr

ruhig in dem Stübchen. Von vier bis fünf Uhr wartete er ebenfalls noch auf den Freund, aber ungeduldiger. Er hatte in dieser Zeit an das Parlament gehen wollen, um die neuesten Nachrichten über Dubourg zu erhalten.

Halb sechs Uhr konnte er es nicht länger aushalten; er ging fort, ließ aber einen Zettel zurück, auf dem er dem Freunde schrieb, er möge unbesorgt sein, denn Punkt sieben Uhr werde er ihm die Uniform zurückbringen.

Es begann zu dunkeln und er lief rasch nach dem Justizpalaste. Auf dem Platze vor demselben hatte sich eine große Menschenmenge gesammelt; die Sitzung war noch nicht zu Ende. Dies erklärte ihm das längere Ausbleiben seines Freundes Patrick, wenn auch nicht was in dem Parlamente verhandelt wurde.

Erst um sechs Uhr entfernten sich die Räte.

Als Robert Stuart von dem Resultate der Sitzung hörte, war er traurig: der Rat Dubourg sollte verbrannt werden. Man wußte nur noch nicht, ob die Vollziehung des Urteils am nächsten oder übernächsten Tage, am 22., 23. oder gar am 24. erfolgen solle.

Vielleicht schob man sie um einige Tage auf, weil die kleine Königin, Maria Stuart, nicht dabei sein konnte.

Robert Stuart verließ den Platz in der Absicht, in die Wohnung seines Freundes zurückzukehren; von weitem aber sah er einen schottischen Soldaten, der schon setzt sich in den Louvre begab und dies brachte ihn auf den Gedanken, in der Uniform auch in den Louvre zu gehen um sich da nach dem Befinden der jungen Königin zu erkundigen, das einen so schrecklichen Einfluß aus das Leben des Verurteilten haben sollte.

Er hatte ja noch fast zwei Stunden Zeit vor sich und er gelangte auch in der Tat unaufgehalten in den Hof des Louvre.

Kaum war er da, so meldete man einen Abgeordneten des Parlaments, der im Namen des Gerichtshofes mit dem Könige zu sprechen wünschte.

Man rief Dandelot, der die Befehle des Königs einholte und nach zehn Minuten zurückkam, um den Rat selbst einzuführen.

Robert Stuart sagte sich, wenn er warte und es klug anfange, werde er wohl erfahren, was er zu wissen wünschte. Er wartete also.

Der Rat blieb fast eine Stunde bei dem Könige; endlich kam er.

Dandelot, der ihn begleitete, sah sehr traurig, mehr als traurig aus, sagte dem Capitän der schottischen Garde leise einige Worte und ging fort.

Diese Worte bezogen sich offenbar aus die Botschaft des Rates und der Capitän sagte dann auch wirklich zu seinen Leuten:

»Übermorgen außerordentlicher Dienst wegen der Exekution des Rates Dubourg auf dem Grèveplatze!« .

Robert Stuart wußte nun was er wissen wollte und ging rasch nach dem Torwege, aber es fiel ihm wohl etwas ein, denn er blieb plötzlich stehen, dachte einige

Minuten nach und mischte sich dann unter die andern Schotten, was gar leicht war, da deren Zahl groß und die Nacht dunkel war.

VIII.

Was bei dem Admiral geschah.

Als der Prinz von Condé in den Metamorphosensaal trat, hatte er Dandelot für den andern Tag Mittags zu dem Admiral beschieden und er brannte so vor Ungeduld die Ereignisse der Nacht Coligny und Dandelot zu erzählen, daß er vor der bestimmten Stunde im Hause des Admirals war.

Auch Dandelot war früher gekommen und befand sich schon eine Stunde bei seinem Bruder, mit dem der Liebesscherz des Fräuleins von Saint-André gar ernsthaft besprochen wurde.

Die Verbindung des Marschalls von Samt-André war nicht nur eine Familienvereinigung, sondern ein kirchlicher und politischer Bund gegen die calvinistische Partei und die Art, wie man mit dem Rat Dubourg verfuhr, deutete an, daß man nicht geneigt sei, schonend gegen die »Ketzer« zu verfahren.

Die beiden Brüder hatten das Billett des Fräuleins von Saint-André mehrmals gelesen, aber nicht ermitteln können, von wessen Hand es wohl geschrieben sein möchte, und zur Frau des Admirals gesandt, um von ihr zu erfahren, ob ihr die Handschrift vielleicht bekannt sei.

Unter allen andern Umständen würden Dandelot und besonders Coligny dagegen gewesen sein, daß ihr Vetter Condé mit der Sache weiter sich beschäftige, aber selbst die redlichsten Herzen glauben bisweilen Concessionen machen zu müssen. Da es nun für die calvinistische Partei von großer Wichtigkeit war, daß Herr von Joinville Fräulein von Saint-André nicht zur Frau erhalte, das Fräulein aber ein Stelldichein schwerlich mit diesem hatte, so ließ sich erwarten, daß ein Bruch zwischen den Guisen und Saint-André erfolge, wenn Condé der Sache auf die Spur komme und wie natürlich Lärm davon mache.

In Folge dieser Ausplauderei zog der Prinz ferner höchst wahrscheinlich sich selbst Unannehmlichkeiten zu und da er zwischen dem katholischen und dem calvinistischen Glauben schwankte, konnte er durch Dandelot und Coligny vielleicht zu dem letzteren hinübergezogen werden.

Ein Mann ist oftmals für eine Partei wichtiger als ein Sieg und der junge tapfere Prinz war ein Mann und ein Sieg zugleich.

Man erwartete ihn also bei Coligny mit einer Ungeduld, die er selbst nicht ahnte.

Er kam, wie gesagt, vor der bestimmten Zeit und begann auf die Aufforderung der beiden Brüder seine Erzählung, bei welcher er, zum Lobe seiner Wahrheitsliebe sei es gesagt, durchaus nichts verheimlichte, nicht einmal die Lage, in welcher er Alles gesehen und gehört hatte.

»Und was gedenkt Ihr nun zu tun?« fragte der Admiral.

»Das ist sehr einfach«, antwortete der Prinz, »und ich rechne dabei mehr als je auf Euch, lieber Dandelot. Wir müssen die Sache noch einmal unternehmen.«

Die beiden Brüder sahen einander an. Coligny hielt, es doch für feine Pflicht einige Einwendungen zu machen.

Bei den ersten Worten freilich, die er aussprach, legte ihm der Prinz die Hand auf den Arm und entgegnete:

»Lieber Admiral, wenn Ihr in dieser Sache mit mir nicht übereinstimmt, so wollen wir von etwas Anderem reden, denn mein Entschluß steht fest und es würde mir leid tun, gegen einen Mann sprechen zu müssen, den ich in der Welt am meisten liebe und achte.«

Der Admiral verbeugte sich, wie Jemand, der anerkennt einen Entschluß nicht bekämpfen zu können, im Herzen aber froh ist, daß es so gekommen.

Man kam also überein, daß Dandelot auch diesen Abend dem Prinzen den Eintritt in den Metamorphosensaal erleichtere. Sie wollten einander um drei Viertel auf zwölf Uhr in demselben Korridor treffen und der Prinz erfuhr die Parole, damit er unangefochten eintreten könne., Dann erbat er sich das Billett. Der Admiral gestand, daß weder er noch sein Bruder die Handschrift erkannt und das Billett an seine Frau gesandt habe, zu der man jetzt nicht zu gehen wage, weil sie eben ihre Andacht verrichte.

Dandelot übernahm es, das Billett seiner Schwägerin bei der Königin Katharina Abends abzuverlangen und der Admiral versprach, seine Frau daran zu erinnern, dasselbe mitzunehmen.

Als dies besprochen war, verabschiedeten sich Dandelot und der Prinz von dem Admirale, Dandelot um auf seinen Posten zurückzukehren, der Prinz um nach Hause zu gehen.

Der Rest des Abends verging dem Letzteren so langsam wie der vorige; endlich aber kam doch halb zwölf Uhr heran.

Man weiß was Robert Stuart drei Stunden vor der Ankunft des Prinzen im Palaste geschehen war und man kann sich denken, daß in dem Louvre fast ausschließlich von der Hinrichtung Dubourg’s gesprochen wurde, welche der König selbst auf dem übernächsten Tag vollzogen sehen wollte.

Der Prinz fand Dandelot in tiefer Betrübnis; da aber die Hinrichtung unbestreitbar darlegte, welchen Einfluß Herr von Guise, der eigentliche Gegner Dubourg’s, auf den König habe, so wünschte er nur um so eifriger die Ausführung der Mystifikation, mit welcher Joinville bedroht war, so daß zu dem blutigen Triumph seiner Feinde wenigstens auch die Lächerlichkeit und der Spott komme.

Der Korridor war dunkel wie gewöhnlich und der Metamorphosensaal nur durch die silberne Lampe beleuchtet; die Toilette stand wiederum bereit und die Kerzen des Kandelabers warteten nur auf Licht, um jugendliche Reize wie in der vorigen Nacht zu überstrahlen.

Das Geländer des Alkovens aber war diesmal geöffnet, — ein Zeichen mehr, daß das Rendezvous nicht abbestellt worden.

»Ah«, dachte der Prinz von Condé, »es scheint, daß Turnier gehalten werden soll; der Mann mit dem ungestörten Vergnügen hat die Schranken öffnen lassen.«

Da er nach diesen Worten Tritte in dem Korridor zu hören glaubte, schlürfte er schnell unter das Bett, ohne sich die Mühe zu nehmen, über seine Situation wie am vorigen Abende nachzudenken, — auch ein Beweis, daß der Mensch sich an Alles gewöhnt.

Der Prinz hatte sich nicht getäuscht; es ließen sich draußen im Korridor Tritte hören und sie suchten den Metamorphosensaal, denn sie hielten an der Tür an, die, als sie in den Angeln sich drehte, auch einen schwachen Ton von sich gab.

»Gut«, dachte er bei sich, »unsere Verliebten beeilen sich heute mehr als gestern; sie haben einander freilich auch seit vierundzwanzig Stunden nicht gesehen.«

Die Tritte kamen näher und waren leicht wie die einer Person, die in ein Zimmer schleicht.

Der Prinz steckte den Kopf unter dem Bette vor und erblickte die bloßen Füße eines Mannes von der schottischen Leibwache.

»Was soll das bedeuten?« fragte er sich.

Er streckte den Kopf noch weiter vor, so daß er den ganzen Mann sehen konnte, der so vorsichtig zu Werke ging, wie der Prinz am vorigen Tage, hinter die Vorhänge und unter die Teppiche sah, dann an das Bett trat und an der entgegengesetzten Seite unter dasselbe kroch. Ehe er sich es aber da bequem machen konnte, fühlte er die Spitze eines Dolches auf seinem Herzen, während eine Stimme ihm leise sagte:

»Ich weiß nicht, wer Ihr seid und was Euch hierher führt; aber wenn Ihr einen Laut von Euch gebt oder Euch rührt, seid Ihr verloren.«

»Ich weiß nicht, wer Ihr seid und was Euch hierher führt«, antwortete in derselben Weise der Angekommene, »aber ich nehme von Niemanden Bedingungen an; stoßt, zu, wenn Ihr wollt, ich fürchte den Tod nicht.«

»Ach«, entgegnete der Prinz, »Ihr scheint mir das Herz auf der rechten Stelle zu haben und solche Leute sind mir immer willkommen. Ich bin der Prinz von Condé und stecke meinen Dolch ein; hoffentlich werdet Ihr mir gleiches Vertrauen schenken und mir sagen wer Ihr seid.«

»Ich bin ein Schotte und heiße Robert Stuart.«

»Der Name ist mir nicht bekannt.«

Der Schotte schwieg.

»Wollt Ihr mir sagen«, fuhr der Prinz fort, »warum Ihr hierher gekommen seid und was Euch unter dieses Bett führte?«

»Ihr seid mir mit solchem Vertrauen noch nicht vorausgegangen, Hoheit.«

»Das kann ich leicht«, entgegnete der Prinz, indem er es sich bequemer machte; »ich bin in Fräulein von St. André verliebt.«

»Die Tochter des Marschalls?«

»Ganz recht. Da ich nun erfahren, sie habe hier eine Zusammenkunft mit einem Liebhaber, trieb mich die Neugierde den glücklichen Sterblichen kennen zu lernen und ich versteckte mich unter dem Bette, wo ich mich allerdings gar nicht behaglich fühle. Nun ist die Reihe an Euch.«

»Es soll nicht gesagt werden, ein Unbekannter habe weniger Vertrauen zu einem Prinzen als dieser zu ihm; ich also bin es, der gestern und vorgestern an den König geschrieben hat.«

»Ah, der den Brief mit einem Steine durch ein Fenster des Marschalls beförderte?«

»Allerdings.«

»Aber dann . . . «

»Was?«

»Wenn ich mich recht erinnere, bedroht Ihr den König.«

»Ja, für den Fall, daß er den Rat Dubourg nicht frei ließe«

»Und um eurer Drohung einen ernsteren Anstrich zu geben, sagtet Ihr, Ihr hättet den Präsidenten Mynard getötet.« fuhr der Prinz fort, dem es unheimlich genug war, neben einem Manne sich zu befinden, der einen solchen Brief geschrieben.

»Ich habe den Präsidenten Mynard getötet«, antwortete der Schotte, ohne daß die mindeste Bewegung in seiner Stimme zu bemerken war.

»Und Ihr schriebt St. Majestät, wenn er Dubourg nicht begnadige oder vielmehr gerecht gegen ihn sei, würdet Ihr ihm dasselbe Loos bereiten wie dem Präsidenten.«

»Ich schrieb dies und da ich mein Wort nie gebrochen habe, bin ich in dieser Absicht hier.«

»In der Absicht den König zu töten?« sprach der Prinz, indem er vergaß, wo er war.

»In der Absicht den König zu töten, ja, aber darf ich Ew. Hoheit bemerken, etwas weniger laut zu sprechen?«

»Ihr habt Recht«, antwortete der Prinz. »Sprechen wir leise, denn wir reden von Dingen, die in einem Palaste wie der Louvre übel klingen. Also«, fuhr er leise fort, »Ihr kamt um den König zu ermorden? Ein Glück für Se. Majestät, daß ich, wenn auch in anderer Absicht, zu rechter Zeit gekommen bin.«

»So wollt Ihr Euch meinem Vorhaben widersetzen?«

»Das glaube ich. Ihr wollt einen König morden, damit ein Rat nicht verbrannt werde?«

»Dieser Rat ist der bravste Mann auf Erden.«

»Mag sein; aber einen König töten?«

»Der Rat ist unschuldig.«

»Mag auch sein.«

»Der Rat ist mein Vater.«

»Das ist etwas Anderes und ich halte es nun nicht bloß für ein Glück für den König, sondern auch für Euch, daß ich dazu gekommen bin.«

»Warum das?«

»Ich will es Euch sagen, vorher aber müsst Ihr mir bei eurer Ehre schwören, keinen Versuch gegen das Leben des Königs zu machen.«

»Nein. Wenn der Rat Dubourg stirbt, stirbt der König auch.«

»Wenn ich Euch aber mein Prinzenwort gebe, die Begnadigung des Rates zu erlangen.«

»Dann ist es etwas Anderes.«

»Auf mein Wort, ich werde mein Mögliches tun, um Dubourg zu retten.«

»Auf mein Wort, wenn der König Euch die Begnadigung gewährt, ist der König mir heilig.«

»Sprechen wir also von etwas Anderem.«

»Sprechen wir lieber gar nicht.«

»Habt Ihr Geräusch gehört?«

»Nein, aber jeden Augenblick kann . . . «

»Man läßt uns wohl Zeit, daß Ihr mir sagen könnt, wie Ihr hierher gekommen seid.«

»Seht einfach, mittelst dieser Verkleidung.«

»Ihr seid also nicht Soldat?«

»Nein; ich zog die Uniform eines Freundes an.«

»Dem Ihr einen schlimmen Streich spielt.«

»Ich hätte gesagt, ich habe die Kleidungsstücke entwendet.«

»Und wenn Ihr vorher um’s Leben gekommen wäret?«

»Würde man in einer Tasche ein Papier mit dieser Erklärung gefunden haben.«

»Alles in Ordnung; aber noch weiß ich nicht, wie Ihr hierher, in dies Zimmer gekommen und warum Ihr unter das Bett gekrochen seid, in welchem der König nicht viermal im Jahre schläft.«

»Diese Nacht wird der König hier schlafen.«

»Wißt Ihr das gewiß?«

»Ja.«

»Woher?«

»Ich befand mich in einem Korridor hinter dem Türvorhange eines dunkeln Zimmers, als ich zwei Schritte vor mir zischeln hörte. Ich horchte und hörte von weiblichen Stimmen: »Also heute Abend?« — »Ja.« — »In dem Metamorphosensaale?« — »Ja. Der König wird Punkt ein Uhr da sein.«

»Das habt Ihr gehört?« fragte der Prinz, der wieder vergaß, wo er war und sehr laut sprach.

»Ja. Was sollte ich sonst hier?«

»Allerdings«, sagte der Prinz, der bei sich dachte: »Der König also?«

»Still!«

»Was?«

»Man kommt!«

»Ich habe euer Wort.«

»Und ich das euere.«

Ein leichter Tritt ließ sich auf dem Teppich hören.

»Fräulein von St. André«, flüsterte der Prinz.

In diesem Augenblicke öffnete sich eine Tür am andern Ende des Zimmers und ein junger Mann trat ein, der fast noch ein Knabe war.

»Der König«, flüsterte der Schotte.

»Ach, an *den* hätte ich nicht gedacht, »murmelte der Prinz.

IX.

Durch wie viele Hände ein Billett gehen kann.

In so unbequemer Stellung der Prinz von Condé und Robert Stuart sich auch befindet, wir müssen sie eine kurze Zeit da lassen und uns zu der Florentinerin begeben, die man Katharina von Medici gewöhnlich nannte.

Die Gemahlin des Admirals erschien da mit dem Billett des Fräuleins von St. André in der Tasche, dessen Verfasser sie so wenig hatte erraten können, als ihr Gemahl und Schwager, und hatte die Absicht, das Billett an Dandelot zurückzugeben, der Königin ihre Huldigung darzubringen und sich wegen der Hinrichtung des Rates Dubourg zu erkundigen.

Die Wohnung Katharina's war mit dunkeln Stoffen ausgeschlagen, die dunkles Eichenholz einrahmte; sie selbst trug als Witwe ein dunkles Gewand und so machte der Eintritt bei ihr einen düsteren Eindruck. Aber bei sich hatte sie sieben junge Mädchen, welche man die königlichen Plejaden nannte, und sie selbst war noch schön, obgleich sie in ihr vierzigstes Jahr trat.

Bei der Königin befand sich der Cardinal von Lothringen, Erzbischof von Rheims und so weiter, der damals vierunddreißig Jahre zählte, und mit Katharinen zu sagen pflegte: »Man muß Gott für Alles danken, aber — auch leben. »

Als die Gattin des Admirals den jungen Cardinal an dem Stuhle Katharina's sah, erklärte sie sich das Lächeln der Königin Mutter; er hatte wahrscheinlich mit seiner geistreichen spaßhaften Weise irgend eine neue Hinrichtung geschildert und man lachte über die Art, wie die Hugenotten, die man henkte, die Zunge herausstreckten.

Die andern Anwesenden waren Franz von Guise und dessen Sohn, der Prinz von Joinville, Verlobter des Fräuleins von St. André, der Marschall St. André selbst, der Prinz von Montpensier, dessen Gemahlin Jaqueline, hinter denselben Brantôme, Ronsard, Baïllif und mehre andere Dichter und Gelehrte jener Zeit, die sich eingefunden hatten, um ihre Teilnahme bei dem Unfalle, welcher die kleine Königin Maria Stuart betroffen hatte, zu bezeigen und sich gelegentlich wegen der Drohbriefe zu erkundigen, die der König erhalten haben sollte.

Von was man sprach, als die Gemahlin des Admirals eintrat, wissen wir nicht, gewiß ist aber, daß sofort alle Gesichter ernst und finster wurden.

Es war, als wäre ein Feind in ein Lager Verbündeter gekommen und die Admiralin war allerdings ihrer strengen Tugend wegen in diesem Kreise nicht gar gern gesehen.

Sie bemerkte das bedeutungsvolle Schweigen recht wohl, das sie empfing, aber sie beherrschte sich, küßte die Hand der Königin Katharina und setzte sich dann auf einen Sessel rechts von dem Prinzen von Joinville.

»Nun Ihr Herren vom Parnaß«, sagte Katharina, nachdem die Admiralin sich gesetzt hatte, »will keiner uns ein neues Lied vortragen?«

Sie sagte dies in dem halb französischen, halb italienischen Akzente, welcher ihrer Rede einen so eigentümlichen Reiz gab, wenn sie heiter war, aber auch schrecklich wurde wie die Sprache dann, wenn sie zürnte.

Da der Blick Katharina's auf Ronsard ruhte, so trat dieser vor und sprach:

»Gnädige Königin, Alles was ich gemacht habe, ist zu eurer Kenntnis gelangt; das aber, was Ihr nicht kennt, wage ich Euch nicht bekannt zu machen.«

»Warum, Meister?«

»Weil es Liebeslieder sind und man vor Ew. Majestät nicht von Liebe zu singen wagt.«

»Ah«, entgegnete die Königin. »Ein ich nicht aus Dem Vaterlande Petrarca's und Boccaccio's? Tragt ein Lied vor, Meister, wenn es indes die Frau Admiralin erlaubt.«

»Die Königin gebietet und ihren Befehlen gehorcht man«, antwortete die Dame sich verbeugend.

»Ihr hört, Meister . . . Also . . . beginnt!«

Ronsard trat einen Schritt vor, strich mit der Hand über seinen schönen blonden Bart, schlug die Augen voll sanften Ernstes empor, als suche er sich zu erinnern und begann mit seiner angenehmen Stimme:

»An die Geliebte.«

Darauf sprach er das reizende Liebeslied, das beginnt:

> »Inniger als die Rebe sich um die Ulme schlingt, lege das Band deiner geschmeidigen kräftigen Arme um mich, Geliebte; neige wie schlummernd dein lieblich Angesicht über meine Stirn und hauche in einem Kusse deine Anmut und deine Seele in mich 2c.«

und als er geendigt, dankte ihm der lauteste Beifall.

X.

Durch wie viele Hände ein Billett gehen kann.
(Fortsetzung.)

Als die Beifallsbezeigungen aufgehört und Ronsard mit einer demütigen Verbeugung gedankt und in die Reihe der Dichter zurückgekehrt war, erleuchtete eines jener liebenswürdigen Lächeln, wie deren der Mund der Katharina von Medici zeigte, das Gesicht der Königin Mutter, und Jeder sagte sich im Stillen, daß sie irgend eine tüchtige Bosheit vorhätte.

Man wartete.

Nun sagte sie mit ihrer sanftesten Stimme, was denen den letzten Zweifel nahm, welche noch zweifeln konnten:

»Mein lieber Mouson Remy Belleau, ich möchte heute Abend meine liebe Freundin, die Frau Admiralin, mit irgend einem hübschen Stücke von eurer Dichtung erfreuen. Hat man mir nicht von einer Villanella von Euch gesprochen, in welcher, wenn ich mich nicht irre, von der Trauer eines Turteltäubers über sein Weibchen, oder vielmehr, nein, ich irre mich«, und sie betonte diese Worte, »nein, im Gegenteile, von der Trauer eines Täubchens über ihren Täuber die Rede wäre? 101 x

Jedermann fühlte den Streich.

Die Admiralin, deren Gesicht dabei am gleichgültigsten blieb, traf er mitten ins Herz.

Unter allen jenen wahren oder falschen Beschuldigungen, welche über den Höfen schweben, hatte man die Frau Admiralin beschuldigt, eine sehr zärtliche Neigung für den Marschall von Strozzi gehabt zu haben, und man behauptete, daß ihre seltenen Besuche am Hofe und das klösterliche Leben, das sie seit einigen Monaten führte, die Folge von dem Tode des Marschalls wären, der im vorhergehenden Jahre bei der Belagerung von Thionville durch einen Musketenschuß getötet ward.

Die Königin Katharina kannte die in Rede stehende Villanella recht gut, sie wußte ferner, daß sie den Titel hattet die *Trauer eines Taubers*, und nicht die Trauer eines Turteltäubchens, aber sie hatte gewollt, daß Jedermann ihre Absicht verstünde, und sie hatte getan, als wenn sie sich irre.

Sie wußte außerdem, daß diese Villanella, welche sie zu ihrer unschuldigen Verbündeten bei dem Hasse machte, den sie gegen die Frau Admiralin hegte, nicht von Remy Belleau, sondern vielmehr von einem jungen Dichter in der Provinz war, dessen Name anfing in Paris bekannt zu werden.

Remy Belleau irrte sich nicht über die Absicht Katharinens. Indem er sich daher auch verbeugte, sagte er:

»Gnädige Frau, ich bedauere Eurer Majestät sagen zu müssen, daß diese Verse nicht von mir, sondern von einem jungen Dichter sind, den ich vor ungefähr sechs oder acht Monaten tu Bourges kennen gelernt habe, und der Jean Passerat heißt. — Ich ging nach Bourges, um den berühmten Cujas zu besuchen, für welchen man die Reise nach Bourges macht, wie man ehedem die Reise nach Rom machte, um Titus Livius zu sehen. Man hat« mir von einem hoffnungsvollen jungen Dichter gesprochen; und ich habe zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen und mich zu ihm begeben. — Nachdem ich mich ihm genannt, hat er mir einige seiner Verse hergesagt, die ich sehr schön fand, und unter andern die, von denen Eure Majestät spricht.

»Solltet Ihr dieselben etwa behalten haben, Meister Remy Belleau«, fragte Katharina, »das würde nicht allein eurem Gedächtnisse, sondern auch noch eurer wenigen Eifersucht gegen eure Kollegen Ehre machen.«

»Ich weiß nicht, wem die Ehre gebührt, daß ich diese Verse auswendig weiß, gnädige Frau, aber ich weiß sie«, antwortete Belleau, »und wenn Eure Majestät es begehrt, so kann ich sie Ihr hersagen.«

»Sagt sie, Meister Remy, sagt sie«, fuhr Katharina fort, »und wir werden Euch Beifall zollen, wie wenn sie von Euch wären.«

Remy Belleau trat, wie es Ronsard getan hatte, einen Schritt vor, und sagte, so gut als es möglich war, die folgenden Verse vor:

Mein Täubchen ist dahin,
Ich hör’ es nimmermehr,
Zu ihm möcht’ ich nun zieh’n!

Du klagest um dein Weibchen,
Auch mein Herz ist so schwer,
Verloren ist mein Täubchen!

War deine Liebe treu, —
Die meine war’s noch mehr;
Das Glück ist nun vorbei!

Durchweine deine Tage,
Du liebtest sie so sehr;
Ich teile deine Klage!

Sie hatt’ ich mir erkoren,
Die Welt dünkt mich so leer,
Seit ich sie hab’ verloren!

Möcht nun zu Grabe ziehn,
Tod, schone mich nicht mehr, —
Mein Täubchen ist dahin!

Die Versammlung klatschte zur großen Verwirrung der Frau Admiralin, die, welche Gewalt sie auch über sich hatte, nicht verhindern, konnte, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg.

Katharina bemerkte ihr Erröten und fragte sie triumphierend, in der Hoffnung sie in Verlegenheit zu setzen:

»Was sagt Ihr zu dieser Villanella, meine liebe Freundin?«

»Ich sage, daß das sehr hübsche Verse sind«, antwortete die Admiralin; »unglücklicher Weise scheint mir der Gegenstand nicht der Form zu entsprechen.«

»In wie fern?«

»Weil die Form mir tadellos, aber der Gegenstand mangelhaft scheint.«

»Mangelhaft, worin?«

»Darin, daß die Gefühle übertrieben sind, welche sie ausdrücken; freilich«, fügte die Admiralin hinzu, handelt es sich hier weder um einen Mann, noch um eine Frau, sondern um einen einfachen Vogel.«

Die Admiralin war weit davon entfernt für geistreich zu gelten. Diese mit der Lebhaftigkeit einer schnellen Entgegnung gegebene Antwort setzte daher auch die Einen in Erstaunen und ließ die Andern schweigen.

Yodelle knüpfte die Unterhaltung wieder an.

»Nun denn, Frau Admiralin«, sagte er, »ich erinnere mich eines vornehmen Herrn irgendwo in der Welt, den ich genau gekannt habe, und der, als er erfahren hatte, daß seine Dame sich das Bein gebrochen, indem sie vom Pferde fiel, und daß die Ärzte beschlossen hätten, es ihr abzunehmen, sein Haus verließ und sich vor Verzweiflung an dem ersten Baume aufhing, den er antraf, was umso unglücklicher war, als die Dante ihr Bein behielt, geheilt wurde und nur hinkte.«

»Ei nun«, erwiderte die Admiralin, »was beweist das?«

»Daß es Personen gibt, die einer großen Verzweiflung fähig sind«, sagte Yodelle.

»Oder einer großen Narrheit«, fuhr die Admiralin fort, »denn ich halte die Handlung dieses großen Herrn für ebenso närrisch, als die in der Villanella ausgedrückten Gefühle. Dieser große Herr mußte in der Tat den Verstand eines Vogels haben, um für ein gebrochenes Bein sich das Leben zu nehmen; konnte er denn nicht abwarten, bis das Bein abgenommen war, um sich zu hängen, ohne zu rechnen, daß wahrscheinlich nicht das Bein, sondern das Gesicht die Schönheit seiner Dame ausmachte? »

»Man sieht wohl, Frau Admiralin«, sagte der Cardinal von Lothringen, »daß eure große calvinistische Strenge macht, daß Ihr die zur Liebe reizende Kraft nicht kennt, die ein schönes Bein in sich enthält.«

»Wißt Ihr, meine liebe Admiralin, wen Ihr über diesen Punkt beraten müßt?« sagte Katharina.

»Nein, gnädige Frau, aber sagt, wen ich beraten soll.«

»Nun denn, Ihr müßt Herrn Peter von Bourdeilles beraten, der sich besonders darauf versteht, so besonders, daß ich überzeugt bin, er hat in seinem Buche über die galanten Damen, welches er jetzt heraus gibt, eine Menge von Geschichten über alle Beine des Hofes, von denen eine immer unterhaltender als die andere ist.«

Indem sie sich hierauf an Brantôme wandte, sagte sie: »Nun denn, Messire von Bourdeilles, sucht im Vorratskasten eures Gedächtnisses, und teilt uns daraus eine oder zwei schöne Geschichten über einige Beine eurer Bekanntschaft mit.«

Brantôme ließ sich nicht bitten.

»Der Gegenstand ist unerschöpflich«, sagte er, »und ich will Euch eine Geschichte erzählen, die ganz kürzlich einer schönen Dame meiner Bekanntschaft von höchstens vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren begegnet ist.«

Brantôme galt für den unterhaltendsten Erzähler des Hofes; Jedermann schwieg daher, um kein Wort von dem zu verlieren, was er sagen würde.

»Es gab irgendwo eine sehr schöne und rechtschaffene Dame«, begann er, »welche, da sie sehr verliebt in einen großen Herrn war, der sie zu verschmähen schien, alles tat, was sie vermochte, um ihn an sich zu ziehen, ohne daß es ihr gelang. Als sie sich aber eines Tages in der Allee eines Parkes befand und diesen großen Herrn auf sich zukommen sah, tat sie, wie wenn sie ihn nicht sähe, und unter dem Vorwande, daß das Strumpfband ihr herabfiele, ging sie etwas bei Seite, erhob ihr Füßchen und begann ihren Strumpf heraufzuziehen.

»Der vornehme Herr sah es, und da er das Füßchen sehr schön fand, verliebte er sich so sehr darein, daß dasselbe mehr bei ihm bewirkte, als es ein schönes Gesicht getan hätte, indem er sich im Stillen wohl dachte, daß das zweite ebenso wäre, und daß so schöne Grundlagen nur ein herrliches Gebäude tragen könnten.«

»Und aus dieser List ging hervor«, fuhr Herr von Brantôme fort, »daß der vornehme Herr dem Fräulein den Hof machte, welches auf diese Weise zu ihrem Zwecke gelangte, indem es von diesem Augenblicke an über ihn verfügte, wie es ihr gut dünkte.«

Der Witz ändert sich in allen Ländern, aber besonders in Frankreich; Herr von Brantôme ist der leibhaftige Witz der Zeit Franz II., Carls IX. und Heinrichs III., Etwas, das uns heutzutage kaum lächeln läßt, verursachte zu jener Zeit das lustige Gelächter des ganzen Hofes.

Die von dem Verfasser der galanten Damen erzählte Geschichte hatte daher auch den größten Beifall, sogar die Admiralin lachte darüber oder tat, als wenn sie aus vollem Halse lachte.

Ein so glücklicher Anfang ermutigte Brantôme.

»Ich habe auch«, sagte er, als das Schweigen wieder etwas hergestellt war, »von einer schönen und rechtschaffenen, und besonders sehr geistreichen und scherzhaften Dame von guter Laune sprechen hören, welche, als sie sich eines Tages ihre Strümpfe vor ihrem Kammerdiener anzog, denselben mitten in der Verrichtung fragte, indem sie ihm ihr schönes Füßchen zeigte:

»He, Johann, welchen Eindruck macht dieses Bein auf Euch? antwortet aufrichtig.«

»Und es versteht sich von selbst«, unterbrach sich Herr von Brantôme, »daß die Dame, welche den Bedienten fast mit eben so viel Aufmerksamkeit anblickte, als der Bediente sie selbst anblickte, zu wissen schien, woran sie sich darüber zu halten und nicht nötig gehabt hätte, ihn zu befragen.

»Aber der Bediente antwortete in der Meinung sich vorsichtig auszudrücken und aus Achtung für seine Gebieterin:

»Keinen, gnädige Frau.«

»Sie erhob plötzlich die Hand, und indem sie ihm eine derbe Ohrfeige gab, sagte sie:

»Genug, Ihr werdet mich niemals wieder bedienen, Ihr seid ein Erzdummkopf, mein Freund, und ich gebe Euch euern Abschied.«

»Und Johann wurde ohne Erbarmen vor die Tür geworfen.«

Wenn wir diese schönen Geschichten nicht in den Werken des Herrn von Brantôme wiederfänden, so würden wir nicht begreifen, daß sie unsere Väter belustigt hätten, aber dem ist so.

Diese zweite Geschichte erhielt daher einen noch größeren Beifall, als die erste. Das Lachen ist ansteckend, und sobald der Anfang einmal gemacht, ließ jeder Witz lautes Gelächter erschallen. Mitten unter dieser allgemeinen für alle Anwesenden beiderlei Geschlechtes unverhohlenen — für die Admiralin nervösen Lustigkeit, begann der Sire von Brantôme eine dritte Geschichte.

Was diese anbetrifft, so wollen wir nicht versuchen sie wieder zu erzählen. Diese schönen Abenteuer der galanten Damen, welche damals in Gegenwart von Königinnen sich erzählen ließen, würden heutzutage kaum Gnade vor der Schamhaftigkeit unserer unterhaltenen Dirnen finden. Wir wollen uns daher darauf beschränken zu sagen, daß bei den letzten Worten des zukünftigen Abbé von Bourdeilles Jedermann vor Lachen fast erstickte, sich gebärdete, oder sich an seinen Nachbar anklammerte, um nicht zu fallen. Lautes Geschrei erschallte von allen Seiten, Tränen strömten aus den Augen Aller, und Jedermann sagte, indem er sein Taschentuch hervornahm:

»Oh! genug, Herr von Brantôme, ich bitte, genug! genug!«

Die Frau Admiralin war wie die Andern von diesem nervösen und unwiderstehlichen Krampfe befallen worden, den man Lachen nennt, und hatte ebenfalls unter gewaltigen Zuckungen ihr Schnupftuch aus ihrer Tasche gezogen.

Nun aber ereignete es sich, daß sie mit ihrem Schnupftuch zu gleicher Zeit das Billett hervorzog, welches sie Dandelot zurückbrachte.

Nur fiel das Billett auf den Boden, während sie das Schnupftuch vor ihre Augen drückte.

Wie wir gesagt haben, befand sich der Prinz von Joinville neben der Admiralin. Immerfort lachend, sich windend und sich die Seiten haltend, sah der junge Prinz das Billett fallen.

Ein wohlriechendes, zusammengefaltetes, wie Seide zartes Billett, ein wahres Liebesbriefchen, das aus der Tasche der Admiralin fiel. Herr von Joinville hatte sein Schnupftuch wie die Anderen gezogen; er ließ es auf das Billett fallen und raffte das Billett und das Schnupftuch mit einander auf.

Nachdem er sich dann gehörig versichert, daß das eine das andere einhüllte, steckte er das Ganze in seine Tasche, indem er sich vorbehielt, das Billett zu gelegener Zeit zu lesen.

Diese gelegene Zeit war die Entfernung der Frau Admiralin.

Wie auf alle heftigen Anfälle der Lustigkeit, des Scherzes oder des Gelächters, folgten auf die lärmenden Ausbrüche der königlichen Gesellschaft einige Sekunden des Schweigens, während welcher es Mitternacht schlug.

Diese Glocke der Uhr und diese Stunde der Nacht erinnerten die Admiralin daran, daß es Zeit für sie wäre, Dandelot das Billett zurückzugeben, und in das Hôtel Coligny zurückzukehren.

Sie suchte das Billett in ihrer Tasche.

Es befand sich nicht mehr darin.

Sie suchte allmählich in allen ihren Taschen, in ihrem Geldbeutel, in ihrem Busen, alles war vergebens.

Das Billett war verschwunden.

Genommen oder verloren.

Aller Wahrscheinlichkeit nach verloren.

Die Admiralin hielt ihr Schnupftuch noch in der Hand, was ihr den Gedanken eingab, daß sie bei dem Herausziehen ihres Schnupftuches aus der Tasche das Billett hätte fallen lassen.

Sie sah auf den Boden, das Billett war nicht da.

Sie schob ihr Tabouret zurück.

Kein Billett.

Die Admiralin fühlte, daß sie die Farbe wechselte.

Herr von Joinville, der allen diesen Bewegungen folgte, vermochte sich nicht mehr zu beherrschen.

»Was habt Ihr denn, Frau Admiralin?« fragte er, »man sollte meinen, daß Ihr irgend Etwas sucht.«

»Ich, nein . . . doch . . . nichts, nichts, ich habe nichts verloren«, stammelte die Admiralin«, indem sie aufstand.

»Oh! mein Gott, liebe Freundin«, fragte Katharina, »was begegnet Euch denn, Ihr werdet bald weiß, bald rot.«

»Ich fühle mich unwohl«, sagte die Admiralin verwirrt, »und mit der Erlaubnis Eurer Majestät . . . entferne ich mich.«

Katharina begegnete dem Blicke des Herrn von Joinville, und ersah aus diesem Blicke, daß sie der Admiralin alle Freiheit lassen müßte.

»Oh! liebe Freundin«, sagte sie zu ihr, »Gott behüte mich, Euch leidend, wie Ihr seid, zurückzuhalten. Kehrt nach Haus zurück und pflegt eurer Gesundheit, die uns Allen so teuer ist-«

Halb erstickend, verneigte sich die Admiralin ohne zu antworten und entfernte sich. Mit ihr gingen Ronsard, Baïllif, Damat, Yodelle, Thiard und Belleau, welche sie, immer in ihren Taschen suchend, bis nach ihrer Sänfte begleiteten.

Als die sechs Dichter hierauf die Träger den Weg nach dem Hôtel Coligny hatten einschlagen sehen, erreichten sie die Quais, und begaben sich von Rhetorik und Philosophie plaudernd, nach der Straße des Fossés Saint-Victor, in welcher sich das Haus Baìllif's, eine Art von vorläufiger Akademie befand, wo die Dichter sich an gewissen Tagen oder vielmehr zu gewissen Nächten versammelten, um über Dichtkunst oder jeden andern literarischen oder philosophischen Gegenstand zu verhandeln.

Lassen wir sie gehen, denn sie entfernen sich von dem Faden, der uns in das Labyrinth der politischen und Liebes-Intriguen führt, in welchen wir bei der Rückkehr in die Gemächer Katharinens verwickelt sind.

XI.

Mars und Venus.

Kaum hatte sich die Admiralin entfernt, als Jedermann in der Ahnung, daß sich irgend etwas Ungewöhnliches zugetragen hätte, ausrief:

»Aber was hatte denn die Frau Admiralin?«

»Fragt Herrn von Joinville«, antwortete die Königin Mutter.

»Wie, Euch?« fragte der Cardinal von Lothringen.

»Sprecht, Prinz, sprecht!« riefen alle Frauen aus.

»Meiner Treue, meine Damen«, antwortete der Prinz, »ich weiß noch nicht, was ich Euch sagen soll, aber«, fügte er hinzu, indem er das Billett aus seiner Tasche zog, »hier ist Etwas, das für mich sprechen wird.«

»Ein Billett!« rief man von allen Seiten aus.

»Ein noch warmes, duftendes, geglättetes und aus welcher Tasche gefallenes Billett?«

»Ob, Prinz!«

»Erratet.«

»Nein, sagt es lieber gleich.«

»Aus der Tasche unserer strengen Feindin, der Frau Admiralin.«

»Ah«, sagte Katharina, »darum gabt Ihr mir also einen Wink sie gehen zu lassen.«

»Ja, ich gestehe meine Neugierde, es drängte mich zu wissen, was dieses Billett enthielte.«

»Und was enthält es?« fragte Katharina.

»Ich habe geglaubt, daß es gegen die Eurer Majestät schuldige Ehrerbietung wäre, dieses kostbare Billett früher als Sie zu lesen.«

»Dann gebt es, Prinz.«

Und Herr von Joinville überreichte mit einer ehrerbietigen Verneigung der Königin Mutter den Brief.

Man drängte sich um Katharina herum, die Neugierde siegte über die Ehrfurcht.



Katharina de Médicis.

»Meine Damen«, sagte Katharina, »es ist möglich, daß dieser Brief irgend ein Familiengeheimnis enthält, laßt mich ihn zuerst allein lesen, und ich verspreche Euch, daß, wenn er laut gelesen werden kann, es eine Freude ist, deren ich Euch nicht berauben werde.«

Man entfernte sich von Katharinen; durch diese Absonderung konnte die Königin Mutter sich einem Armleuchter nähern und das Billett lesen.

Herr von Joinville folgte gespannt den Bewegungen der Züge Katharinens, und als diese geendigt hatte, sagte er:

»Meine Damen, die Königin wird lesen.«

»Wahrlich, Prinz«, sagte Katharina, »ich finde, daß Ihr Euch etwas sehr eilt. Ich weiß nicht, ob ich Euch so die Liebesgeheimnisse meiner guten Freundin, der Frau Admiralin, Preis geben kann.«

»Es ist also wirklich ein Liebesbrief?« fragte der Cardinal von Lothringen.

»Bei meiner Treue!« sagte die Königin, »Ihr werdet selbst darüber urteilen, denn ich für mein Teil glaube falsch gelesen zu haben.«

»Und darum werdet Ihr ihn nochmals lesen, nicht wahr, gnädige Frau?« sagte der Prinz von Joinville ungeduldig.

»Hört«, sagte Katharina.

Es entstand eine außerordentliche Stille, in welcher man nicht einen einzigen Atemzug hörte, obgleich wenigstens fünfzehn Personen anwesend waren.

Die Königin las:

»Verfehlt nicht Euch um ein Uhr nach Mitternacht in das Zimmer der Metamorphosen zu begeben. Das Zimmer, in welchem wir gestern die Nacht zugebracht haben, befindet sich den Gemächern der beiden Königinnen zu nahe, und die Furcht, welche ich hatte, sie zu wecken, machte mich unruhig. Unsere Vertraute, deren Treue Ihr kennt, wird Sorge tragen, die Tür offen zu halten.«

Es fand nur ein Ausruf des Erstaunens statt.

Es war ein Rendezvous, ein ganz förmliches Rendezvous, ein der Admiralin gegebenes Rendezvous, da dieses Billett aus der Tasche der Admiralin gefallen war.

Der Besuch, den die Admiralin der Königin Katharina abgestattet hatte, war also nur ein Vorwand, um in den Louvre einzutreten, und da Dandelot die Wache hatte, so würde die Admiralin, welche ohne Zweifel auf ihren Schwager rechnen konnte, es verlassen, wann sie wollte.

Nun, wer konnte der Mann sein, der dieses verlangte? Man führte alle Freunde der Admiralin nacheinander an, aber Frau von Coligny führte ein so eingezogenes Leben, daß man nicht wußte, bei welchem man stehen bleiben sollte.

Man kam sogar darauf, Dandelot selbst zu beargwöhnen, so leichtfertig war der Verdacht an diesem lasterhaften Hofe.

»Aber«, sagte der Marschall von Saint-André »es gibt ein sehr einfaches Mittel den Liebhaber kennen zu lernen.«

»Welches?« fragte man von allen Seiten.

»Das Rendezvous ist für heute Nacht?«

»Ja«, sagte Katharina.

»Ja dem Zimmer der Metamorphosen?«

»Ja.«

»Nun denn, es besteht darin, für die Liebenden das zu tun, was die Götter des Olymps für Mars und Venus taten.«

»Sie während ihres Schlummers zu besuchen!« rief Herr von Joinville aus.

Die Damen blickten sich einander an, sie brannten vor Begierde den Vorschlag durch einstimmigen Beifall anzunehmen, aber sie wagten nicht diese Begierde zu gestehen.

»So wahr Gott lebt, das ist ein göttlicher Einfall!« rief Herr de la Roche-sur-Yon aus, »und ich gebe ihm von ganzem Herzen meinen Beifall.«

Diese Billigung zog alle Anderen nach sich.

Es war halb Eins, man mußte also eine halbe Stunde warten, und bei dem Lästern seines Nächsten verfließt eine halbe Stunde so schnell.

Man lästerte über die Admiralin, man schilderte sich im Voraus die Bestürzung des nach einer ungestörten Freude verlangenden Mannes und die halbe Stunde verfloß.

Aber Niemand war mehr als Katharina über den herrlichen Einfall entzückt, ihre liebe Freundin, die Admiralin, auf der Tat zu ertappen.

Es schlug sein Uhr.

Jedermann klatschte in die Hände, so ungeduldig ward diese Stunde erwartet.

»Laßt uns gehen!« sagte der Prinz von Joinville, »auf den Weg!«

Aber der Marschall von Saint-André hielt ihn zurück.

»Oh, die unbesonnene Jugend!« sagte er.

»Habt Ihr noch irgend eine Bemerkung zu machen?« sagte Herr de la Roche-sur-Yon.

»Ja«, sagte der Marschall.

»In diesem Falle laßt uns sie hören«, begann Katharina wieder, »und aufmerksam, unser Freund, der Herr Marschall, hat eine große Erfahrung in allen Dingen und besonders in derartigen Angelegenheiten.«

»Nun denn«, sagte der Marschall, »hört, was ich sagen wollte, um die Ungeduld meines Schwiegersohnes, des Herrn von Joinville, zu mäßigen. Es ereignet sich nämlich zuweilen, daß man sich nicht zu der bestimmten Stunde bei einem Rendezvous einfindet, und daß, wenn wir zu früh ankämen, unser Plan Gefahr liefe zu scheitern.«

Man ergab sich in diesen vorsichtigen Rat des Marschalls von Saint-André und Jeder gab mit der Königin Katharina zu, daß er in derartigen Dingen die Schule durchgemacht hätte.

Es wurde daher verabredet, daß man noch eine halbe Stunde warten sollte; die halbe Stunde verfloß.

Aber nun war die Ungeduld so groß geworden, daß, welche Bemerkungen der Marschall von Saint-André auch hätte machen können, sie nicht gehört worden wären.

Er wagte daher auch keine, weil er entweder ihre Nutzlosigkeit einsah, oder meinte, daß die Stunde wirklich herbeigekommen wäre, um das Unternehmen zu versuchen.

Es wurde verabredet, daß die Königin Mutter in ihrem Schlafzimmer bliebe, wo der Prinz von Joinville ihr Bericht über alles das abstatten sollte, was sich zugetragen haben würde. Hierauf gab man das Signal zum Aufbruch.

Man beschloß sich heimlicherweise auf den Weg zu begeben und sich Einer nach dem Andern geräuschlos und in der Dunkelheit hinzuschleichen.

Da nun alle Formalitäten verabredet waren, nahm jedes der Mitglieder der Procession einen Leuchter in die Hand. Der junge Herzog von Montpensier und der Prinz de la Roche-sur-Yon nahmen deren zwei, und die Gesellschaft schlug mit Herrn von Guise an der Spitze feierlich den Weg nach dem Saale der Metamorphosen ein.

An der Tür angelangt, hielt die Procession an und Jeder drückte das Ohr an das Schloß.

Nicht das geringste Geräusch ließ sich hören.

Man erinnerte sich, daß man auf dieser Seite von dem Saale der Metamorphosen durch ein Vorzimmer getrennt wäre.

Der Marschall von Saint-André wollte vorsichtig die Tür dieses Zimmers öffnen, aber die Tür widerstand.

»Den Teufel!« äußerte er, »daran hatten wir nicht gedacht, die Tür ist von innen verschlossen.«

»Schlagen wir sie ein!« sagten die jungen Prinzen.

»Sachte, meine Herren«, sagte der Cardinal von Lothringen, »wir sind im Louvre.«

»Ich gebe es zu«, antwortete der Prinz de la Roche-sur-Yon, »aber wir gehören zum Louvre.«

»Meine Herren! meine Herren!« begann der Cardinal von neuem, »Ihr wollt einen Skandal beweisen, laßt uns ihn nicht durch einen anderen rechtfertigen.«

»Das ist wahr«, sagte Brantôme, »und der Rat ist gut; ich habe eine schöne und rechtschaffene Dame gekannt . . . «

»Herr von Brantôme«, sagte der Prinz von Joinville lachend, »wir bilden in diesem Augenblicke eine Geschichte, aber erzählen keine. Findet uns ein Mittel einzutreten und das wird ein Kapitel mehr sein, um es euren galanten Damen hinzuzufügen.«

»Wohlan«, sagte Herr von Brantôme, »macht es wie man es bei dem Könige macht: kratzt leise an die Tür, und vielleicht wird man Euch aufmachen.«

»Herr von Brantôme hat Recht«, sagte der Prinz von Joinville, »kratzt, Schwiegervater, kratzt!«

Der Marschall von Saint-André- kratzte.

Ein Bedienter, welcher in dem Vorzimmer wachte oder vielmehr schlief und der nichts von dem so eben von uns berichteten Gespräche gehört hatte, welches außerdem leise stattgefunden, erwachte, und in der Meinung, daß es La Noue wäre, welche Fräulein von Saint-André abzuholen käme, wie es ihre Gewohnheit war, öffnete leise die Tür und fragte, sich die Augen reibend:

»Was gibt es?«

Der Cardinal von Lothringen und der Marschall von Saint-André traten auf jeder Seite der Tür zurück und der Kammerdiener befand sich Herrn von Guise gegenüber.

Als der Kammerdiener diese ganze Procession, alle diese Kerzen, alle diese großen Herren, alle diese Damen, alle diese Augen, welche lachten, alle diese Lippen sah, welche spotteten, begann er an eine Überraschung zu glauben und versuchte seine Tür wieder zu verschließen. Aber der Herzog von Guise hatte als wahrer Städte-Eroberer, der er war, bereits einen Fuß in das Vorzimmer gesetzt und die Tür stieß gegen das Leder seines Stiefels, als sie sich wieder verschließen wollte.

Der Kammerdiener fuhr fort aus allen seinen Kräften gegen die Tür zu drücken.

»Heda! Schurke«, sagte der Herzog, »öffne uns diese Tür!«

»Aber, gnädiger Herr«, sagte der arme Teufel ganz zitternd, als er den Herzog erkannte, »ich habe strenge Befehle . . . «

»Ich kenne deine Befehle, aber ich kenne auch das Geheimnis der Sache, welche sich hier zuträgt, und diese Herren wie ich wollen für den Dienst des Königs und mit seiner Zustimmung hier eintreten.«

Er hätte hinzufügen können: diese Damen, denn fünf oder sechs neugierige und unter ihren Mänteln lachende Frauen folgten der Procession.

Der Kammerdiener, welcher wie Jedermann die Herrschaft des Herrn Herzogs von Guise über den ganzen Hof kannte, bildete sich in der Tat ein, daß es sich um zwischen ihm und dem Könige verabredete Dinge handelte; er öffnete zuerst die Tür des Vorzimmers, dann des Saales der Metamorphosen, indem er sich auf den Fußzehen erhob, um irgend etwas von dem Auftritte zu erspähen, der sich zutragen würde.

Es war kein Eintritt, es war ein Einbruch. Der Strom stürzte sich in das Zimmer wie eine Flut und Jeder eilte nach dem Bette, das sich in weniger als einem Augenblicke von allen Seiten umringt befand.

In der ersten Reihe zur Rechten und zur Linken des Bettes befanden sich der Marschall von Saint-André und der Prinz von Joinville.

Die silberne Lampe verbreitete ihren Schein über ein bezauberndes Bild, welches die von den Neugekommenen mitgebrachten Kerzen bald von allen Seiten erleuchteten.

Der König und Fräulein von Saint-André lagen süß entschlummert in zärtlicher Umarmung bei einander.

Das Geräusch, welches alle diese jungen Herren und alle diese schönen Damen gemacht hatten, indem sie den Thron umringten, auf welchem sie lagen, hatte weder den König noch seine Geliebte erweckt.

Wenn der Cardinal von Lothringen mit den Anderen eingetreten wäre, statt vor der Tür zu bleiben, so hätte er ohne Zweifel allen diesen bestürzten und ihre Überraschung durch verschiedene Gebärden an den Tag legenden Zuschauern den

Rat gegeben, ihren Atem anzuhalten und sich schweigend und auf den Fußzehen zurückzuziehen.

Aber er war nicht da und wäre er außerdem auch da gewesen, so hätte er dennoch vielleicht nicht den Ausruf der Bestürzung aufzuhalten vermocht, welcher dem Munde des Marschalls von Saint-André entschlüpfte und den Armleuchter, der aus der Hand des Herrn von Joinville fiel und ganz brennend unter das Bett rollte, wo Herr von Condé, um die Gefahr einer Feuersbrunst zu verhindern« sich beeilte ihn auszulöschen.

Bei diesem doppelten Geräusche erwachte Fräulein von Saint-André, rieb sich die Augen und erkannte durch den Strom von Licht, der sie blendete, auf der einen Seite des Lagers ihren Vater und aus der anderen ihren Verlobten.

Ohne Zweifel glaubte sie anfangs zu träumen. Als sie aber ihren schönen Arm ausgestreckt hatte, um das zu berühren, was sie für eine Täuschung ihres Gesichts hielt, fühlte sie ihren Arm mit Heftigkeit zurückgestoßen. Alles war also Wirklichkeit: diese Lichte, ihr Vater, ihr Verlobter, alle diese Herren, alle diese Damen, kurz diese ganze Menge, welche ihr Lager umgab.

Sie stieß einen Schrei aus und verbarg sich an der Brust des Königs, indem sie ausrief:

»Oh! Sire, seht doch, wir sind verraten!«

Der König schlug die Augen auf, zweifelte anfangs gleichfalls, bevor er endlich zu der Gewißheit gelangte und alles diese Leute um sich herum erblickend, richtete er sich auf seinem Sitze auf und mit einem ohne Zweifel durch die Lage eingeflößten Mute, denn dieser Mut lag weder in seinem Charakter noch in seinen Gewohnheiten, sagte er:

»Was bedeutet dieser sonderbare Scherz, meine Herren, und was wollt Ihr hier? . . . Wißt Ihr nicht, daß man seinen Kopf oder wenigstens seine Freiheit wagt, wenn man die Schwelle eines Zimmers übertritt, dessen Zugang ein Befehl des Königs für Jedermann untersagt hat?«

Es war der Herr Marschall von Saint-André welcher, während Alle sich entfernten, allein auf seiner Stelle stehen blieb und antwortete:

»Sire, ich habe die Ehre Ew. Majestät zu schwören, daß ich, wie alle die Personen, die mich umgeben, von eurer Gegenwart in diesem Saale nichts wußte. Ich habe diese Herren gebeten mich hierher zu begleiten, weil ich hoffte, sie zu Zeugen eines ganz anderen Schauspieles als dessen zu machen, welches sie gefunden haben, und nicht darauf rechnete, daß meine Tochter die zweite Person sein würde. Glaubt, Sire, daß, wenn ich die Ehre erwartet hätte, welche Ew. Majestät über meine Familie verbreitet, ich die Achtung und besonders das Schamgefühl gehabt haben würde, Niemand zum Vertrauten oder zum Zeugen zu nehmen.«

Und nach diesen, in einem ziemlich bitteren Tone ausgesprochenen Worten entfernte sich der Marschall von Saint-André, von den anderen Zuschauern gefolgt, denen der König mit befehlendem Finger die Tür zeigte.

Das Ende dieses bei seinem Anfange so lichtvollen und so lärmenden Auftrittes war in dem Schweigen und in der Dunkelheit erloschen.

Plötzlich brach das Schluchzen des Fräuleins von Saint-André aus.

Der König versuchte sie zu trösten, aber sie unterbrach ihn:

»Oh! Sire«, rief sie aus, »was wird aus mir werden! Verloren, entehrt in den Augen des ganzen Hofes, bleibt mir, da ich keinen Mann von einiger Scham mehr heiraten kann, keine andere Zuflucht mehr übrig, als das Kloster.«

Aber der König, welcher lächelnd die beiden schönen Hände, mit denen sie ihr Gesicht bedeckte und nach den Händen die Haare zurückschlug, tröstete sie allmählich durch das Beispiel der Diana von Poitiers und der Frau von Grampes, welche seit vierzig Jahren die wahren Königinnen von Frankreich waren, indem sie mit dem Scepter spielten und ihren Hof, ihre Minister, ihre Dichter hatten. Was Franz I. für die Eine und Heinrich II. für die Andere getan, würde Franz II. und noch weit mehr für Fräulein von Saint-André tun, und das umso leichter, als die Angelegenheiten Schottlands veranlassen könnten daß Maria Stuart in Kürze in ihr Reich zurückgerufen würde. Charlotte von Saint-André würde daher, mit Ausnahme der Krönung, die einzige und alleinige Königin sein. Dann wurden alle diese Versprechungen mit Liebkosungen, mit Küssen, mit Schwüren untermischt, welche allmählich die Tränen in den Augen trockneten, und die Klagen in dem Munde des Fräuleins von Saint-André verstummten. Sie hatte sich dem Ziele, nach welchem sie sich bei weitem mehr sehnte, nämlich, statt Gattin des Herrn von Joinville, die erklärte Maitresse des Königs zu werden, mit einem unermeßlichen Sprunge genähert; von dem Punkte aus, zu welchem sie gelangt war, sah sie dunkel in einer glänzenden Ferne die Diamanten der königlichen Krone. Ein Schwindel bemächtigte sich ihrer und in Gedanken streckte sie die Hand nach dieser Krone aus. Der zärtliche, leidenschaftlich verliebte, junge König hielt diese ehrgeizige kleine Hand zurück und bedeckte sie mit Küssen. Dann streckte sich die Hand unter den Kopf des Königs und das junge Mädchen flüsterte mit einer leidenschaftlichen Umarmung:

»Oh! Sire, wenn ich sicher wäre, daß Ihr mir Wort hieltet . . . «

»Charlotte«, flüsterte nun auch der König in einem jener Momente, in denen man die Krone verspricht und sein Leben hingeben würde, »ich schwöre Dir, so wahr ich ein Edelmann hin, was nach der Aussage meines Großvaters, dessen Namen ich führe, der heiligste Schwur für einen König von Frankreich ist, ich schwöre Dir, so wahr ich ein Edelmann bin, daß so lange Maria Stuart lebt, Du meine Geliebte bist, daß, wenn die Königin gestorben, Du meine Frau wirst.«

»Oh!« flüsterte das junge Mädchen, indem sie die Augen schloß und stumm und regungslos in den Armen ihres Geliebten blieb, wie wenn sie ohnmächtig würde.

Zehn Minuten nachher trat La Noue ein. Man ließ den unglücklichen Kammerdiener suchen, der die Tür aufgemacht hatte. Aber er hatte von der Höhe seiner Fußzehen gesehen, was sich zugetragen, und in der Furcht wie Gallus in einen Hahn verwandelt zu werden, oder daß ihm vielleicht noch Schlimmeres

begegnen möchte, war er verschwunden und man hörte nicht wieder von ihm sprechen.

Der König kehrte in seine Gemächer zurück und La Noue führte Fräulein von Saint-André in die ihrigen.

Sagen wir, um diese mythologische Welt, in welcher wir seit vier bis fünf Kapiteln leben, würdig zu verlassen, sagen wir, daß die Augen des Fräuleins von Saint-André funkelten, als sie den Saal der Metamorphosen verließ, aber nicht mehr wie die der jungen Venus, welche Adonis erwartete, als sie Mars verließ, sondern wie die der Danaë der Tapete, welche sich in dem Goldregen badete.

Dritter Teil.

I.

Herr von Joinville ist gezwungen, sein Mißgeschick zu erzählen.

»Ich glaube, gnädiger Herr«, sagte Robert Stuart, indem er zuerst aus seinem Verstecke hervortrat, »daß Ihr keine große Ursache habt mit Seiner Majestät zufrieden zu sein, und daß, wenn Seine Majestät Euch jetzt nicht die Begnadigung Anne Dubourg's bewilligte, Ihr gegen meinen Plan keine so starken Gründe mehr haben würdet.«

Ihr irrt Euch, mein Herr,s sagte der Prinz von Condé, indem er auf der entgegengesetzten Seite hervorkroch und sich wieder auf seine Beine erhob; hätte er mich auch noch weit schwerer beleidigt, so ist der König immer der König, und ich vermöchte nicht an dem Oberhaupte der Nation eine persönliche Beleidigung zu rächen.«

»Was sich so eben zugetragen, ändert dann durchaus nicht die Verpflichtung, die Ihr gegen mich eingegangen seid, gnädiger Herr.«

»Ich habe Euch versprochen, die Begnadigung des Rates Anne Dubourg bei dem Leder des Königs zu verlangen. — Ich werde heute Morgen um acht Uhr im Louvre sein und dort diese Begnadigung verlangen.«

»Offenherzig, gnädiger Herr«, sagte Robert Stuart, »glaubt Ihr immer noch, daß sie Euch bewilligt wird?«

»Mein Herr«, antwortete der Prinz von Condé mit hoher Würde, »seid überzeugt, daß ich mir nicht die Mühe geben würde, diese Begnadigung zu verlangen, wenn ich; nicht so ziemlich gewiß wäre sie zu erlangen.«

»Es sei«, murmelte Robert Stuart mit einer Gebärde, welche andeutet, daß er nicht dasselbe Vertrauen hätte, »in einigen Stunden wird es Tag sein und wir werden wohl sehen.«

»Jetzt, mein Herr«, sagte der Prinz, indem er nur sich blickte und sich vergebens Rechenschaft über den Auftritt abzulegen suchte, dessen Zeuge er und sein Begleiter gewesen waren, »handelt es sich darum, uns schnell und vorsichtig von dannen zu schleichen. — Durch eure beiden Schreiben und die etwas ungewöhnliche Art, mit welcher Ihr sie habt an ihre Adresse gelangen lassen, sind die Thore des Louvre bewacht, wie wenn sie belagert wären und ich glaube, daß es Euch, besonders in der Uniform, welche Ihr tragt, schwer werden würde vor morgen Früh von hier fort zu kommen. Ich bitte Euch daher zu bemerken, daß ich Euch und euren Freund, der Euch die Uniform geliehen, auf einem ziemlich mißlichen Handel herausziehe, wenn ich Euch mitnehme.

»Gnädiger Herr, ich vergesse niemals weder das Gute, noch das Böse.«

»Wenn ich Euch das bemerklich mache«, fuhr der Prinz von Condé fort, »so glaubt, daß es keineswegs deshalb geschieht, um eurer Dankbarkeit zu gebieten, sondern um Euch die Rechtschaffenheit meiner Absichten zu beweisen, und Euch dadurch das Beispiel zu geben. Denn Ihr werdet gestehen, daß es mir hinreichen würde, Euch hier zu verlassen, um meines Schwures entbunden zu sein, ohne dagegen gefrevelt zu haben.«

»Ich kenne die Biederkeit des Herrn Prinzen von Condé«, antwortete der junge Mann mit einer gewissen Rührung, »und ich glaube, daß er die meinige nicht zu bereuen haben wird, von heute an bin ich Euch mit Leib und Seele ergeben. Erlangt die Begnadigung meines Vaters und Ihr werdet keinen Diener haben, der mehr als ich bereit ist für Euch zu sterben.«

»Ich glaube Euch, mein Herr«, antwortete der Prinz von Condé, »und obgleich die Ursache unseres Zusammentreffens und die Art, wie wir uns getroffen haben, höchst sonderbar sind, will ich Euch doch nicht verhehlen, daß ich wegen des Grundes, der sie Euch ausführen ließ, für eure Handlung selbst, so strafbar sie auch in den Augen jedes rechtschaffenen Mannes sein mag, eine gewisse Nachsicht habe, die fast bis zur Sympathie geht. Nur habe ich nötig, daß Ihr mir Eines sagt, nämlich wie es kommt, daß Ihr einen schottischen Namen führt und daß der Rat Anne Dubourg euer Vater ist.«

»Das ist, gnädiger Herr, wie alle Liebesgeschichten, sehr einfach. Vor zweiundzwanzig Jahren machte der Rat Anne Dubourg, der damals achtundzwanzig Jahre alt war. eine Reise nach Schottland, um seinen Freund John Knox zu besuchen. Er lernte dort ein junges Mädchen von Lothean kennen, das war meine Mutter. Erst bei seiner Rückkehr nach Paris erfuhr er, daß dieses junge Mädchen schwanger wäre. Er hatte niemals an ihrer Tugend gezweifelt, so daß er das Kind, welches sie aus die Welt setzte, für seinen Sohn hielt, und ihn John Knox anempfahl.

»Das Kind war ich, gnädiger Herr, der von John Knox erzogene Sohn Anne Dubourg's; verwundert Euch daher nicht mehr, daß ich die katholische Religion hasse und daß ich für die Könige nur eine von ihren Handlungen abhängende Achtung habe.«

»Es ist gut, mein Herr«, sagte der Prinz von Condé, »ich weiß, was ich wissen wollte. Beschäftigen wir uns jetzt damit, von hier fortzukommen.«

Der Prinz ging voran und öffnete die Tür des Saales der Metamorphosen ein wenig. Der Korridor war wieder dunkel und einsam geworden, sie betreten ihn daher mit einer gewissen Sicherheit. An dem Thore des Louvre angelangt, wars der Prinz seinen Mantel über die Schultern des Schotten und ließ Dandelot rufen.

Dandelot kam.

Mit wenig Worten setzte ihn der Prinz von dem in Kenntnis, was sich zugetragen hatte, aber nur zwischen dem Könige, dem Fräulein von Saint-André und den

unglückseligen Besuchern, welche sie aus ihrem Schlummer geweckt hatten. Von Robert Stuart wurde nichts Anderes gesagt, als folgende Worte:

»Der Herr ist mit mir.«

Dandelot sah die Notwendigkeit ein, welche für Condé darin lag, sich auf das Schnellste aus dem Louvre zu entfernen. Er ließ eine geheime Pforte öffnen und der Prinz mit seinem Begleiter befand sich draußen.

Der Eine wie der Andere erreichten eiligst den Fluß; ohne ein einziges Wort auszuwechseln, was bewies, daß sie Beide die Gefahr, der sie entgangen waren, in ihrer Größe einsahen.

An dem Ufer angelangt, fragte der Prinz von Condé den Schatten, wohin er gehe.

»Zur Rechten, gnädiger Herr«, antwortete dieser.

»Und ich zur Linken«, sagte der Prinz. »Findet Euch heute Abend um zehn Uhr vor Saint-Germain-l'Auxerrois ein, ich werde Euch hoffentlich angenehme Nachrichten mitzuteilen haben.«

»Ich danke, gnädiger Herr«, sagte der junge Mann, sich ehrerbietig verneigend, »und erlaubt mir Euch zu wiederholen, daß ich Euch von dieser Stunde an mit Leib und Seele ergeben bin.«

Und Jeder ging nach seiner Richtung.

Es schlug drei Uhr.

Gerade zur selben Stunde wurde der Prinz von Joinville in das Schlafzimmer der Katharina von Medici eingeführt.

Warum betrat der junge Prinz so sehr gegen seinen Willen, zu einer solchen Stunde das Zimmer der Königin Mutter, und mit welchem Rechte maßte sich der Neffe die Vorrechte des Onkels an?

Wir wollen es sagen.

Der arme Prinz kam nicht aus freiem Willen und mit vergnügtem Herzen dorthin.

Sehen wir in der Tat, was sich zugetragen hatte.

Man wird sich erinnern, daß die Königin Mutter in ihrem Zimmer geblieben war, indem sie anzeigte, daß sie sich zu Bette legen und erwarten wollte, daß der Prinz von Joinville, der erste Anstifter des ganzen Skandals, ihr das melden würde, was sich zugetragen hätte.

Was sich zugetragen hatte, wissen wir.

Nun aber war der Prinz von Joinville, ganz bestürzt über das, was er gesehen hatte, weniger als irgend Jemand geneigt, sich zum Erzähler einer Katastrophe zu machen, bei welcher seine eheliche Ehre, selbst bevor er noch verheiratet war, eine so traurige Rolle spielte.

Ohne das gegebene Versprechen vergessen zu haben, hatte der Prinz von Joinville daher auch durchaus keine Eile es zu erfüllen.

Aber Katharina war nicht ebenso unbekümmert in Bezug auf das unbekannte Geheimnis Sie hatte sich von ihren Kammerfrauen auskleiden lassen, und nach

allen jenen kleinlichen Umständen der Nachttoilette, deren Sklavin sie so besonders war, hatte sie sich zu Bett gelegt, ihre Leute mit Ausnahme ihrer vertrauten Kammerfrau verabschiedet und gewartet.

Es hatte zwei Uhr Morgens geschlagen, es war noch; keine Zeit verloren und sie hatte Geduld.

Dann schlug es ein Viertel auf Drei, dann halb Drei, dann drei Viertel auf Drei.

Nun, da sie weder den Onkel noch den Neffen erscheinen sah, hatte sie die Geduld verloren, ihrer Kammerfrau gepfiffen (die Erfindung der Schellen schreibt sich erst von Frau von Maintenon her) und den Befehl gegeben, daß man den Prinzen von Joinville aufsuche und ihn tot oder lebendig herführe.

Man hatte den Prinzen in großer Beratung mit dem Herzog Franz von Guise und dem Cardinal von Lothringen gefunden.

Es versteht sich von selbst, daß der Familienrat entschied, daß eine Verheiratung zwischen dem Prinzen von Joinville und dem Fräulein von Saint-André durchaus unmöglich geworden wäre.

Dem von der Königin Mutter gegebenen Befehle, zu ihr zu kommen, hatte er nicht ausweichen können.

Der Prinz von Joinville war mit gesenktem Kopfe ausgebrochen und mit noch mehr gesenktem Kopfe kam er an.

Was den Herzog von Montpensier und den Prinzen de la Roche-sur-Yon anbelangt, so hatten sie sich unterwegs davongeschlichen.

Wir werden späterhin sehen, in welcher Absicht.

Jede Minute steigerte die Ungeduld Katharinens. Wenn die späte Stunde ihr den Schlaf gebot, so hielt sie der Gedanke wach, daß sie irgend ein Abenteuer zur Beschämung ihrer guten Freundin, der Frau Admiralin, erfahren würde.

Sobald sie die Tür ausgehen hörte, rief sie aus:

»Ist er es endlich?«

Sobald sie den jungen Mann erblickte, rief sie ihm mit ziemlich barscher Stimme zu:

»He! kommt doch, Herr von Joinville, ich erwarte Euch seit einer Stunde.«

Der Prinz näherte sich dem Bette, indem er eine Entschuldigung stammelte, von der Katharina nur folgende Worte verstehen konnte:

»Möge Ew. Majestät mir verzeihen . . . «

»Ich werde Euch nur dann verzeihen, Monsou von Joinville«, sagte die Königin Mutter mit ihrem florentinischen Akzent, »wenn eure Erzählung mich ebenso sehr belustigt, als eure Abwesenheit mich gelangweilt hat. Nehmt ein Tabouret und seht Euch an mein Bett. Ich sehe aus eurer Miene, daß sich dort außerordentliche Dinge zugetragen haben.«

»Ja«, murmelte der Prinz, »in der Tat, sehr außerordentliche, die zu erwarten wir weit entfernt waren.«

»Um so besser, um so besser«, rief die Königin sich die Hände reibend aus. »Erzählt mir diese Dinge und ohne einen einzigen Umstand auszulassen Es ist lange her, daß ich keinen ähnlichen Gegenstand der Lustigkeit gehabt habe. Ach! Herr von Joinville, man lacht am Hofe nicht mehr.«

»Das ist wahr«, antwortete dieser mit finsterer Miene.

»Nun denn! wenn die Gelegenheit sich bietet, steh ein wenig zu belustigen, so muß man ihr deshalb entgegeneilen, statt sie entwischen zu lassen. Fangt also eure Geschichte an, Monsou von Joinville, ich höre Euch aufmerksam zu und verspreche Euch kein Wort davon zu verlieren.«

Und Katharina legte sich in der Tat wie eine Frau in ihrem Bette zurecht, die es sich im Voraus bequem macht, um durch Nichts in dem Vergnügen gestört zu werden, welches sie genießen will.

Hierauf wartete sie.

Aber die Erzählung war für Monsou von Joinville, wie Katharina sagte, schwer anzufangen, Herr von Joinville blieb daher auch stumm.

Die Königin Mutter glaubte anfangs, daß der junge Mann seine Ideen sammle; als sie aber sah, daß das Schweigen fortdauerte, streckte sie ihren Kopf vor, ohne den übrigen Teil des Körpers zu bewegen, und warf einen unbeschreiblichen fragenden Blick auf ihn.

»Nun denn?« fragte sie.

»Ich gestehe Euch, gnädige Frau«, antwortete der Prinz; »daß meine Verlegenheit groß ist.«

»Eure Verlegenheit? — Warum?«

»Um Eurer Majestät das zu erzählen, was ich gesehen habe.«

»Was habt Ihr denn gesehen, Monsou von Joinville? Ich gestehe Euch, daß Ihr mich vor Neugierde außer mich bringt. Ich habe freilich gewartet«, fuhr Katharina, sich ihre schönen Hände reibend, fort, »aber es scheint, dass ich nichts dabei verloren habe zu warten. Laßt hören! — Ab! es war also wirklich für heute Abend, denn Ihr werdet Euch erinnern, lieber Monsou von Joinville, daß das Billett, welches Ihr mir gegeben habt, wohl *heute Abend* sagte, aber es hatte kein Datum.«

»Es war wirklich für heute Abend, ja, gnädige Frau.«

»So daß sie in dem Saale der Metamorphosen waren?«

»Sie befanden sich darin.«

»Und was sangen meine hübschen Liebesvögel?«

»Sie sangen nicht, gnädige Frau, sie schliefen.«

»Wie, sie schliefen? In der Tat, mein lieber Monsou von Joinville, die Schlafzimmer sind gemacht, um sich zu Bett zu legen, und die Betten, um zu schlafen. — Ihr habt sie also eingeschlafen gefunden?«

»Ja, gnädige Frau.«

»Beide?«

»Beide.«

»Immer Mars und Venus. — Aber sagt mir, ich weiß wer gekommen war, aber Mars?

»Mars, gnädige Frau?«

»Ja, Mars. — Ich weiß nicht wer Mars war.«

»In Wahrheit, gnädige Frau, ich weiß nicht ob ich Euch sagen darf . . . «

»Wie! Ihr wißt nicht, ob Ihr mir sagen dürft . . . Ich glaube wohl,daß Ihr es dürft, und wenn Ihr Bedenklichkeiten habt, so hebe ich sie. — Sehen wir den? Mars, — ist er groß oder klein?«

»Von mittlerer Größe, gnädige Frau.«

»Jung oder alt?«

»Jung.«

»Gut gebaut?«

»Zuverlässig, gut gebaut.«

»Ohne Zweifel vom Stande?«

»Vom ersten Stande.«

»Oh, oh! was sagt Ihr mir da, Monsou von Joinville?« äußerte die Königin Mutter, indem sie sich auf richtete.

»Die Wahrheit, gnädige Frau.«

»Wie, es ist nicht irgend ein blinder und unwissender Page, der begierig . . . «

»Es ist kein Page.«

»Und dieser kühne junge Mann«, fragte Katharina, welche dem Verlangen zu spotten nicht zu widerstehen vermochte, »dieser kühne junge Mann bat einen Rang am Hofe?«

»Ja, Eure Majestät, sogar einen sehr hohen.«

»Einen sehr hohen! Aber um Gottes Willen, so sprecht doch, Monsou von Joinville, Ihr laßt Euch die Worte ablocken, wie wenn es sich um ein Staatsgeheimnis handelte.«

»Weil es sich wirklich um ein Staatsgeheimnis handelt, gnädige Frau«, sagte der Prinz.

»Oh! dann, Monsou von Joinville, ist es nicht mehr eine Bitte, die ich an Euch richte, sondern ein Befehl, den ich Euch gebe; sagt mir den Namen dieser Person!«

»Ihr wollt es?«

»Ich will es.«

»Wohlan, gnädige Frau«, sagte der Prinz indem er den Kopf wieder erhob, — »diese Person, wie Ihr sie nennt, ist Niemand Anderer als Seine Majestät der König Franz II.«

»Mein Sohn!« rief Katharina auf ihrem Bette aufspringend aus.

»Euer Sohn, ja, gnädige Frau.«

Ein plötzlich in dem Zimmer fallender Schuß hätte auf dem Gesichte der Königin Mutter keine heftigere Erschütterung, keine schnellere Entstellung gezeigt. Sie hielt die Hand über ihre Augen, wie wenn die Dunkelheit dieses durch eine einzige Lampe erleuchteten Zimmers sie verhinderte, die Gegenstände zu unterscheiden; indem sie hierauf ihren forschenden Blick auf Herrn von Joinville heftete und sich ihm so näherte, daß sie ihn fast berührte, sagte sie leise, aber mit einer Betonung zu ihm, welche aus der scherzhaften in eine schreckliche Weise übergegangen war:

»Ich wache wirklich, nicht wahr, Monsou von Joinville, ich habe richtig verstanden, Ihr habt mir wirklich soeben gesagt, daß der Held dieses Abenteuers mein Sohn war?«

»Ja, gnädige Frau.«

»Ihr wiederholt es?«

»Ich wiederhole es.«

»Ihr versichert es?«

»Ich schwöre es.«

Und der junge Mann streckte die Hand aus.

»Gut, Monsou von Joinville«, fuhr Katharina mit finsterer Miene fort, »ich begreife jetzt euer Zögern, ich hätte sogar euer Schweigen begriffen. — Oh! das Blut steigt mir in das Gesicht. — Ist es wohl möglich! Mein Sohn, der eine junge und liebenswürdige Frau hat, nimmt eine Maitresse, die mehr als doppelt so alt ist, als er! — Mein Sohn sollte zu meinen Feinden übergehen! — Mein Sohn — bei Gott! das ist unmöglich, — mein Sohn der Geliebte der Frau Admiralin!«

»Gnädige Frau«, sagte der Prinz von Joinville, — »wie das Billett in die Tasche der Frau Admiralin gekommen, — das weiß ich nicht; — aber so viel weiß ich unglücklicherweise, daß es nicht die Frau Admiralin war, die sich in dem Zimmer befand.«

»Wie!« rief Katharina aus, »was sagt Ihr denn, daß es nicht die Admiralin ist?«

»Nein, gnädige Frau, sie ist es nicht.«

»Aber wenn sie es nicht ist, — wer war es denn?«

»Gnädige Frau . . . «

»Monsou von Joinville, den Namen dieser Person! Auf der Stelle ihren Namen!«

»Wolle Eure Majestät geruhen mich zu entschuldigen.«

»Euch entschuldigen, und warum das?«

»Weil ich in Wahrheit der Einzige bin, von dem man nicht das Recht hat, eine solche Offenbarung zu verlangen-«

»Nicht einmal ich, Monsou von Joinville?«

»Nicht einmal Ihr, gnädige Frau, — außerdem ist eure Neugierde leicht zu befriedigen, und die erste beste Person des Hofes, die Ihr an meiner Stelle befragen werdet . . . «

»Aber um diese erste beste Person zu befragen, müßte ich bis morgen warten, Monsou von Joinville. — Ich will den Namen dieser Person auf der Stelle und augenblicklich wissen. — Wer sagt Euch, daß ich nicht Maßregeln zu treffen habe, die keinen Aufschub dulden.«

Und die Augen Katharinens flammten, indem sie sich aus den jungen Mann hefteten.

»Gnädige Frau-« sagte er, »sucht an dein ganzen Hofe die einzige Person, die ich nicht zu nennen vermag, — nennt sie, — aber ich, — ich, unmöglich.«

Und der junge Prinz legte beide Hände vor sein Gesicht, um halb seine Schamröte, halb seine Tränen des Zornes zu verbergen.

Ein Gedanke stieg in dem Geiste Katharinens gleich dem Flammen eines Blitzes auf.

Sie stieß einen Schrei aus, und indem sie die Hände des jungen Mannes mit derselben Bewegung ergriff und losließ, sagte sie:

»Ah! Fräulein von Saint-André!«

Der Prinz antwortete nicht, aber nicht antworten hieß gestehen.

Dabei ließ er sich auf das neben dem Bett stehende Tabouret sinken.

Katharina blickte ihn einen Augenblick lang mit einem von Geringschätzung untermischten Mitleiden an.

Hierauf sagte sie mit einer Stimme, welche sie sich bemühte so schmeichelnd als möglich zu machen:

»Armer Mann, ich bedauere Euch von ganzem Herzen, denn es scheint, daß Ihr die Treulose liebtet. Nähert Euch, gebt mir eure Hand und schüttet euren Kummer in das Herz eurer guten Mutter Katharina aus. Ich begreife jetzt, warum Ihr schwiegt und ich bereue es, so sehr darauf bestanden zu haben. Verzeiht mir daher, mein Sohn, und suchen wir jetzt, da ich das Übel kenne, das Heilmittel. Es gibt an unserem Hofe andere junge Mädchen, als Fräulein von Saint-André und wenn es für Euch an unserem Hofe von Paris keine gibt, die adelig und schön genug ist, so werden wir sie von dem Hofe von Spanien oder von Italien verlangen. Tröstet Euch daher, mein lieber Prinz, und laßt uns ernstlich reden, wenn es möglich ist.«

Aber statt auf diese Rede zu antworten, die augenscheinlich einen sichtlichen und einen verborgenen Zweck hatte, — den ihn zu trösten und den seinen Mut zu prüfen, — sank Herr von Joinville vor dem Bette der Königin Mutter auf die Knie und verbarg schluchzend sein Gesicht zwischen den Betttüchern.

»Gnade, Eure Majestät«, rief er schluchzend aus, »Gnade und Dank für eure zärtliche Teilnahme! Aber ich habe in diesem Augenblicke nur die Kraft meine Schande zu ermessen und meinen Schmerz zu fühlen. Ich bitte daher Eure Majestät zu erlauben, daß ich mich entferne.«

Die Königin Mutter heftete aus diesen unter seinem Schmerze gebeugten Mann einen Blick unendlicher Geringschätzung; — dann, ohne daß ihre Stimme in irgend

etwas das Gefühl verriet, welches sich in ihrem Blicke schilderte, sagte sie, indem sie dem Prinzen ihre schöne Hand reichte, welche dieser feurig küßte:

»Geht, mein Sohn, und kommt morgen Früh, um mit mir zu sprechen. Bis dahin gute Nacht, und möge Gott Euch behüten.«

Herr von Joinville nahm schnell die ihm gegebene Verabschiedung an und stürzte aus dem Zimmer.

Katharina folgte ihm schweigend mit den Augen, bis er hinter dem Tapetenvorhange verschwunden war. Dann heftete sich ihr Blick auf diesen Vorhang, bis die Bewegung aufgehört, welche das Hinausgehen des Prinzen dem beweglichen Gewebe verursacht hatte. Nun stützte sie sich auf ihr Kopfkissen, und mit bebender Stimme, den Blick von einem finsteren Feuer erleuchtet, sagte sie:

»Von heute an habe ich eine Nebenbuhlerin, — und von morgen an habe ich alle Gewalt über meinen Sohn verloren, wenn ich dem nicht vorbeuge.«

Hierauf, nach einem Augenblicke nachdenkenden Schweigens, zeigte sich ein Lächeln des Triumphs aus ihren Lippen.

»Ich werde dem vorbeugen!« sagte sie.

II.

Nächtliche Abenteuer.

Setzen wir jetzt, während der Herr Cardinal von Lothringen sich von seinem Kammerdiener zu Bett legen läßt, während Robert Stuart zu seinem Freund Patrick zurückkehrt, während Herr von Condé zugleich fluchend und lachend sein Hôtel wieder erreicht, während die Frau Admiralin nicht müde wird, ihre Taschen umzuwenden und das unglückselige Billett zu suchen, das so viel Skandal verursacht hat, während der König La Noue befragt, um von ihr zu erfahren, wie das Gerücht von seinem Rendezvous sich hatte verbreiten können, während der Herr Marschall von, Saint-André sich selbst fragt, ob er Gott danken oder den Zufall darüber anklagen soll, was ihm begegnet, während Fräulein von Saint-André träumt, daß sie um den Hals und an den Armen die Kleinodien der Frau von Etampes und der Herzogin von Valentinois, und auf dem Kopfe die Krone der Maria Stuart habe, — sehen wir jetzt, was die jungen Prinzen von Montpensier und de la Roche-sur-Yon machen, auf die wir zurückzukommen versprochen haben.

Die beiden schönen und lustigen jungen Leute, Zeugen eines Schauspieles, das sie reizend fanden, waren gezwungen gewesen, sich in Gegenwart der drei ernsten Gesichter, die in diesem Augenblicke noch ernster als gewöhnlich waren, des Herrn von Guise, des Herrn von Saint-André und des Cardinals von Lothringen zu beherrschen; sie hatten außerdem ein den Umständen angemessenes Gesicht annehmend, auf eine sehr anständige Weise dem Herrn Cardinal von Lothringen, dem Herrn Marschall von Saint-André und Herrn von Guise ihre Beileidsbezeigungen ausgedrückt. Hierauf die erste Ecke des Korridors benutzend, welche ihnen erlaubt hatte sich davon zu schleichen, waren sie schweigend in dem Schatten geblieben, bis Jeder sich entfernt hatte und in der Richtung verschwunden war, welche ihm einzuschlagen paßte.

Sobald sie allein und ganz allein waren, brach das in ihrer Brust mit großer Mühe unterdrückte Gelächter so schallend aus, daß die Fensterscheiben des Louvre davon wie bei dem Vorüberfahren eines schweren Wagens erbebten.

Jeder an eine Seite der Wand gelehnt, einander gegenüber, die Hände in die Seite gedrückt, den Kopf zurückgeworfen, gebärdeten sie sich in solchen Krämpfen, daß man sie für zwei Epileptische, oder, wie man damals sagte, für zwei Besessene hätte halten können.

»Ach! lieber Herzog,- sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, der zuerst wieder Atem schöpfte.

»Ach! lieber Prinz«, antwortete dieser mit Anstrengung.

»Und wenn man bedenkt . . . wenn man bedenkt . . . daß es Leute gibt, welche behaupten, daß man nicht mehr lacht . . . daß man in diesem armen Paris nicht mehr lacht . . . «

»Das sind Leute . . . Leute . . . übelgesinnte Leute.«

»Ach! . . . mein Gott . . . wie das zugleich gut und weh tut, zu lachen!«

»Habt Ihr das Gesicht . . . das Gesicht . . . Joinville's gesehen?«

»Und das des Marschalls von Saint-André . . . von Saint-André?«

»Ich bedauere nur eines, Herzog«, sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er sich ein wenig beruhigte.

»Und ich bedaure zweierlei, Prinz«, antwortete dieser.

»Nämlich nicht an der Stelle des Königs gewesen zu sein, wäre ich auch von ganz Paris gesehen worden.«

»Und ich nicht von ganz Paris gesehen worden zu sein, indem ich an der Stelle des Königs war.«

»Ach! bedauert Nichts, Herzog, morgen wird ganz Paris vor Mittag es wissen.«

»Wenn Ihr wie ich gelaunt seid, Herzog, so wird es ganz Paris noch diese Nacht wissen.«

»Auf weiche Weise?«

»Sehr einfach.«

»Aber wie denn?«

»Bei Gott! indem wir es laut ausrufen!«

»Aber Paris schläft in diesem Augenblicke.

»Paris darf nicht schlafen, wenn sein König wacht.«

»Ihr habt Recht, ich stehe dafür, daß Seine Majestät noch kein Auge zugetan hat.«

»Wecken wir daher Paris.«

»Ach! welch' toller Streich!«

»Ihr schlagt es aus?«

»Ei nicht doch; da ich Euch sage, daß es ein toller Streich ist, so willige ich natürlich ein.«

»Dann laßt uns geben.«

»Gehen wir. — Ich fürchte, daß die ganze Stadt bereits einen Teil der Geschichte weiß.«

Und die beiden jungen Leute stürzten die Stufen der Treppe des Louvre mit einer Eile hinunter, wie Hyppomenes und Atalanta, die sich den Preis des Wettrennens; streitig machten.

In dem Hofe angelangt, gaben sie sich Dandelot zu erkennen, vor dem sie sich wohl hüteten, etwas wegen der Rolle zu sagen, welche seine Schwägerin bei alle dem gespielt hatte, schon aus Furcht, daß er sich ihrer Entfernung widersetzen möchte.

Dandelot überzeugte sich, daß sie es wirklich waren,: wie er es mit dem Prinzen von Condé gemacht hatte, und ließ das Thor öffnen.

Die beiden jungen Männer stürzten Arm in Arm und in ihren Mänteln lachend aus dem Louvre, gingen über die Zugbrücke und befanden sich an dem Flusse, wo ein eisiger Nachtwind anfing ihnen das Gesicht zu peitschen. Nun rafften sie, unter dem Vorwande sich zu erwärmen, Steine auf und warfen sie in die Fensterscheiben der benachbarten Häuser.

Sie hattest zwei oder drei Fensterscheiben eingeworfen und nahmen sich vor diese angenehme Unterhaltung fortzusetzen, als zwei in lange Mäntel gehüllte Männer, welche zwei junge Leute laufen sahen, ihnen den Weg versperrten und ihnen zuriefen, stehen zu bleiben.

Beide blieben stehen, — sie liefen, aber sie flohen nicht.

»Und mit welchem Rechte befehlt Ihr uns stehen zu bleiben?« Rief der Herzog von Montpensier aus, indem er auf die beiden Männer zuschritt; »geht eurer Wege und laßt zwei Edelleute sich nach ihrem Gefallen belustigen.«

»Ach! Verzeihung, gnädiger Herr, ich hatte Euch nicht erkannt«, sagte der eine der beiden Männer, an den sich der Herr Herzog von Montpensier gewandt hatte. »Ich bin Herr von Chavigny, Kommandant der hundert Schützen der Garde, und kehrte in Gesellschaft des Herrn von Carvoysin Oberstallmeisters Seiner Majestät, nach dem Louvre zurück.«

»Guten Abend, Herr von Chavigny«, sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon indem er auf den Kommandanten der hundert Schützen zuschritt und ihm die Hand reichte, während der Herr Herzog von Montpensier mit Artigkeit die Grüße des Oberstallmeisters erwiderte. »Ihr sagt, daß Ihr nach dem Louvre zurückkehrt, Herr von Chavigny?«

»Ja, Prinz.«

»Nun denn, wir kommen dort her.«

»Zu dieser Stunde?«

»Bemerkt, Herr von Chavigny, daß, wenn die Stunde gut ist, um zurückzukehren, sie gleichfalls gut sein muß, um auszugehen.«

»Seid überzeugt, Prinz, daß, sobald Ihr es seid, ich nicht die Unbescheidenheit habe, Euch auszufragen.«

»Und Ihr habt Unrecht, mein lieber Herr, denn wir hätten Euch sehr interessante Dinge zu sagen.«

»In Bezug aus den Dienst des Königs«, fragte Herr von Carvoysin.

»Gerade in Bezug auf den Dienst des Königs, Ihr habt die Sache entdeckt, Herr Oberstallmeister», sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon in Gelächter ausbrechend.

»Wirklich?« fragte Herr von Chavigny.

»Auf Ehre!«

»Um was handelt es sich, meine Herren?«

»Es handelt sich um die große Ehre, mit der Seine Majestät vor kaum einem Augenblick einen der berühmtesten Feldherrn überhäuft hat«, sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon.

»Und meinen Bruder von Joinville«, sagte der Herzog von Montpensier wie ein wahrer Schulknabe, der er noch war.

»Von welchem Manne sprecht Ihr, Prinz?«

»Wer ist dieser berühmte Feldherr, Herzog?«

»Meine Herren, es ist der Marschall von Saint-André.«

»Und welche Ehrenbezeigungen kann Seine Majestät noch denen hinzufügen, mit welchen sie Herrn von Saint-André bereits überhäuft hat, Marschall von Frankreich, Oberkammerherr, Großkreuz des Sanct-Michaelordens, Ritter des Hosenbandordens, — es gibt in Wahrheit sehr glückliche Leute.«

»Das kommt darauf an.«

»Wie, das kommt darauf an?«

»Ohne Zweifel.«

»Es ist eine Ehre, welche vielleicht Euch nicht anstehen würde, Herr von Chavigny, der Ihr eine junge und hübsche Frau habt, noch Euch, Herr von Carvoysin, der Ihr eine junge und hübsche Tochter habt.«

»In Wahrheit?« rief Herr von Chavigny aus, der anfing zu verstehen.

»Ihr habt es erraten, mein Lieber«, sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon.

»Aber Herr von Joinville?« rief Herr von Carvoysin aus.

»Ist er nicht ein glücklicher Schelm«,, sagte der Herzog von Montpensier in Gelächter ausbrechend, »er ist vor seiner Verheiratung das, was Andere erst nachher sind, so daß, wenn er sich nicht verheiratet, er sicher ist es nicht zu sein, — wenigstens für dieses Mal.«

»Aber seid Ihr dessen ganz gewiß, was Ihr sagt?« fragte Herr von Chavigny.

»Bei Gott!«

»Was Ihr da sagt ist ernst, mein Prinz«, begann Herr von Carvoysin wieder.

»Ihr findet es? — Ich finde es im Gegenteil schrecklich komisch.«

»Aber wer hat es Euch gesagt?«

»Wer es uns gesagt hat? Niemand, wir haben gesehen.«

»Gesehen?«

»Ich habe gesehen, Herr de la Roche-sur-Yon hat gesehen, Herr von Saint-André hat gesehen, mein Bruder Joinville hat gesehen, und er hat sogar besser als die Anderen sehen müssen, da er einen Armleuchter hielt, — mit wie viel Armen, Prinz?«

»Mit fünf Armen, Herzog«, sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er wieder in lautes Gelächter ausbrach.

»Die Verwandtschaft Seiner Majestät mit dem Marschall ist daher nicht mehr zweifelhaft«, begann der Herzog von Montpensier ernst wieder, »und von diesem Augenblicke, an haben die Ketzer sich nur in Acht zu nehmen. Das ist wichtig, wir werden die wahren Katholiken von Paris unterstützen.«

»Ist es möglich!« riefen Herr von Chavigny und Herr von Carvoysin zugleich aus.

»Es ist, wie ich die Ehre habe Euch zu sagen, meine Herren«, antwortete der Prinz. »Die Neuigkeit ist ganz frisch und noch keine Stunde alt, so daß wir Euch einen wahren Beweis von Freundschaft dadurch zu geben glauben, daß wir sie Euch mitteilen; wohl verstanden, daß es unter der Bedingung geschieht, daß Ihr sie in Umlauf bringt und sie allen Denen mitteilt, die Euch in die Hände fallen.«

»Und da man zu dieser Stunde wenig Freunden begegnet, man müßte denn ein Glück wie das haben, welches uns Euch hat begegnen lassen, so fordern wir Euch auf, es wie wir zu machen, Euch die verschlossenen Türen öffnen, eure im Bett liegenden Freunde aufstehen zu lassen und ihnen zu sagen, indem Ihr ihnen das Geheimnis anempfehlt, wie es der Barbier des Königs Midas dem Schilfe getan hatte — der König Franz ist der Geliebte des Fräuleins von Saint-André!«

»Ah, bei meiner Treue, meine Herren, sagte der Oberstallmeister, »es soll geschehen, wie Ihr sagt. — Ich kann den Marschall von Saint-André nicht ausstehen, und ich habe hier in der Nähe einen meiner Freunde, dem die Neuigkeit so viel Vergnügen machen wird, daß ich keinen Anstand nehme, ihn zu wecken, wäre er auch in seinem ersten Schlafe.«

»Und Ihr, mein lieber Herr von Chavigny«, sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, »da ich weiß, daß Ihr kein großer Freund des Herrn von Joinville seid, so bin ich überzeugt, daß Ihr dem Beispiele des Herrn Carvoysin folgen werdet.«

»Ah, bei meiner Treue, ja!« rief Chavigny aus, »statt nach dem Louvre zurückzukehren, gehe ich nach Haus zurück und erzähle die Sache meiner Frau, morgen früh vor neun Uhr werden vier ihrer Freundinnen sie wissen und ich verspreche Euch, daß das ebenso gut ist, als wenn Ihr vier Posaunen nach den vier Weltgegenden aussendet.«

Nachdem hierauf die vier Herren sich einander begrüßt, schlugen die beiden jungen Leute an dem Ufer des Flusses den Weg nach der Münzstraße ein, während die Herren von Chavigny und von Carvoysin, statt nach dem Louvre zurückzukehren, gewissenhaft, Jeder auf seiner Seite, die Neuigkeit des Tages oder vielmehr der Nacht verbreiteten.

An der Münzstraße angelangt, erblickte der Prinz de la Roche-sur-Yon über einem im Winde knarrenden Schilde ein erleuchtetes Fenster.

»Seht«, sagte der Herzog, »welches Wunder, da ist ein bürgerliches Fenster, das um halb vier Uhr Morgens erleuchtet ist, das ist ein Bürgersmann, der sich verheiratet oder ein Dichter, welcher Verse macht.«

»Es liegt etwas Wahres in dem, was Ihr sagt, mein lieber Herzog, und ich hatte vergessen, daß ich zur Hochzeit eingeladen war. Meiner Treue, ich möchte Euch die Neuvermählte Meister Balthasar’s in der Lage zeigen können, in welcher wir die Verlobte des Prinzen von Joinville gesehen haben, Ihr würdet sehen, daß, obgleich das Mädchen nicht die Tochter eines Marschalls von Frankreich, sie darum

nichtsdestoweniger ein schönes Mädchen ist; aber in Ermanglung der Frau will ich Euch den Gatten zeigen.«

»Ah, lieber Prinz, es wäre nicht christlich, den armen Mann in einem solchen Momente an das Fenster zu locken.«

»Und warum denn das?« fragte der Prinz.

»Weil er sich wahrscheinlich einen Schnupfen zuziehen würde, welcher der Erfüllung seiner Pflichten schaden könnte.«

»Gut«, sagte der Prinz, »er ist der einzige Mensch, der in dieser Beziehung nichts zu fürchten hat.«

»Und warum?«

»Weil er immer heiser ist. Ich kenne ihn seit zehn Jahren und habe noch kein: Guten Tag, mein Prinz, klar und deutlich aus ihm herausbringen können.«

»Dann laßt uns den Mann sehen.«

»Um so mehr, als er Gastwirt und zugleich Bademeister ist. Er hat Teiche an der Seine, und indem er morgen seine Leute abtrocknet, wird er ihnen die Geschichte mitteilen, die wir ihm erzählen wollen.«

»Bravo!«

Wie zwei Schulknaben, die sich an das Ufer des Wassers begeben und ihre Taschen mit Kieseln füllen, um sie auf dem Wasser abprellen zu lassen, hatten unsere beiden jungen Leute, genötigt, das Ufer zu verlassen, ihre Taschen mit kleinen Steinen versehen, deren sie sich als Wurfgeschütze gegen die Bürgersleute zu bedienen gedachten, welche sie zu belagern hofften.

Der Prinz nahm einen der Kiesel aus seiner Tasche, und indem er zwei Schritte zurücktrat, um seinen Anlauf zu nehmen, wie wir es Robert Stuart, aber in einer weit schlimmeren Absicht haben tun sehen, warf er den Stein in die Scheibe des erleuchteten Fensters.

Das Fenster öffnete sich mit so großer Schnelligkeit, daß man hätte glauben können, es wäre der Kiesel, der es öffnete.

Ein Mann in einer Nachtmütze erschien mit einem Talglichte in der Hand, und versuchte zu rufen:

»Spitzbuben!«

»Was sagt er?« fragte der Herzog.

»Seht Ihr wohl, daß man an ihn gewöhnt sein muß, um zu verstehen, was er sagt? — Er nennt uns Spitzbuben.«

Indem er sich hierauf nach dem Fenster umwandte, sagte der Prinz:

»Erhitzt Euch nicht, Balthasar, ich bin es.«

»Ihr! Eure Hoheit! — Wolle Eure Hoheit mich entschuldigen, sie hat wohl das Recht meine Fensterscheiben einzuwerfen, wenn es ihr beliebt.«

»Ach! gütiger Gott!« rief der Herzog aus vollem Halse lachend aus, »welche Sprache spricht er denn, Prinz?«

»Die Leute, welche sich darauf verstehen, sagen, daß es ein Kauderwälsch sei, das halb irokesisch, halb hottentottisch ist, er hat uns nichtsdestoweniger in dieser Art von Grunzen etwas Großartiges gesagt.«

»Was?«

»Daß wir das Recht haben seine Fensterscheiben einzuwerfen.«

»Ah! bei Gott, das verdient einen Dank.«

Sich nun an Balthasar wendend, sagte er zu ihm:

»Mein Freund, es hat sich am Hofe das Gerücht verbreitet, daß Ihr heute Abend eine Frau genommen hättet, und daß eure Frau hübsch wäre. Nun aber haben wir den Louvre ganz ausdrücklich verlassen, um Euch unsere Glückwünsche darzubringen.«

»Und um Euch zu sagen, mein lieber Balthasar, daß der Himmel kalt und daß es schönes Wetter für die Früchte der Erde ist.«

Während im Gegenteile das Herz Sr. Majestät entbrannt ist, was dem Marschall von Saint-André wohl tun wird.«

»Ich verstehe nicht.«

»Gleichviel, wiederholt die Sache, wie wir sie Euch sagen, mein lieber Balthasar, Andere werden sie verstehen und wissen, was das sagen will. Unsere Komplimente an Madame.«

Und die jungen Leute gingen die Münzstraße wieder hinauf, indem sie in Gelächter ausbrachen und den Wirt der *schwarzen Kuh* brummen und husten hörten, der wohl sein Fenster wieder zumachen, aber seine Scheibe nicht wieder verstopfen konnte.

III.

Gemeine und vornehme Diebe.
(Tiresoies et Tirelaines.)

Die beiden jungen Leute gingen immer noch lachend die Münzstraße wieder hinauf und gelangten in die Straße Bethisy.

Als sie sich um die Ecke wandten, schien es ihnen, als ob sie in der Gegend des Hôtels Coligny ein gewaltiges Degengeklirr und einen Lärm furchtbarer Stimmen hörten.

Der Auftritt, welcher dieses Degengeklirr und diesen Lärm von Stimmen veranlaßte, trug sich in der Dunkelheit, zwanzig bis dreißig Schritte weit von ihnen zu.

Sie drückten sich unter die Vorhalle eines Hauses, welches die Ecke der Münzstraße und der Straße Bethisy bildete.

»Ah! ah!« sagte eine feste Stimme voll Drohung. »Ihr seid Diebe, wie es scheint.«

»Bei Gott!« antwortete eine kecke Stimme, »es wäre was Schönes, zu dieser Stunde der Nacht rechtschaffene Leute auf der Straße anzutreffen.«

»Räuber!« sagte eine weniger zuversichtliche Stimme als die erste.

»Wer ist der Dieb, der nicht ein wenig Räuber ist, und der Räuber, der nicht ein wenig Dieb ist«, antwortete die zweite Stimme, welche die eines Philosophen zu sein schien.

»Dann wollt Ihr uns ermorden?«

»Nicht im Geringsten von der Welt, Ew. Gnaden.«

»Was wollt Ihr dann?«

»Euch eures Geldbeutels entledigen, sonst nichts.«

»Ich erkläre Euch«, sagte die erste Stimme, »daß nicht viel in meinem Geldbeutel ist; aber so wie er ist, werdet Ihr nicht hineinsehen.«

»Ihr habt Unrecht eigensinnig zu sein, mein Herr.«

»Geschwind, geschwind, macht Platz, oder ich schlage zu.«

»Mein Herr, wir machen Euch bemerklich, daß Ihr zu Zwei gegen Elf seid, und dabei scheint euer Begleiter nur euer Bediente zu sein, — jeder Widerstand wäre daher eine Thorheit.«

»Macht Platzt« rief die immer drohender werdende Stimme.

»Ihr scheint fremd in dieser guten Stadt Paris zu sein, mein Herr«, sagte die Stimme, welche die des Hauptmannes der Bande zu sein schien, »und vielleicht seid Ihr nur darum so hartnäckig, weil Ihr fürchtet ohne Obdach zu bleiben, wenn

Ihr kein Geld habt: aber wir sind gesittete Diebe, mein Herr, keine gemeinen Diebe, und wir wissen, welche Rücksichten wir einem Manne wie Ihr schuldig sind Gebt uns gutwillig euren Geldbeutel mein Herr, und wir werden Euch einen Taler zurückgeben, um Euch nicht ohne Obdach zu lassen, — es sei denn, daß Ihr die Adresse eines rechtschaffenen Gasthauses vorzöget, in welchem Ihr auf meine Empfehlung auf das Beste aufgenommen werdet. Einem Manne wie Euch kann es nicht an Freunden in Paris fehlen, und morgen, oder vielmehr heute, — denn ich möchte Euch nicht zu einem Irrtume verleiten, da es beinahe vier Uhr Morgens ist, — heute werdet Ihr Euch an eure Freunde wenden, die Euch zuverlässig nicht in der Verlegenheit lassen werden.«

»Macht Platz!« wiederholte dieselbe Stimme; »Ihr könnt mein Leben nehmen, da wir Zwei gegen Elf sind, was aber meinen Geldbeutel anbetrifft, so werdet Ihr ihn nicht erhalten.«

»Was Ihr da sagt, ist nicht logisch, mein Herr«, begann der wieder, welcher damit beauftragt schien, das Wort im Namen der Bande zu führen, »denn sobald wir einmal euer Leben haben, wird es uns frei stehen, euren Geldbeutel zu nehmen.«

»Zurück, Schurke, und nehmt Euch in Acht, wir haben zwei gute Degen und zwei gute Dolche für uns.«

»Und außerdem das gute Recht, mein Herr, aber was ist das gute Recht, wenn das Unrecht der Stärkere ist.«

»Einstweilen«, sagte der Edelmann, welcher der am wenigsten Geduldige der Beiden schien, »pariere diesen da.«

Und er versetzte dem Hauptmann der Bande einen entsetzlichen Stoß, der glücklicherweise, ohne Zweifel an solche Art von Ausfälle gewohnt, sich auf seiner Hut hielt und so geschickt und zur rechten Zeit einen Sprung zurück tat, daß nur sein Wamms durchbohrt wurde.

Nun begann das Degengeklirr und die Rufe, welche der Prinz de la Roche-sur-Yon und der Herzog von Montpensier gehört hatten.

Indem er dabei immerhin zuschlug, rief einer der beiden angegriffenen Männer um Hilfe; aber wie wenn der Andere eingesehen, daß es vergebens wäre Hilfe zu verlangen, oder er es verschmäht hätte, um Hilfe zu rufen, stieß er schweigend zu, und aus ein oder zwei von seinen Gegnern ausgestoßenen Flüchen konnte man ersehen, daß er nicht gänzlich in die Luft stieß.

Wenn wir gesagt haben, daß der schweigende Edelmann eingesehen hätte, daß es vergebens wäre, um Hilfe zu rufen, haben wir gehofft, daß der Leser unsern Gedanken begreifen würde.

Es war nutzlos Beistand von den Leuten zu verlangen, die damit beauftragt waren, ihn in einem solchen Falle zu leisten, das heißt von den Agenten des Herrn Mouchy, dem Groß-Inquisitor des Glaubens in Frankreich. Diese Agenten, welche man die Mouchis, oder selbst die Mouchards nannte, zogen freilich bei Tage und bei Nacht mit dem Auftrage durch die Stadt, alle die zu verhaften, welche ihnen verdächtig schienen.

Aber den Herren Mouchis oder Mouchards, wie man sie nennen will, schienen die Banden von Missetätern, welche Paris unsicher machten, nicht verdächtig, und sogar mehr als einmal, wenn der Umstand ihnen günstig geschienen, und die Beute der Mühe werth zu sein verhieß, hatten die Agenten des Herrn von Mouchy den Verdächtigen Hilfe geleistet, sei es nun, daß die Verdächtigen der Gesellschaft der Tiresoies, oder adeligen Dieben angehörten, welche immer nur Leute von Stand angriffen, oder daß sie zu der Classe der Tirelaines, armen Tröpfen, Dieben der niedrigsten Classe gehörten, welche sich damit begnügten die Bürgersleute auszuplündern.

Außer den beiden Kategorien, die wir so eben angedeutet haben, gab es noch die Gesellschaft der bösen Buben (mauvais garçons) eine Gesellschaft von Bravos, die: eine Körperschaft bildeten und in Sektionen eingetheilt waren, welche sich zum Ermorden allen denen verdungen, welche sie mit ihrem Vertrauen beehrten, und sagen wir es, beiläufig da die Zahl derer, welche in diesen Zeiten der Liebschaften und des Hasses sich irgend Jemand vom Halse zu schaffen hatten, groß war, so feierte die Arbeit nicht.

Auch diese schienen den Agenten des Herrn von Mouchy nicht verdächtig. Man wußte, daß sie im Allgemeinen für die adeligen und reichen großen Herren, sogar für Prinzen arbeiteten, und man hütete sich, sie bei der Vollstreckung ihrer Aufträge zu stören.

Es blieben noch die *Guillerés*, die *Plumets* und die *Grisons* übrig, welche so viel als unsere Beutelschneider und unsere Taschendiebe waren; aber diese waren so verächtliche Schurken, daß, wenn sie auch den Agenten des Herrn von Mouchy verdächtig schienen, dieselben es nicht gewürdigt hätten, sich mit ihnen einzulassen.

Es war daher auch selten, daß ein Edelmann sich des Nachts in den Straßen von Paris anders verspätete, als wohlbewaffnet und besonders von einer gewissen Anzahl von Dienern begleitet.

Es war also eine große Unvorsichtigkeit von unseren jungen Leuten, daß sie zu einer solchen Stunde ohne irgend ein Gefolge ausgegangen waren, und es bedurfte nichts Geringeres, als einer Angelegenheit von der Wichtigkeit jener, welche sie hinaustrieb, daß wir ihnen eine solche Vernachlässigung ihrer selbst verzeihen.

Aus diesem Grunde hatte der Hauptmann der Diebe, als er den Mann mit der drohenden Stimme angriff, erkannt, daß er ein Edelmann aus der Provinz sein müßte.

Nach dem, was wir von den Sitten und Gebräuchen der Agenten des Herrn von Mouchy gesagt haben, wird man sich nicht verwundern, daß man keinen auf die Rufe des Bedienten kommen sah, aber, wie es scheint, waren diese Rufe von einem jungen Manne gehört worden, der das Hôtel Coligny verließ, und der, sobald das Thor sich wieder hinter ihm geschlossen hatte, einen Augenblick in der Vertiefung des Thores stehen geblieben war, worauf er, indem er verstand um was es sich

handelte, seinen Mantel um seinen linken Arm gewickelt, mit der rechten Hand seinen Degen gezogen und sich mit dem Rufe entfernt hatte:

»Haltet fest! meine Herren, Ihr ruft um Hilfe, hier kommt Hilfe!«

»Ei! ich rufe nicht um Hilfe«, antwortete der Edelmann, wobei er immer wütend um sich hieb, »dieser Schreihals de la Brèche ist es, der sich vor fünf oder sechs elenden Mördern berechtigt glaubt, einen Edelmann zu stören und ein Quartier zu wecken.«

»Wir sind keine Mörder-« antwortete der Hauptmann der Bande, »und Ihr könnt es aus der Artigkeit ersehen, mit der wir Euch angreifen. Wir sind Tiresoies, wir haben es bereits gesagt, Diebe von guter Herkunft, die alle ihr eigenes Haus haben, und wir plündern nur Edelleute. Statt einen Dritten zu Hilfe zu rufen, der den Handel verschlimmern wird, würdet Ihr weit besser tun, Euch gutwillig zu ergeben und uns nicht zu zwingen, zu gewaltsamen Mitteln unsere Zuflucht zu nehmen, die uns über allen Ausdruck zuwider sind.«

»Ihr habt keine Pistole.« antwortete der angegriffene Edelmann.

»Ah! Banditen! ah! Lumpenpack! ah! Nichtswürdige!« rief der Edelmann aus, der von dem Admiral kam, indem er sich in das Handgemenge stürzte.

Und einer der Diebe stieß einen Schrei aus, welcher bewies, daß der Neugekommene die Tat mit der Drohung vereinigt hatte.

»Ah so!« sagte der Hauptmann, »da Ihr eigensinnig seid, so sehe ich wohl, daß man dem ein Ende machen muß.«

Und die gestaltlose Gruppe wurde in dem Schatten weit belebter; die Schreie erschallten weit schmerzlicher und die Funken sprühten weit zahlreicher aus den Degen und den Dolchen.

La Brèche fuhr fort, indem er dabei aus allen Kräften focht, um Hilfe zu rufen. Das war bei ihm ein System, und er konnte behaupten, daß es gut sei, da es ihm bereits einmal gelungen war.

Seine Rufe hatten den Erfolg, den sie haben mußten, nämlich das Auftreten unserer Personen.

»Wir können indessen diese beiden Männer nicht mit kaltem Blute ermorden lassen«, sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er den Degen zog.

»Das ist wahr, Prinz«, sagte der Herzog von Montpensier, »und ich schäme mich in Wahrheit so lange gewartet zu haben.«

Den Rufen La Brèche's Folge leistend, wie es einen Augenblick vorher der aus dem Hôtel Coligny kommende Edelmann getan, stürzten die beiden jungen Leute nach dem Orte des Kampfes herbei, indem sie nun auch ausriefen:

»Haltet fest, meine Herren! wir kommen, schlagt sie tot! schlagt sie tot!«

Als die Banditen, genötigt drei Männern die Spitze zu bieten, wo sie schon zwei der Ihrigen verloren hatten, die neue Verstärkung kommen sahen, welche sich anschickte sie von hinten anzugreifen, beschlossen sie eine letzte Anstrengung zu versuchen, obgleich sie nur noch neun gegen fünf waren.

Der Hauptmann blieb, um mit fünf Mann den drei zuerst Angegriffenen die Spitze zu bieten, während vier Banditen sich umkehrten, um die Herren von Montpensier und de la Roche-sur-Yon zu empfangen.

»So sei es denn auf den Tod! meine Edelleute, da Ihr es durchaus wollt«, rief der Hauptmann aus.

»Auf den Tod!« wiederholte die ganze Bande.

»Ei was, wie Ihr prahlt, meine Gesellen, auf den Tod!« sagte der Edelmann, welcher aus dem Hôtel Coligny kam, »wohlan! Ja! Auf den Tod! Da!«

Und indem er so weit ausfiel, als ihm es seine kleine Gestalt erlaubte, stieß er seinen Degen durch den Leib des einen der Angreifenden.

Der Verwundete stieß einen Schrei aus, tat drei Schritte zurück und fiel tot auf das Pflaster.

»Ein hübscher Stoß, mein Herr«, sagte der zuerst angefallene Edelmann, »aber ich glaube, daß ich Euch einen ähnlichen zeigen werde; seht!«

Und indem er nun auch ausfiel, stieß er seinen Degen bis an das Heft in den Leib eines Banditen.

Fast zu gleicher Zeit verschwand der Dolch des Herzogs von Montpensier bis an das Heft in der Gurgel seines Gegners.

Die Banditen waren nur noch sechs gegen fünf, das heißt, sie fingen an, die Schwächeren zu sein, als sich plötzlich beide Flügel von dem Thore des Hôtels Coligny öffneten und der Admiral von zwei Fackelträgern und vier bewaffneten Dienern begleitet unter dem erleuchteten Gewölbe erschien.

Mit einem Schlafrocke bekleidet und seinen bloßen Degen in der Hand haltend, rief er aus:

»Heda! Schurken! was ist das? Man säubere die Straße, und geschwind! Wo nicht, so spieße ich Euch alle, wie Ihr da seid, wie Raben an das Hofthor meines Hôtels.«

Indem er sich hieraus an die Bedienten wandte, sagte er:

»Vorwärts, Kinder! draus! drauf! Auf diese Schurken!«

Und das Beispiel gebend, stürzte er aus den Kampfplatz.

Für dieses Mal war es nicht mehr möglich Stand zu halten.

»Rette sich, wer kann«, rief der Hauptmann aus, indem er, aber etwas zu spät, einen Degenstoß parierte, der noch die Kraft hatte ihm den Arm zu durchbohren, »rette sich, wer kanns es ist der Prinz von Condé!«

Und indem er sich mit einer raschen Bewegung zur Linken wandte, machte er sich in vollem Laufe aus dem Staube.

Unglücklicherweise konnten fünf seiner Gesellen diesen wohlgemeinten Rat nicht benützen; vier lagen auf dem Boden und der fünfte war gezwungen sich an die Mauer zu lehnen, um nicht zu fallen.

Der, welcher an die Mauer gelehnt war, befand sich dort durch die Hand des Prinzen de la Roche-sur-Yon, so daß Jeder seine Pflicht getan hatte.

Auf der Seite der Edelleute gab es nur Schrammen oder leichte Wunden.

Als der zuerst angegriffene Edelmann zu seinem großen Erstaunen erfuhr, daß der, welcher ihm zuerst zu Hilfe gekommen, Niemand anderer als der Prinz von Condé wäre, wandte er sich nach dessen Seite, und sich ehrerbietig verneigend, sagte er zu ihm:

»Gnädiger Herr, ich habe der Vorsehung doppelt zu danken, erstens dafür, durch sie gerettet worden zu sein, zweitens dafür, daß sie als Werkzeug meiner Rettung, mögen es mir diese geehrten Herren nicht übel nehmen, den tapfersten Edelmann von Frankreich gewählt hat.«

»Bei meiner Treue!« sagte der Prinz, »ich freue mich, daß der Zufall mich zu dieser Stunde der Nacht zu meinem Vetter, dem Admiral, geführt hat, was mich in Stand gesetzt hat, Euch zu dienen. Jetzt, wo Ihr mir für das Wenige, was ich für Euch getan habe, in so guten Ausdrücken dankt, würde ich Euch verpflichtet sein, wenn Ihr mir euren Namen sagtet.«

»Gnädiger Herr, ich nenne mich Gottfried von Barré.«

»Ah!« unterbrach ihn Condé, »Baron von Perigord, Herr de la Rénaudie.«

»Einer meiner guten Freunde«, sagte der Admiral, indem er La Rénaudie die eine Hand und dem Prinzen von Condé die andere reichte; »aber ich irre mich nicht!« fuhr der Admiral fort, »und es ist lange her, daß das Pflaster des Königs eine so schöne und so gute Gesellschaft versammelt hat, — der Herr Herzog von Montpensier und der Herr Prinz de la Roche-sur-Yon!«

»In Person, Herr Admiral«, sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, während La Rénaudie sich zu ihm und zu seinem Begleiter umwandte und sie beide begrüßend, fügte er hinzu: »und wenn es diesen armen Teufeln angenehm sein kann, zu wissen, daß die, welche ihnen ihre Bisse für die Hölle gegeben, gerade keine gewöhnlichen Leute sind, so mögen sie ruhig und zufrieden sterben.«

»Meine Herren«, sagte der Admiral, »das Thor des Hôtels Coligny steht offen, das heißt, Euch zu sagen, daß wenn Ihr mir die Ehre erzeigen wollt, in meine Wohnung hinaufzugehen und dort einige Erfrischungen einzunehmen, Ihr willkommen sein werdet.«

»Ich danke, mein Vetter«, sagte Herr von Condé. »Ihr wißt, daß ich Euch vor zehn Minuten mit der Absicht verließ, nach Haus zurückzukehren. — Ich dachte mir nicht, daß ich das Vergnügen haben würde, vor eurer Türe einem Edelmanne zu begegnen, dessen Bekanntschaft Ihr mir versprochen habt.«

Und er grüßte La Rénaudie höflich.

»Ein tapferer Edelmann, den ich am Werke gesehen habe, mein Vetter, und der sich bei meiner Treue herrlich herausgezogen hat«, fuhr der Prinz fort. »Seid Ihr schon lange in Paris, Herr von Barré?«

»Ich komme so eben an, gnädiger Herr«, antwortete La Rénaudie mit einem Ausdrücke unendlicher Schwermut, und indem er einen Blick auf den Unglücklichen warf, den er mit seinem letzten Degenstich auf das Pflaster hingestreckt hatte, »und ich erwartete nicht, fügte er hinzu, »den Tod eines Menschen zu verursachen und einem großen Prinzen das Leben zu verdanken, bevor eine halbe Stunde verflossen war, seitdem ich das Thor durchschritten habe.«

»Herr Baron», sagte der Prinz von Condé, indem er mit seiner gewöhnlichen Anmut und Höflichkeit dem jungen Manne die Hand reichte, »seid überzeugt, daß es mir ein großes Vergnügen gewähren wird, Euch wiederzusehen, die Freunde des Admirals sind die Freunde des Prinzen von Condé.«

»Schön, mein lieber Prinz«, sagte Coligny mit einem Ausdrucke, welcher bedeutete: es ist kein eitles Versprechen, welches Ihr uns da gebt, und wir werden darauf zurückkommen.

Sich hierauf an die jungen Leute wendend, fragte er:

»Und Ihr, meine gnädigen Herren, werdet Ihr mir die Ehre ausschlagen, in mein Haus einzutreten? — Bevor ich der Feind eures Vaters geworden, Herr von Montpensier, oder vielmehr, bevor er der meinige geworden, waren wir gute und lustige Kameraden. — Ich hoffe«, fügte er seufzend hinzu, »daß es die Zeiten sind, welche sich geändert haben und nicht die Herzen.«

»Ich danke, Herr Admiral«, antwortete der Herzog von Montpensier, indem er für sich und für den Prinzen de la Roche-sur-Yon antwortete, denn an diesen waren die Worte Coligny's besonders gerichtet gewesen, »wir würden mit großem Vergnügen eure Gastfreundschaft annehmen, wäre es auch nur für einen Augenblick; aber von hier nach dem Hôtel Condé ist es weit, man muß über die Brücke s und durch schlimme Quartiere gehen, und wir wollen den Prinzen um die Gunst bitten, unsere Begleitung anzunehmen.«

»Geht, meine Herren, und Gott behüte Euch! — Übrigens möchte ich nicht allen *Tiresoies* und *Tirelaines* von Paris raten, sich an drei Tapferen wie Ihr seid, zu vergreifen.

Diese ganze Unterhaltung hatte auf dem Kampfplatze selbst stattgefunden, und die Sieger standen mit den Füßen in dem Blute und ohne daß einer von ihnen, ausgenommen La Rénaudie, der einer anderen Zeit anzugehören schien, den fünf Unglücklichen einen Blick schenkte, von denen drei bereits Leichen waren, aber zwei noch röchelten.

Der Prinz von Condé, der Prinz de la Roche-sur-Yon grüßten den Admiral und La Rénaudie, und gingen wieder nach der Seite der Mühlenbrücke hinauf, da ein Edikt den Fährleuten verbot, ihre Fähre nach neun Uhr Abends in Bewegung zu setzen.

Mit La Rénaudie allein geblieben, reichte ihm der Admiral die Hand.

»Ihr kommt zu mir, nicht wahr, mein Freund?« sagte er zu ihm.

»Ja, ich komme so eben von Genf und habe Euch die wichtigsten Nachrichten mitzuteilen.«

»Tretet zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ein, mein Haus ist das eure.«

Und er zeigte ihm das offene Thor des Hôtels welches den Gast, der zu ihm unter dem Schutze des Herrn kommen sollte, da der Herr ihn so wunderbar gerettet hatte, erwartete.

Während dieser Zeit erzählten die jungen Leute, welche, wie man sich wohl denken wird, den Prinzen begleitet hatten, nicht um ihm eine Bedeckung zu bilden, sondern um ihm das Abenteuer des Königs und des Fräuleins von Saint-André zu erzählen, ihm, ohne irgend einen Umstand auszulassen, dieses Ereignis, das er selbst mit weit bestimmteren Umständen so eben dem Admirale erzählt hatte.

Die Neuigkeit war für Herrn von Coligny ganz frisch gewesen. — Die Frau Admiralin war nach Haus zurückgekehrt und hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen, ohne ein Wort nicht allein über dieses Ereignis zu sagen, welches sie nicht voraussehen konnte, sondern auch über den Verlust des Billetts, der ersten Ursache dieses ganzen Lärmes, — so daß, so gut Herr von Condé auch über alles! Übrige unterrichtet war, er noch nicht wußte, — so wahr ist es, daß uns immer etwas zu erfahren übrig bleibt, — auf welche Weise und auf welche Anzeigen der ganze Hof, Herr von Saint-André und Herr von Joinville an der Spitze, in den Saal der Metamorphosen gedrungen waren.

Das war ein Geheimnis, welches ihm die beiden jungen Prinzen mitteilen konnten.

Sie erzählten ihm daher, wie die Hirten Virgil’s miteinander abwechselnd, wie die Admiralin so sehr gelacht hätte, daß sie dabei geweint, — wie sie noch mehr weinend als lachend ihr Schnupftuch aus ihrer Tasche gezogen hätte, um sich die Augen abzutrocknen, wie sie beim Herausziehen des Schnupftuches aus der Tasche zu gleicher Zeit ein Billett herausgezogen hätte, das auf den Boden gefallen wäre, — wie Herr von Joinville dieses Billett aufgerafft hätte, wie der junge Prinz nach der Entfernung der Frau Admiralin dieses Billett der Königin Mutter mitgeteilt hätte, — wie die Königin Mutter in der Meinung, daß genanntes Billett ihre gute Freundin, die Admiralin, persönlich anginge, zur Überraschung angetrieben hätte, wie die einstimmig beschlossene Überraschung ausgeführt worden wäre, und wie am Ende die Überraschung auf die zurückgefallen sei, welche zu überraschen geglaubt hätten.

Zu Ende der Erzählung war man an dem Thore des Hôtels Condé angelangt. Der Prinz machte nun auch den beiden jungen Leuten dasselbe Anerbieten, welches der Admiral ihnen Allen gemacht hatte; aber sie schlugen es aus; nur gestanden sie dem Prinzen die wahre Ursache ihrer Weigerung: sie hatten mit diesem ganzen Gefechte des Herrn de la Rénaudie eine kostbare Zeit verloren, und noch viele Freunde, denen sie das zu erzählen hatten was sie Herrn von Condé erzählt.

»Was mich am meisten bei diesem Abenteuer freut«, sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er Herrn von Condé zum letzten Mal die Hand drückte, »ist das Gesicht, welches der Liebhaber des Fräuleins von Saint-André machen wird, wenn er diese Neuigkeit erfährt.«

»Wie, der Liebhaber!« sagte der Prinz von Condé, indem er die Hand des Herrn de la Roche-sur-Yon zurückhielt, die er im Begriffe war loszulassen.

»Wie! Ihr wißt das nicht?« sagte der junge Mann.

»Ich weiß nichts, mein Herr«, erwiderte der Prinz lachend, »sagt, sagt.«

»Ah, bravo!« rief der Herzog von Montpensier aus, »denn das ist das Hübscheste der Geschichte.«

»Ihr wußtet nicht«, begann der Prinz de la Roche-sur-Yon wieder, »daß Fräulein von Saint-André außer einem Verlobten und einem Geliebten noch einen Liebhaber hatte?«

»Und wer ist dieser Liebhaber?« fragte der Prinz.

»Ah, bei meiner Treue, dieses Mal fragt Ihr mich zu viel, ich weiß seinen Namen nicht.«

»Ist er jung, ist er alt?« fragte der Prinz.

»Man sieht sein Gesicht nicht.«

»Wahrhaftig!«

»Nein, er ist immer in einen weiten Mantel gehüllt, der ihm den ganzen unteren Teil des Gesichts verbirgt.«

»Es ist irgend ein Spanier von dem Hofe König Philipps II.«, sagte der Herzog von Montpensier.

»Und wo erscheint dieser Liebhaber, oder vielmehr dieser Schatten?«

»Wenn Ihr weniger selten im Louvre wäret, mein lieber Prinz, so würdet Ihr eine solche Frage nicht tun«, sagte der Herzog von Montpensier.

»Warum das?«

»Weil er jetzt seit bald sechs Monaten, sobald die Nacht hereinbricht, unter den Fenstern der Schönen auf und ab geht.«

»Bah!«

»Es ist wie ich Euch sage.«

»Und Ihr wißt den Namen dieses Mannes nicht?«

»Nein!«

»Ihr habt sein Gesicht nicht gesehen?«

»Niemals. »

»Ihr habt ihn nicht an seiner Haltung erkannt?«

»Er ist immer in einen ungeheuren Mantel gehüllt.«

»Und Ihr ahnt nicht wer er ist, Prinz? »

»Durchaus nicht.«

»Nicht die geringste Vermutung, Herzog?«

»Nicht die geringste.«

»Man hat indessen wohl irgend eine Vermutung ausgesprochen? . . . «

»Eine unter anderen«, sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon.

»Welche?«

»Man hat gesagt, daß Ihr es wäret«, fuhr der Herzog von Montpensier fort.

»Ich habe so viele Feinde im Louvre.«

»Aber dem war nicht so, nicht wahr?«

»Ich bitte Euch um Verzeihung, meine Herren, ich war es.«

Und die beiden jungen Leute ungezwungen grüßend, kehrte der Prinz in sein Hôtel zurück, dessen Tür er wieder hinter sich verschloß, und ließ Herrn von Montpensier und Herrn de la Roche-sur-Yon auf das Höchste erstaunt mitten auf der Straße.

IV.

Wie die Mutter, so der Sohn.

Die Königin Mutter hatte die ganze Nacht über kein Auge geschlossen.

Bis dahin hatte ihr Sohn, ein schwaches, kränkliches, kaum mannbares, mit einer koketten jungen Königin verheiratetes Kind, sich nur mit der Liebe, der Jagd und der Dichtkunst beschäftigend, ihr und den beiden Guises die gänzliche Verwaltung der Geschäfte überlassen: das, was die Könige die Last des Staates nennen, und die sie indessen so eifersüchtig sind zu behalten.

Für Katharinen, erzogen unter den Intrigen der italienischen Politik, einer kleinlichen und ränkevollen Politik, gut für ein kleines Herzogtum wie Toskana, aber eines großen Reiches, wie Frankreich zu sein anfing, unwürdig, war die Macht das Leben.

Was sah sie nun aber an dem, dem ihrigen entgegengesetzten Horizonte aufsteigen? Eine Nebenbuhlerin, nicht in der Liebe ihres Sohnes, über die Liebe ihres Sohnes hätte sie sich getröstet. Wer nicht liebt, hat nicht das Recht zu verlangen, daß man ihn liebt, und sie liebte weder Franz II. noch Carl IX.

Das einzige ihrer Kinder, welches sie liebte, war ihr Herzog von Anjou. Man gab für diesen Vorzug einen Grund an, nämlich daß er der Sohn des Geliebten wäre, statt der Sohn des Gatten zu sein, — der Sohn des Cardinals von Guise, statt der Sohn Heinrichs II.

Die sonderbarsten Gerüchte waren daher auch über die von Katharinen angewandten Mittel im Umlaufe, um die beiden älteren Söhne, die, welche zuerst regieren sollten, Franz und Carl, in ihrer Schwäche zu erhalten. Um diese Gerüchte wieder zu erzählen, bedürften wir der lateinischen Sprache und Sueton’s Styl.

Man suche daher im Sueton, und in Bezug auf die Reisen in der Sänfte, welche Nero mit Agrippina machte, wird man etwas Ähnliches von dem finden, was wir sagen wollen.

Die vorsichtige Florentinerin war daher erschrocken, als sie bei ihrem Sohne ein Gefühl sah, das ihr unbekannt war, das ihm nicht von ihr eingeflößt worden, das sich ohne sie entwickelt hatte und das plötzlich mitten an dem Hofe ausbrach, indem es sie zu gleicher Zeit und demzufolge noch mehr überraschte, als es die Andern überraschte.

Und sie erschrak besonders, weil sie die kannte, an welche sich ihr Sohn gewandt hatte, denn durch die sechzehn Jahre des jungen Mädchens hatte sie in flammenden Blitzen den Ehrgeiz der Frau leuchten sehen.

Sobald es Tag war, hatte sie daher ihrem Sohne sagen lassen, daß sie unwohl sei, und daß sie ihn bäte zu ihr zu kommen.

In ihrer Wohnung stand es Katharinen wie einem geschickten Schauspieler auf seiner Bühne frei, ihre Stelle zu wählen und dem Auftritte zu gebieten. — Sie stellte sich in den Schatten, wo sie halb unsichtbar blieb; sie stellte den, mit welchem sie sprach, in das Licht, wo sie Alles sehen konnte.

Darum stellte Katharina, statt zu ihrem Sohne zu gehen, sich unwohl und ließ ihm sagen, daß er zu ihr kommen möge.

Der Bote kehrte zurück, indem er sagte, daß der König noch schliefe.

Sie wartete ungeduldig noch eine Stunde und sandte von neuem hin.

Dieselbe Antwort.

Sie wartete mit zunehmender Ungeduld noch eine andere Stunde.

Der König schlief immer noch.

»Oh, oh!« murmelte Katharina, »die Söhne von Frankreich haben nicht die Gewohnheit solange zu schlafen, hätten sie auch die Nacht mit ihren Maitressen zugebracht; das ist ein zu hartnäckiger Schlaf um natürlich zu sein.«

Und sie verließ ihr Bett, in welchem sie in der Hoffnung gewartet hatte, den Austritt, den sie vorhatte, halb durch die Vorhänge verborgen spielen zu können, und gab den Befehl, daß man sie ankleide.

Der Schauplatz verwandelte sich. Alles, was Katharinen in ihrer Wohnung gedient hätte, fehlte ihr bei ihrem Sohne; aber sie hielt sich für eine hinlänglich gewandte Schauspielerin, so daß diese Verwandlung der Bühne keinen Einfluß auf die Entwicklung haben würde.

Ihre Toilette war flüchtig, und als sie beendigt, ging sie in aller Eile nach den Gemächern ihres Sohnes.

Sie trat zu jeder Stunde zu dem König ein, wie eine Mutter zu ihrem Sohne eintritt. Keiner der Bedienten oder der in den andern Zimmern sich aufhaltenden Beamten hätte daran gedacht, sie aufzuhalten.

Sie schritt daher durch den ersten Saal, welcher nach dem Zimmer des Königs führte, und indem sie den Vorhang der Schlafzimmertür aufhob, erblickte sie ihn, nicht liegend, nicht in seinem Bette schlafend, sondern vor einem Tische, der Brüstung eines Fensters gegenüber sitzend.

Den Ellenbogen auf diesen Tisch gestützt und den Rücken der Tür zugewandt, betrachtete er einen Gegenstand mit so vieler Aufmerksamkeit, daß er den Türvorhang nicht vor seiner Mutter sich erheben und hinter ihr wieder herabfallen hörte.

Katharina blieb an der Tür stehen; ihr Auge, das sich anfangs auf das Bett verirrt hatte, heftete sich auf Franz II.

Ihr Blick schleuderte einen Blitz, in welchem zuverlässig mehr Haß als Liebe lag.

Dann schritt sie langsam und ohne mehr Geräusch voran, als wenn sie ein Schatten gewesen wäre, statt ein Körper zu sein. Sie stützte sich aus die Lehne des Sessels und blickte über die Schulter ihres Sohnes.

Der König hatte sie nicht kommen hören; er saß vor einem Portrait des Fräuleins von Saint-André in Entzücken versunken.

Der Ausdruck ihres Gesichts wurde fest und ging durch eine schnelle Zusammenziehung der Muskeln zu dem offenbarsten Hasse über.

Dann spannten sich durch eine gewaltige Herrschaft über sich selbst alle Muskeln dieses Gesichts wieder ab, das Lächeln kehrte aus ihre Lippen zurück und sie senkte ihren Kopf fast so weit, um den des Königs zu berühren.

Franz erbebte vor Schrecken, als er den warmen Hauch eines Atems durch seine Haare ziehen fühlte.

Er wandte sich rasch um und erkannte seine Mutter.

Mit einer gedankenschnellen Bewegung drehte er das Portrait um, welches er das Bild nach unten auf den Tisch legte, indem er seine Hand daraus drückte.

Hierauf, statt seine Mutter zu grüßen und zu umarmen wie er es gewohnt war, schob er den Sessel zurück und entfernte sich von Katharinen.

Dann grüßte er sie frostig.

»Nun denn, mein Sohn?« fragte die Florentinerin, ohne daß sie das wenig Liebevolle des Grußes zu bemerken schien, »was trägt sich denn zu?«

»Ihr fragt mich, was sich zuträgt?«

»Ja.«

»Ei nichts, so viel ich weiß, meine Mutter.«

»Verzeiht, mein Sohn, es muß sich irgend etwas Außergewöhnliches zutragen.«

»Und warum das?«

»Weil es nicht eure Gewohnheit ist, bis zu dieser Stunde zu Bett zu bleiben. Freilich hat man mich vielleicht hintergangen, oder mein Bote hat falsch verstanden. »

Franz schwieg, indem er seine Mutter fast ebenso fest anblickte als sie ihn.

»Ich habe seit heute Morgen viermal zu Euch geschickt«, fuhr Katharina fort, »man hat mir geantwortet, daß Ihr schlieft.«

Sie machte eine Pause; aber der König beobachtete dasselbe Schweigen, indem er sie immer anblickte, wie um ihr zu sagen:

»Nun denn, weiter?«

»So daß ich«, fuhr Katharina fort, »beunruhigt durch diesen beharrlichen Schlaf, gefürchtet habe, daß Ihr krank sein möchtet, und ich bin gekommen.«

»Ich danke Euch, gnädige Frau«, sagte der junge Fürst sich verneigend.

»Ihr dürft mich niemals so beunruhigen, Franz«, fuhr die Florentinerin fort, »Ihr wißt, wie sehr ich Euch liebe, wie teuer mir eure Gesundheit ist. Spielt daher nicht mehr mit den Besorgnissen eurer Mutter; ich bin außerdem schon durch genug Sorgen geplagt, so daß meine Kinder nicht nötig haben, diese Sorgen durch ihre Gleichgültigkeit gegen mich zu steigern.«

Der junge Mann schien einen Entschluß zu fassen. Ein mattes Lächeln zog über seinen Mund, indem er seiner Mutter die rechte Hand reichte, während die linke immer auf das Porträt gedrückt blieb.

»Ich danke, meine Mutter-« sagte er, »es liegt etwas mit vieler Übertreibung vermischte Wahrheit in dem, was man Euch gesagt hat; ich bin unwohl gewesen, ich habe eine unruhige Nacht zugebracht und bin zwei Stunden später als gewöhnlich aufgestanden.«

»Oh!« äußerte Katharina ganz traurig.

»Aber«, fuhr Franz II. fort, »ich habe mich jetzt gänzlich wieder erholt und bin bereit, mit Euch zu arbeiten, wenn das euer Belieben ist.«

»Und warum, mein lieber Sohn«, sagte Katharina, die Hand Franz II. in einer der ihrigen zurückhaltend, die sie an ihr Herz drückte, indem sie mit der anderen durch seine Haare fuhr, »warum habt Ihr eine unruhige Nacht zugebracht? Habe ich mir nicht die ganze Last der Geschäfte vorbehalten, indem ich Euch nur die Genüsse des Königtums überließ? Woher kommt es, daß sich Jemand erlaubt hat, Euch eine Beschwerde aufzuerlegen, welche die meinige sein muß? denn ich sehe voraus, nicht wahr, daß es die Interessen des Staates sind, die Euch beunruhigt haben.«

»Ja, gnädige Frau«, antwortete Franz II. mit so vieler Hast, daß Katharina die Lüge erraten hätte, wenn sie nicht im Voraus die wahre Ursache der Aufregung gewußt, »diese Nacht ist in der Tat so unruhig gewesen.«

Aber sie hütete sich wohl den geringsten Zweifel auszudrücken und tat im Gegenteile, wie wenn sie den Worten ihres Sohnes vollen Glauben geschenkt hätte.

»Es galt irgend einen wichtigen Entschluß zu fassen, nicht wahr«, fuhr Katharina fort, sichtlich entschlossen, ihren Sohn bis aus das Äußerste zu treiben, — »irgend einen Feind zu bekämpfen, irgend eine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, irgend eine Steuer weniger drückend zu machen, irgend eine Verurteilung zum Tode zu bestätigen.«

Franz II. dachte bei diesen Worten daran, daß man in der Tat am vorigen Tage von ihm die Hinrichtung des Rates Anne Dubourg für denselben Abend verlangt hätte.

Er ergriff begierig die Antwort, die ihm geboten war.

»Ganz recht, das ist es, meine Mutter, es handelt sich um ein Todesurtheil, und ein Todesurtheil durch einen Menschen, wäre dieser Mensch auch der König — über einen anderen Menschen zu fällen, ist immer etwas so Ernstes, daß das die Ursache der Unruhe ist, in der ich mich seit gestern befinde.«

»Ihr fürchtet Euch den Tod eines Unschuldigen zu unterzeichnen, nicht wahr?«

»Des Herrn Dubourg, — ja, meine Mutter.«

»Das zeigt von einem guten Herzen, Franz, und Ihr seid der würdige Sohn eurer Mutter. Aber über diesen Punkt ist glücklicherweise kein Irrtum zu begehen. Der Rat Dubourg ist von drei verschiedenen Gerichtshöfen als der Ketzerei schuldig

erkannt worden und die Unterschrift, welche man von Euch verlangt, damit die Hinrichtung heute Abend stattfinden kann, ist eine einfache Förmlichkeit.«

»Das ist gerade das Schreckliche, meine Mutter«, sagte Franz, »daß eine einfache Förmlichkeit hinreicht, um das Leben eines Menschen zu endigen.«

»Was für ein vortreffliches Herz Ihr habt, mein Sohn!« sagte Katharina, »und wie stolz ich auf Euch bin! Ihr müßt Euch indessen beruhigen, das Wohl des Staates geht dem Leben eines Menschen vor, und bei diesem Umstande werdet Ihr um so weniger Zweifel zu hegen haben, weil der Rat sterben muß; zuvörderst, weil sein Tod gerecht ist, dann, weil sein Tod notwendig ist.«

»Es ist Euch nicht unbekannt, meine Mutter, sagte der junge Mann nach einem Augenblicke des Zögerns und indem er erbleichte, »daß ich zwei Drohbriefe erhalten habe.«

»Lügenhaft und feig«, murmelte Katharina zwischen ihren Zähnen.

Dann sagte sie laut mit einem Lächeln:

»Mein Sohn, gerade weil Ihr diese beiden Drohbriefe in Bezug auf Herrn Dubourg erhalten habt, müßt Ihr Herrn Dubourg verurteilen, sonst würde man glauben, daß Ihr Drohungen nachgegeben habt, und daß eure Gnade Furcht sei.«

»Ah«, sagte Franz, »Ihr glaubt das?«

»Ja, ich glaube es, mein Sohn«, antwortete Katharina, »während, wenn Ihr im Gegenteile beim Trompetenschall diese beiden Briefe und nach den beiden Briefen das Urteil bekannt machen laßt, ein großer Ruhm für Euch, und eine große Schande für Herrn Dubourg daraus hervorgehen wird. Alle die, welche in diesem Augenblicke weder für noch gegen ihn sind, werden gegen ihn sein.«

Franz schien zu überlegen.

»Noch der Art der Abfassung dieser Briefe«, fuhr Katharina fort, »würde ich mich sogar nicht verwundern, daß es ein Freund wäre, der sie geschrieben hätte, und nicht ein Feind.«

»Ein Freund, gnädige Frau?«

»Ja«, beharrte Katharina, »von einem Freunde, dem zugleich das Glück des Königs und der Ruhm des Reiches am Herzen liegt.«

Der junge Mann senkte seinen trüben Blick unter dem stechenden Blicke seiner Mutter.

Indem er hierauf nach einem Augenblicke des Schweigens den Kopf wieder erhob, sagte er:

»Ihr habt mir diese beiden Briefe schreiben lassen, nicht wahr, gnädige Frau?«

»Oh«, sagte Katharina in einem Tone, welcher ihre Worte Lügen strafte, »das sage ich nicht, mein Sohn.«

Katharina hatte einen doppelten Grund ihren Sohn glauben zu lassen, daß die beiden Briefe von ihr herrührten: zuvörderst ließ sie ihn über seine Feigheit erröten und dann nahm sie ihm die Furcht, welche diese Briefe ihm einflößen konnten.

Der junge Mann, den diese Briefe schrecklich beunruhigt hatten, und der auf dem Gründe des Herzens noch einen Zweifel bewahrte, schleuderte einen flüchtigen Blick des Zornes und des Hasses auf seine Mutter.

Katharina lächelte.

»Wenn er mich erdrosseln könnte«, sagte sie in ihrem Innern, »so würde er es in diesem Augenblicke zuverlässig tun, aber glücklicherweise kann er es nicht.«

Also, die geheuchelte mütterliche Zärtlichkeit, die Beteuerung der Aufopferung, die Schmeicheleien Katharinens, —,Nichts hatte das Herz Franz II. zu rühren vermocht. Die Königin Mutter sah daher auch, daß das in Erfüllung zu gehen drohe, was sie gefürchtet hatte, und daß sie, wenn sie nicht auf das Schnellste zuvorkäme, auf dem Punkte stände die Herrschaft zu verlieren, die sie über ihn hatte.

Sie änderte daher auch gänzlich und auf der Stelle ihren Plan.

Sie stieß einen Seufzer aus, schüttelte den Kopf und gab ihrem Gesichte den Ausdruck der tiefsten Niedergeschlagenheit.

»Ach! mein Sohn«, rief sie aus, »ich muß also zu der Überzeugung gelangen, was ich zu glauben zögerte, aber woran zu zweifeln mir nicht mehr erlaubt ist.«

»Worüber, gnädige Frau?« fragte Franz.

»Mein Sohn, mein Sohn!« sagte Katharina, indem sie eine Träne zu Hilfe zu rufen suchte, »Ihr habt kein Vertrauen mehr zu eurer Mutter.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« antwortete der junge Mann mit einer Miene finsterer Ungeduld, »ich verstehe Euch nicht.«

»Ich will sagen, Franz, daß Ihr mit einem Male fünfzehn Jahre tödlicher Besorgnis vergessen habt! Fünfzehn Jahre der Nachtwachen an eurem Bette! Ich will sagen, daß Ihr die Schrecken vergeßt, in welche mich eure krankhafte Kindheit versetzte, die unaufhörliche Pflege, mit der meine Sorgfalt Euch seit der Wiege umgeben hat.«

»Ich verstehe nicht besser, gnädige Frau, aber ich bin an Geduld gewöhnt worden, ich höre und erwarte.«

Und die zusammengedrückte Hand des jungen Mannes strafte diese Sanftmut, deren er sich rühmte, Lügen, indem er das Porträt des Fräuleins von Saint-André mit einer fast krampfhaften Bewegung drückte.

»Wohlan«, begann Katharina wieder, »Ihr werdet mich verstehen. Ich sage, Franz, daß ich in Folge der Pflege, die ich Euch gewidmet habe, Euch ebenso gut kenne, als Ihr Euch. Nun aber ist diese Nacht voll von Unruhe für Euch gewesen, ich weiß es, aber nicht weil Ihr an das Wohl des Staates gedacht habt, nicht weil Ihr zwischen der Unterschrift und der Gnade gezögert habt, — sondern weil das Geheimnis eurer Liebe entschleiert worden ist.«

»Meine Mutter!« rief der junge Mann aus, dem Alles was er an Scham und Zorn während der vorhergehenden Nacht verschluckt hatte, wieder auf die Stirn stieg.

»Wollt Ihr mich etwa Lügen strafen, mein Sohn, wenn ich Euch sage, daß Ihr, wo nicht die ganze Nacht, doch wenigstens einen Teil derselben mit Fräulein von Saint-

André zugebracht habt?«

Franz, dessen Gesicht gewöhnlich eine ungesunde Blässe hatte, errötete wie wenn eine Blutwolke vor sein Gesicht träte.

Er stand auf, blieb aber mit der Hand an die Lehne seines Sessels geklammert.

»Ah! Ihr wißt das, meine Mutter?«

»Wie kindisch Ihr seid, Franz!« sagte Katharina mit jener Gutmütigkeit, die sie so gut zu heucheln verstand, »wissen die Mütter etwa nicht Alles?«

Franz blieb stumm, mit zusammengepreßten Zähnen und bebenden Wangen.

Katharina fuhr mit ihrer sanften Stimme fort:

»Sagt an, mein Sohn, warum habt Ihr mir die Mitteilung dieser Leidenschaft verweigert? — Ohne Zweifel hätte ich Euch einige Vorwürfe gemacht, ohne Zweifel hätte ich Euch an eure Pflichten als Gatte erinnert, ohne Zweifel hätte ich versucht, die Anmut, die Schönheit, den Geist der jungen Königin vor euren Augen hervorzuheben . . . «

Franz schüttelte mit einem finstren Lächeln den Kopf.

»Das hätte nichts gefruchtet?« begann Katharina wieder. »Wohlan, wenn ich das Übel unheilbar gesehen, so hätte ich nicht mehr versucht es zu heilen. Ich hätte Euch geraten. Ist denn eine Mutter nicht die sichtbare Vorsehung ihres Kindes? Und wenn ich Euch so zärtlich verliebt in Fräulein von Saint-André gesehen hätte, — denn es scheint, daß Ihr Fräulein von Saint-André sehr liebt . . . «

»Sehr, ja, gnädige Frau.«

»Wohlan, dann hätte ich die Augen zugemacht. Es wäre mir weit leichter gewesen sie als Mutter zuzumachen, wie sie als Gattin zuzumachen. Nun denn, habe ich nicht durch fünfzehn Jahre Frau von Valentinois das Herz eures Vaters mit mir teilen, zuweilen sogar es mir ganz nehmen sehen? Nun denn, glaubt Ihr, daß das, was eine Frau für ihren Gatten getan hat, eine Mutter nicht für ihren Sohn tun kann? Seid Ihr nicht mein Stolz, meine Wonne, mein Glück? Woher kommt es denn, daß Ihr verstohlen geliebt habt, ohne mir es zu sagen?«

»Meine Mutter«, antwortete Franz II. mit einer Kaltblütigkeit, die seiner Verstellung in den Augen von Jemand Ehre gemacht hätte, welcher das hätte erraten können, was folgen wird, — »Ihr seid in Wahrheit so gütig mit mir, daß ich erröte, Euch länger zu täuschen. — Nun denn, ja ich gestehe es, ich liebe Fräulein von Saint-André.«

»Ah!« äußerte Katharina, »Ihr seht wohl.«

»Bemerkt, meine Mutter, daß Ihr mir zum ersten Male von dieser Liebe sprecht, und daß wenn Ihr mir früher davon gesprochen hättet, da ich keinen Grund habe sie Euch zu verhehlen, da diese Liebe nicht allein in meinem Herzen, sondern auch noch in meinem Willen liegt, ich sie Euch früher gestanden haben würde, wenn Ihr mir früher davon gesprochen hättet.«

»In eurem Willen, Franz?« äußerte Katharina erstaunt.

»Ja, nicht wahr, es wundert Euch, daß ich einen Willen habe, meine Mutter? Aber es gibt Etwas, das auch mich wundert«, sagte der junge Mann, indem er sie fest anblickte, »nämlich daß Ihr heute Morgen gegen mich diese Komödie mütterlicher Zärtlichkeit spieltet, während Ihr es seid die Ihr heute Nacht mein Geheimnis dem Gelächter des Hofes Preis gegeben habt, wo Ihr die einzige Ursache dessen seid, was sich zugetragen hat.«

»Franz!« rief die Königin immer erstaunter aus.

»Nein«, fuhr der junge Mann fort, »nein, gnädige Frau, ich schlief heute Morgen nicht, als Ihr mich rufen ließt, ich sammelte alle Auskünfte über die erste Ursache dieses Scandales, und aus allen diesen Auskünften, die ich gesammelt habe, ist für mich die Gewißheit hervorgegangen, daß Ihr mir die Falle gestellt habt, in die ich geraten bin.«

»Mein Sohn, mein Sohn! gebt wohl Acht was Ihr sagt!« antwortete Katharina mit knirschenden Zähnen und indem sie einen funkelnden und wie die Klinge eines Dolches scharfen Blick auf ihren Sohn warf.

»Zuvörderst, gnädige Frau, werden wir über einen Punkt einig, nämlich daß es unter uns weder einen Sohn noch eine Mutter mehr gibt!«

Katharina machte eine Bewegung, welche halb Drohung halb Schrecken war.

»Es gibt einen König, der Gott sei Dank volljährig geworden ist, — es gibt eine Königin Regentin, welche nichts mehr mit den Angelegenheiten des Staates zu tun hat, wenn dieser König es will. — Man regiert in Frankreich mit vierzehn Jahren, gnädige Frau, und ich bin sechzehn alt, — Nun denn, ich bin dieser Kinderrolle überdrüssig; die Ihr fortfahrt mich spielen zu lassen und für die ich schon zu alt bin. Ich bin es müde, um meine Hüften herum ein Gängelband zu fühlen, wie wenn ich noch in den Windeln wäre. Kurz, und um Alles zu sagen, gnädige Frau, von heute an werden wir mit eurem Belieben jeder unseren wahren Platz wieder einnehmen. Ich bin euer König, gnädige Frau, und Ihr seid nur meine Untertanin.«

Wenn der Blitz mitten in dieses Zimmer eingeschlagen, so hätte er keine schrecklichere Wirkung hervorgebracht, als diese vernichtende, mitten unter die Pläne Katharinens fallende Anrede. — Es war also nicht wahr, was sie in ihrer heuchlerischen Spötterei zu sagen geglaubt hatte: sie hatte sechzehn Jahre der Erziehung, der Pflege, der Leitung des Unterrichtes dieses rachitischen Kindes verloren. Sie hatte ein schwaches, kränkliches, gehorsames, leidendes Wesen aus ihm gemacht, wie die Bändiger wilder Tiere unserer Tage diesen jungen Löwen erschöpft, und setzt erwachte dieser junge Löwe plötzlich, brüllte, zeigte die Krallen, warf feurige Augen auf sie und stürzte mit der ganzen Länge seiner Kette auf sie zu.

Wer konnte dafür stehen, daß wenn er diese Kette bräche, er sie nicht zerreißen würde!

Sie wich entsetzt zurück.

V.

Wie die Mutter, so der Sohn.
(Fortsetzung.)

Für eine Frau, wie Katharina von Medici, war in der Tat Ursache vorhanden, über das zu schaudern, was sie gesehen und gehört hatte.

Und was sie vielleicht noch mehr erschreckte, war nicht der Ausbruch des Endes, sondern die Verstellung des Anfangs.

Daß er sich zu verstellen wußte, war für sie Alles. Die Stärke dieser arglistigen, von ihr von Florenz mitgebrachten Politik war die Verstellung.

Und es war ein Weib, ein junges Mädchen, fast noch ein Kind, welches diese Veränderung hervorgebracht, diese krankhafte Natur wieder hergestellt, diesem schwächlichen Wesen die Kühnheit verliehen hatte, diese außerordentlichen Worte zu sagen:

»Von heute an bin ich euer König und Ihr seid nur noch meine Untertanin!«

Die Frau, welche diese außerordentliche Verwandlung bewirkt hat, dachte Katharina, die Frau, welche aus diesem Kinde einen Mann, aus diesem Sklaven einen König, aus diesem Zwerge einen Riesen gemacht hat, mit dieser Frau kann ich einen Kampf eingehen.

Dann murmelte die Königin Mutter im Stillen und wie um sich wieder Kräfte zu verleihen:

»So wahr Gott lebt, ich war es überdrüssig nur mit einem Phantome zu tun zu haben.«

»Mich also«, sagte sie zu Franz, ganz bereit den Kampf auszuhalten, so unerwartet er auch war, »auch also beschuldigt Ihr die Urheberin des Skandals der heutigen Nacht gewesen zu sein?«

»Ja«, antwortete der König trocken.

»Ihr beschuldigt eure Mutter, ohne gewiß zu sein, daß sie schuldig ist? Handelt so ein guter Sohn?«

»Wollt Ihr etwa behaupten, gnädige Frau, daß der Streich nicht von eurer Wohnung ausgegangen sei?«

»Ich sage Euch nicht, daß der Streich nicht aus meiner Wohnung ausgegangen ist, — ich sage Euch, daß der Streich nicht von mir ausgegangen ist.«

»Aber wer hat denn das Geheimnis meines Rendezvous mit Fräulein von Saint-André verraten.«

»Ein Billett.«

»Ein Billett?«

»Ein aus der Tasche der Frau Admiralin gefallenes Billett.«

»Ein aus der Tasche der Frau Admiralin gefallenes Billett? Welcher Scherz!«

»Gott behüte mich darüber zu scherzen, was ein Schmerz für Euch ist, mein Sohn.«

»Aber von wem war dieses Billett unterzeichnet?«

»Es hatte keine Unterschrift.«

»Von wem war es geschrieben?«

»Die Handschrift war mir unbekannt.«

»Aber was ist am Ende aus diesem Billett geworden?«

»Hier ist es«, sagte die Königin Mutter, welche es behalten hatte.

Und sie reichte dem König das Billett.

»Die Handschrift La None's«, rief der König aus. — Hierauf sagte er nach einer Sekunde mit zunehmendem Erstaunen:

»Mein Billett!«

»Ja, aber Ihr werdet zugeben, daß nur Ihr es zu erkennen vermögt.«

»Und Ihr sagt, daß dieses Billett aus der Tasche der Frau Admiralin gefallen ist?«

»Daß Jedermann geglaubt, daß sie es sei, von der die Rede wäre, und daß sie es war, die man überraschen wollte. Würdet Ihr Euch etwa einbilden«, fügte Katharina die Achsel zuckend und geringschätzend lächelnd hinzu, »würdet Ihr Euch sonst etwa einbilden, daß die beiden Personen, welche Ihr erblickt habt, als Ihr die Augen ausschlugt, der Marschall von Saint-André und der Herr von Joinville gewesen wären?«

»Und das Geheimnis dieser ganzen gegen mich und eine Frau, die ich liebe, gerichtete Intrige?«

»Die Frau Admiralin allein vermag es Euch zu geben.«

Franz hielt eine kleine goldene Pfeife an seinen Mund und ließ ein scharfes Pfeifen hören.

Ein Offizier erhob den Türvorhang.

»Man eile nach dem Hôtel des Admirals, Straße Bethisy, und sage der Frau Admiralin, daß der König sie auf der Stelle sprechen will.«

Als er sich umwandte, begegnete Franz dem starren und finsteren, auf ihn gehefteten Blicke seiner Mutter.

Er fühlte sich erröten.

»Ich bitte Euch um Verzeihung, meine Mutter«, sagte er ziemlich beschämt, daß seine Anklage falsch gewesen war, »ich bitte Euch um Verzeihung, Euch beargwöhnt zu haben.«

»Ihr habt mehr getan, als mich zu beargwöhnen,! Franz, Ihr habt mich schwer und hart beschuldigt. Aber ich bin nicht umsonst eure Mutter und bereit noch ganz andere! Beschuldigungen zu ertragen.«

»Meine Mutter!«

»Laßt mich fortfahren«, sagte Katharina die Stirne runzelnd, denn da sie fühlte, daß ihr Gegner nachgebe, so sah sie ein, daß es der Moment wäre, ihn niederzubeugen.

»Sprecht, meine Mutter«, sagte Franz.

»Ihr habt Euch also zuvörderst in diesem geirrt und zweitens habt Ihr Euch noch schwerer geirrt, indem Ihr mich eure Untertanin nanntet. — Ich bin ebenso wenig eure Untertanin, versteht Ihr, als Ihr mein König seid,, noch jemals sein werdet. Ich wiederhole Euch, Ihr seid nur mein Sohn, nichts mehr und nichts weniger.«

Der junge Mann knirschte mit den Zähnen und erbleichte bis zur Totenblässe.

»Ihr, meine Mutter«, sagte er mit einer Energie, welche Katharina nicht bei ihm vermutete, »Ihr seid es, die sich außerordentlich irrt. Ich bin euer Sohn, das ist wahr, aber weil ich euer erstgeborner Sohn bin, bin ich auch zu gleicher Zeit der König, und ich werde es Euch beweisen, meine Mutter.«

»Ihr«, äußerte Katharina, indem sie ihn anblickte, wie es eine Natter tut, die bereit ist über ihre Beute herzufallen, »Ihr! König! — Und Ihr wollt mir beweisen, daß Ihr es seid, sagt Ihr!« Sie brach in ein geringschätzendes Gelächter aus. »Ihr wollt es mir beweisen, und auf welche Weise? Ihr haltet Euch also für stark genug, um in der Politik mit Elisabeth von England und mit Philipp II. von Spanien zu kämpfen? — Ihr wollt es mir beweisen? — Wie? Indem Ihr das gute Einverständnis zwischen den Guisen und den Bourbons, zwischen den Hugenotten und den Katholiken wieder herstellt! Ihr wollt es mir beweisen? Etwa, indem Ihr Euch wie euer Großvater Franz I. oder euer Vater Heinrich II. an die Spitze der Heere stellt? — Armes Kind! Ihr König? — Ihr wißt also nicht, daß ich euer Schicksal und euer Leben in meinen Händen habe! — Ich habe nur ein Wort zu sagen und die Krone gleitet von eurem Haupte. — Ich habe nur einen Wink zu geben, und die Seele entflieht eurem Körper! — Ihr haltet Euch vielleicht für geliebt, vielleicht für volkstümlich! — Man läßt die Könige immer glauben, daß sie es sind. — Nun denn, volkstümlicher König, geliebter König, geht eine Stunde allein und zu Fuß in eurer Hauptstadt herum, seht und hört, wenn Ihr Augen und Ohren habt, — und Ihr werdet sehen, mein Herr Sohn, wie dieses Volk seinen König behandelt! — Ihr König? Unglücklicher! der König ist der Stärkere, — betrachtet Euch und betrachtet mich!«

Als sie diese legten Worte aussprach, sah Katharina entsetzlich aus.

Sie näherte sich drohend wie ein Gespenst dem jungen Könige, der um drei Schritte zurückwich und sich auf die Lehne des Sessels stützte, wie wenn er ohnmächtig würde.

»Ah!« sagte die Florentinerin, »Ihr seht wohl, daß ich immer noch die Königin bin und Ihr nur ein dünnes und schwaches Rohr seid, welches der geringste Hauch zu Boden wirft, — und Ihr wollt regieren! Aber seht doch um Euch herum die, welche in Frankreich regieren, die, welche die Könige sein würden, wenn ich nicht da wäre, um sie jedes Mal mit der Faust zurückzustoßen, wo sie den Fuß auf die

erste Stufe eures Thrones setzen wollen. Seht zum Beispiel Herrn von Guise, diesen Schlachten-Gewinner, diesen Städte-Eroberer. — er ist hundert Fuß groß, mein Herr Sohn, und euer Kopf reicht ihm selbst mit der Krone nicht einmal bis an die Ferse.«

»Wohlan! meine Mutter, ich werde Herrn von Guise in die Ferse beißen. An der Ferse wurde Achilles getötet, wie man mich gelehrt hat, —- und ich werde trotz ihm und trotz Euch regieren.«

»Ja, ganz recht, und wenn Ihr Herrn von Guise in die Ferse gebissen habt, wenn euer Achilles nicht durch den Biß, sondern durch das Gift tot sein wird, wer wird dann die Hugenotten bekämpfen? Täuscht Euch nicht darin, Ihr seid weder schön wie Paris noch tapfer wie Hektor. Wißt Ihr, daß Ihr nach Herrn von Guise nur noch einen großen Feldherrn in Frankreich habt? denn hoffentlich werdet Ihr als solchen nicht euren blödsinnigen Connetable von Montmorency rechnen, der sich in allen von ihm gelieferten Schlachten hat schlagen lassen, noch euren Höfling den Marschall von Saint-André, der nur in den Vorzimmern gesiegt hat. Nein, Ihr habt nur noch einen großen Feldherrn und das ist Herr von Coligny. Wohlan! dieser große Feldherr wird mit seinem Bruder Dandelot, der fast eben so groß ist wie er, morgen, wenn es nicht schon heute ist, an der Spitze der furchtbarsten Partei stehen, die jemals einen Staat bedroht hat. Betrachtet sie und betrachtet Euch! Vergleicht Euch mit ihnen und Ihr werdet sehen, daß sie mächtig in den Boden eingewurzelte Eichen sind und daß Ihr nur ein armseliges Rohr seid, das sich heim Hauche aller Parteien beugt.«

»Aber was wollt Ihr am Ende, was verlangt Ihr von mir? — Bin ich denn nur ein Werkzeug in euren Händen und muß ich mich darein ergeben, ein Spielwerk für euren Ehrgeiz zu sein?«

Katharina unterdrückte das Lächeln der Freude, das ganz bereit war sich aus ihren Lippen zu zeigen und sie zu verraten. Sie fing an ihre Gewalt wieder zu erlangen, sie berührte mit den Fingerspitzen die Marionette, die einen Augenblick die Anmaßung gehabt hatte allein zu handeln, und sie stand im Begriffe, sie sich von neuem nach ihrem Gefallen bewegen zu lassen. Aber sie wollte sich nichts von ihrem Triumphe merken lassen und entzückt über diesen Anfang der Niederlage, beschloß sie ihren Sieg vollständig zu machen.

»Was ich will, was ich von Euch verlange, mein Sohn, sagte sie mit ihrer heuchlerischen Stimme, die vielleicht in der Schmeichelei weit schrecklicher war als in der Drohung, »doch nichts ist einfacher: daß Ihr mich eure Macht herstellen, euer Glück sichern laßt, nichts mehr, nichts weniger, — was kümmert mich das Übrige? Denke ich etwa an mich, indem ich spreche wie ich es tue und handle wie ich spreche? Streben etwa nicht alle meine Bemühungen dahin, Euch glücklich zu machen? — Ei! mein Gott! glaubt Ihr denn, daß die Last einer Regierung etwas so Angenehmes und so Leichtes sei, daß ich ein Vergnügen daran habe, sie zu tragen! Ihr sprecht von meinem Ehrgeize, ja, ich habe einen, nämlich so lange zu kämpfen, bis ich eure Feinde gestürzt habe, oder bis sie sich wenigstens Einer durch den Anderen geschwächt haben. — Nein, Franz«, sagte sie mit scheinbarer Hingebung, »an dem Tage, wo ich Euch als den Mann sehen werde, den ich will, den König,

den ich hoffe, werde ich Euch mit Freuden, seid fest überzeugt davon, die Krone auf das Haupt und den Scepter in die Hand zurückgeben. Aber wenn ich es jetzt täte, so würde es ein Rohr sein, das ich Euch statt eines Scepters übergäbe, eine Dornenkrone, die ich Euch statt einer goldenen Krone aus das Haupt setzen würde. — Werdet groß, mein Sohn, stärkt Euch. Reift unter den Augen eurer Mutter, wie ein Baum unter dem Blicke der Sonne und dann groß, stark und reif — seid König!«

»Was muß ich denn dazu tun, meine Mutter?« rief Franz mit einem fast verzweiflungsvollen Ausdrucke aus.

»Ich will es Euch sagen, mein Sohn, Ihr müßt vor Allem auf die Frau verzichten, welche die erste Ursache von allem dem gewesen ist.«

»Auf Fräulein von Saint-André verzichten!« rief Franz aus, der auf Alles gefaßt war, außer auf diese Bedingung, »aus Fräulein von Saint-André verzichten«, wiederholte er mit unterdrückter Wut; »ach! darauf wolltet Ihr also kommen!«

»Ja, mein Sohn!« sagte Katharina kaltblütig, »verzichtet auf Fräulein von Saint-André.«

»Niemals, meine Mutter!« antwortete Franz mit entschlossener Miene und mit jener Energie, von der er seit dem Anfange der Unterhaltung bereits zwei oder drei Male die Probe abgelegt hatte.

»Verzeiht, Franz«, sagte die Florentinerin in demselben sanften, aber festen Tone. »Ihr müßt auf sie verzichten, das ist der Preis, den ich auf unsere Versöhnung setze — wo nicht, — nein!«

»Aber Ihr wißt also nicht, daß ich sie rasend liebe, meine Mutter!«

Katharina lächelte über diese Treuherzigkeit ihres Sohnes.

»Wo wäre denn das Verdienst auf sie zu verzichten, wenn Ihr sie nicht liebtet?« sagte sie.

»Aber warum denn aus sie verzichten, mein Gott!«

»In dem Interesse des Staates.«

»Was hat denn Fräulein von Saint-André mit dem Interesse des Staates zu tun?« fragte Franz.

»Wollt Ihr, daß ich es Euch sage?« fragte Katharina.

Aber indem der König sie unterbrach, wie wenn er im Voraus nicht an ihrer Logik zweifelte, sagte er:

»Hört, meine Mutter, ich erkenne das hohe Genie, mit dem Gott Euch begabt hat; ich erkenne die Schlaffheit und die Trägheit, die er in mich gelegt hat; kurz. ich erkenne eure gegenwärtige und zukünftige Obergewalt an, und ich verlasse mich blindlings auf Euch in Allem, was die Politik anbetrifft und wo es sich um die Interessen des Reiches handelt, das Ihr so weise regiert; aber um diesen Preis, meine Mutter, aber um den Preis der Überlassung aller dieser Rechte, die für einen Anderen so kostbar sein würden, bitte ich Euch, mir die freie Leitung meiner persönlichen Angelegenheiten zu überlassen, — mit einem Worte, wenn Ihr von

hier fortgeht, bitte ich Euch, ein für alle Male die Tür meines Alkovens hinter Euch zu verschließen.«

»Bei jeder anderen Veranlassung ja, — und ich glaubte sogar, daß Ihr mir in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen hättet — aber jetzt, nein!«

»Aber warum heute nicht? Warum gerade diese Strenge in Bezug auf die einzige Frau, die ich wahrhaft geliebt habe?«

»Weil, mein Sohn, diese Frau mehr als jede andere den Bürgerkrieg in euren Staaten herbeiführen kann; weil sie die Tochter des Marschalls von Saint-André, eines eurer ergebensten Diener ist.«

»Ich werde Herrn von Saint-André in irgend eine große Provinz senden und ihm dort das Kommando geben, und Herr von Saint-André wird die Augen zudrücken. Außerdem ist Herr von Saint-André in diesem Augenblicke ganz mit seiner Liebe für seine junge Frau beschäftigt und seiner jungen Frau wird es sehr lieb sein, sich von einer Stieftochter zu entfernen, welche an Geist und Schönheit ihre Nebenbuhlerin ist.«

»Es ist möglich, daß es sich in Bezug auf Herrn von Saint-André so verhält, dessen Eifersucht zum Sprichwort geworden und der seine Frau gerade wie ein Spanier aus den Zeiten des Cid eingeschlossen hält; aber Herr von Joinville? . . . Herr von Joinville, der Fräulein von Saint-André leidenschaftlich liebte und der sie heiraten sollte, wird er die Augen zumachen? und wenn er einwilligte sie aus Ehrerbietung für den König zuzudrücken, wird er sie seinem Onkel, dem Cardinal von Lothringen, seinem Vater, dem Herzog von Guise zudrücken? — In Wahrheit, Franz, erlaubt mir es Euch zu sagen, Ihr seid ein armseliger Diplomat und wenn eure Mutter nicht darüber wachte, so würde vor Ablauf von acht Tagen der erste Dieb von Königreichen Euch eure Krone von dem Haupte nehmen, wie der erste beste Nachtdieb einen Mantel von der Schulter eines Bürgers nimmt. — Zum letzten Mal, mein Sohn, Ihr müßt auf diese Frau verzichten und um diesen Preis, ich wiederhole es Euch, werden wir uns aufrichtig versöhnen und ich werde die Sache mit Herrn von Guise ausgleichen. — Versteht Ihr mich? und werdet Ihr mir gehorchen?«

»Ja, meine Mutter«, sagte Franz II., »ich verstehe Euch, aber ich werde Euch nicht gehorchen.«

»Ihr werdet mir nicht gehorchen?« rief Katharina aus, die zum ersten Male gegen eine Hartnäckigkeit stieß, die gleich dem Riesen Antäus ihre Kräfte wieder erlangte, wenn man sie für besiegt hielt.

»Nein«, fuhr Franz II. fort, »nein, ich werde Euch nicht gehorchen und ich kann Euch nicht gehorchen! — Ich liebe, sage ich Euch, ich befinde mich in den ersten Stunden den einer solchen Liebe und Nichts vermöchte mich zu zwingen, auf sie zu verzichten. — Ich weiß, daß ich einen gefährlichen Weg eingeschlagen habe, vielleicht wird er mich zu einem verhängnisvollen Ziele führen — aber ich sage es Euch, ich liebe, und ich will nicht über dieses Wort hinaussehen.«

»Das ist fest beschlossen, mein Sohn?«

Und es lag in den beiden Worten: *mein Sohn*, die gewöhnlich so süß in dem Munde einer Mutter sind, ein Ausdruck unbeschreiblicher Drohung.

»Es ist fest beschlossen, gnädige Frau,-« antwortete Franz II.

»Ihr nehmt die Folgen eures törichten Eigensinnes an, welche sie auch sein mögen?«

»Welche sie auch sein mögen, ich nehme sie an, ja!«

»Dann Adieu, mein Herr, ich weiß was mir zu tun übrig bleibt.«

»Adieu, gnädige Frau.«

Katharina tat einige Schritte aus die Tür zu und blieb stehen.

»Ihr werdet Euch die Folgen nur selbst zuschreiben«, sagte sie, indem sie eine letzte Drohung versuchte.

»Ich werde mir die Folgen nur selbst zuschreiben.«

»Bedenkt, daß ich keinen Teil an dem törichten Entschlusse habe, den Ihr faßt, gegen eure wahren Interessen zu kämpfen — Daß wenn, entweder Euch oder mir, ein Unglück begegnet, die ganze Verantwortlichkeit auf Euch allein lasten wird.«

»Es sei, meine Mutter, ich nehme diese Verantwortlichkeit an.«

»So lebt denn wohl, Franz!«t sagte die Florentinerin mit einem schrecklichen Blicke und Gelächter.

»Lebt wohl, meine Mutter!« antwortete der junge Mann mit einem nicht weniger boshaften Lachen, mit einem nicht weniger drohenden Blicke.

Und der Sohn und die Mutter trennten sich mit einem Gefühle tiefen Hasses gegen einander.

VI.

Herr von Condé predigt dem Könige Empörung.

Man wird sich des Versprechens erinnern, welches der Prinz von Condé am Abend vorher Robert Stuart gegeben und der Zusammenkunft, die er für die einbrechende Nacht mit dem jungen Manne auf dem Platze Saint-Germain-l'Auxerrois verabredet hatte.

Der Prinz von Condé betrat den Louvre in dem Augenblicke, wo die Königin Mutter die Wohnung ihres Sohnes verließ.

Er kam um dieses Versprechen zu erfüllen, indem er von dem König die Begnadigung Anne Dubourg's verlangte.

Man meldete ihn bei dem Könige.

»Er möge eintreten«, sagte der König mit fieberhafter Stimme.

Der Prinz trat ein und erblickte den jungen Mann weit eher in seinem Sessel liegend als sitzend, und indem er sich mit seinem Taschentuche seine mit Schweiß bedeckte Stirn abtrocknete.

Seine Augen waren trüb, sein Mund stand offen, sein Gesicht war totenbleich.

Man hätte ihn für eine Statue der Furcht halten können.

»Ah, ah!« murmelte der Prinz, »das Kind hat Kummer.«

Man vergesse nicht, daß der Prinz dem Ende des Auftrittes zwischen dem König und dem Fräulein von Saint- André beigewohnt und die Versprechungen gehört hatte, welche dieser seiner Maitresse gegeben.

Als er den Prinzen erblickte, erheiterte sich das Gesicht des Königs plötzlich. Wenn die Sonne selbst in das dunkle Zimmer eingetreten wäre, so hätte sie es nicht schneller erleuchtet. Man hätte sagen können, daß der junge König so eben eine wichtige Entdeckung gemacht hatte. Der Gedanke strahlte gleich einer Hoffnung auf seiner Stirn, er stand aus und ging dem Prinzen entgegen.

Man hätte glauben können, daß er sich an seine Brust werfen und ihn umarmen würde.

Es war die Kraft, weiche die Schwäche mit der Macht des das Eisen an sich ziehenden Magnetes an sich zog.

Der Prinz, welcher wenig nach der Umarmung zu fragen schien, verneigte sich bei dem ersten Schritte, den er den König tun sah, um ihm entgegen zu gehen.

Franz, welcher selbst diese erste Regung unterdrückte, blieb stehen und reichte dem Prinzen die Hand.

Dieser, der sich nicht entbinden konnte, die Hand zu küssen, die man ihm reichte, ergab sich herzhaft darein.

Nur fragte er sich in seinem Innern, während er seine Lippen darauf drückte:

»Wie zum Teufel kann ich ihm nützen, daß er mich heute so gut empfängt?«

»Oh! wie sehr freue ich mich, Euch zu sehen, mein Vetter«, sagte der König aus das Liebreichste.

»Und ich, Sire, ich bin zugleich erfreut und geehrt.«

»Man vermöchte nicht zu gelegenerer Zeit zu kommen, Prinz.«

»Wirklich?«

»Ja, ich langweilte mich grässlich.«

»In der Tat«, sagte der Prinz, »Eure Majestät trug in dem Augenblicke, wo ich eingetreten bin, die Spuren einer unendlichen Langeweile auf Ihrer Stirn.«

»Unendlich ist der richtige Ausdruck, ja, mein lieber Prinz, ich langweilte mich grässlich, übermäßig.«

»Kurz königlich«, sagte der Prinz, indem er sich lächelnd verneigte.

»Das Traurige bei alledem, mein Vetter«, fuhr Franz II. mit einem tiefen Gefühle der Schwermut fort, »ist, daß ich keinen Freund habe, dem ich meinen Kummer anvertrauen kann.«

»Der König bat Kummer?« fragte Condé.

»Ja, und ernstlichen, wirklichen Kummer, mein Vetter.«

»Und wer ist denn vermessen genug, um Eurer Majestät Kummer zu verursachen?«

»Eine Person, die unglücklicherweise das Recht dazu hat, mein Vetter.«

»Ich kenne Niemand, Sire, der das Recht hätte dem König Kummer zu machen.«

»Niemand?«

»Niemand, Sire.«

»Nicht einmal die Königin Mutter?«

»Ah, ah!« dachte der Prinz im Stillen, »es scheint, daß die Königin Mutter ihrem Püppchen die Rute gegeben hat.«

Dann wiederholte der Prinz laut:

»Nicht einmal die Königin Mutter, Sire.«

»Das ist eure Meinung, mein Vetter?«

»Das ist nicht allein meine Meinung, Sire, sondern wie ich glaube, auch noch die aller getreuen Untertanen Eurer Majestät.«

»Wißt Ihr, daß das sehr ernst ist, was Ihr mir da sagt, mein Herr Vetter?«

»Worin ist es ernst, Sire?«

»Darin, daß Ihr einem Sohne die Empörung gegen seine Mutter predigt.«

Und er sagte diese Worte, indem er wie Jemand um sich blickte, welcher fürchtet gehört zu werden, obgleich er sich dem Anscheine nach allein weiß.

In der Tat, es war Franz nicht unbekannt, daß für Jeden, der ihre Geheimnisse kannte, die Wände des Louvre die Töne durchdringen ließen, wie der Filtrierstein das Wasser durchdringen läßt.

Konnte die Königin Mutter nicht hinter irgendeiner Wand dieses Schlafzimmers des Louvre versteckt sein, welches zu jener Zeit für die königlichen Schauspieler wie ein Theater unserer Tage eingerichtet war? Indem er daher nicht wagte seinen ganzen Kummer zu gestehen, begnügte er sich damit zu sagen:

»Ah, es ist eure Meinung, daß die Königin Mutter nicht das Recht hat mich zu betrüben? — Was würdet Ihr denn tun, mein Vetter, wenn Ihr König von Frankreich wäret und die Königin Mutter Euch betrübte, kurz, wenn Ihr an meiner Stelle wäret?«

Der Prinz verstand die Furcht des Königs, da er aber unter allen Umständen die Gewohnheit angenommen hatte zu sagen, was er dachte, so antwortete er:

»Was ich an eurer Stelle tun würde, Sire?«

»An eurer Stelle würde ich mich empören.«

»Ihr würdet Euch empören!« rief Franz ganz vergnügt aus.

»Oh, mein Gott, ja«, sagte der Prinz ganz einfach.

»Aber auf welche Weise, mein lieber Louis?« fragte Franz, indem er sich dem Prinzen näherte.

»Ei, wie man sich empört, Sire? Indem man sich empört. Beratet die, welche an die Sache gewöhnt sind. Es gibt keine sehr mannigfaltige Zahl der Mittel, indem man zum Beispiel nicht gehorcht, oder indem man wenigstens Alles tut, was man vermag, um sich einer ungerechten Herrschaft, einer unbarmherzigen Tyrannei zu entziehen.«

»Mein Vetter«, sagte Franz nachdenkend und augenscheinlich die Worte des Prinzen überlegend, »ein Leibeigener kann sich so gegen seinen Herrn empören, aber im strengen Sinne des Wortes kann sich, wie mir scheint, ein Sohn ebenso wenig gegen seine Mutter empören, als ein Untertan gegen seinen König.«

»Das ist es gerade«, sagte der Prinz, »worin ich mit Ew. Majestät verschiedener Meinung bin, Sire, was machen denn in diesem Augenblicke jene Tausende von Hugenotten, welche plötzlich in euren fernsten Provinzen, in den Niederlanden, in Deutschland, aus der Erde hervorzukommen scheinen, als eine große Protestation gegen den römischen Hof, als eine unermeßliche Empörung gegen den Papst, und er ist ein König, wie es nur einen gibt: er, Sire, braucht nur einen Wink zu geben und weit mächtigere, weit zahlreichere Legionen als die Ew. Majestät werden von allen Seiten der Erde herbeieilen. Nun denn, Sire, seht die Ehrfurcht, mit welcher der Papst umgeben gewesen ist, seht die zahllosen Heere, die er zu Hilfe rufen kann, und Ein Mann weigert sich eines Tages die Oberherrschaft dieses Hauptes der Kirche anzuerkennen, er will weder den äußern Kultus, noch Priester, noch Bischöfe, weder Feste, noch Segnungen, noch irgend eine der Zeremonien der katholischen Religion mehr.«

»Aber von wem sprecht Ihr mir denn da, mein Vetter?«

»Von dem Sohne eines Faßbinders von Royen, von Calvin, Sire. Man nötigt ihn Paris zu verlassen, er zieht sich in den Süden zurück und setzt dort Alles in

Flammen; man vertreibt ihn aus dem Süden und zwingt ihn sich nach Basel zurückzuziehen, er setzt die Schweiz in Flammen; endlich wird er in Genf als das Oberhaupt der neuen Kirche empfangen. Was ist das, Sire, als eine ungeheure Empörung gegen das Ansehen des geistlichen Fürsten, und was tun die Heere dieses Fürsten gegen den Willen dieses Mannes, der allein gegen Millionen von Soldaten ist? Ihr erzeigt mir die Ehre mich zu fragen, Sire, ich antworte Euch; Ihr erzeigt mir die Ehre meinen Rat zu verlangen, ich gebe ihn Euchs. »

»Ja, Prinz«, antwortete Franz, indem er statt nachdenkend finster wurde, »ja, Ihr habt Recht, und ich bin Euch dankbar dafür daß Ihr mit mir so sprecht. Ich sehe Euch zu selten, mein Vetter, Ihr seid eines der Mitglieder der Familie, der Mann, zu dem ich das meiste Vertrauen habe, der Große des Hofes, für den ich seit meiner Kindheit die meiste Freundschaft habe. Mein lieber Prinz, ich habe für Euch eine sympathetische Zuneigung gehabt, welche eure mutige Offenheit vollkommen rechtfertigt. Kein Anderer hätte so mit mir gesprochen, wie Ihr es soeben getan habt. Ich danke Euch doppelt dafür, und um Euch einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, will ich Euch ein Geständnis machen, das ich noch Niemand gemacht habe und das die Königin Mutter vorhin mit entrissen hat.«

»Tut es, Sire.«

Der König schlang seinen Arm um Condé's Hals.

»Um so mehr, mein lieber Prinz«, fuhr er fort, »weil ich nicht allein euren Rat nötig haben werde, wie ich ihn soeben von Euch verlangt, sondern auch noch eure Unterstützung.«

»Ich stehe in allen Punkten zu den Befehlen Ew. Majestät.«

»Wohlan! mein Vetter, ich bin rasend verliebt.«

»In die Königin Maria, ich weiß das, Sire«, sagte Condé, »und es erregt ein wahres Ärgernis am Hofe.«

»Nicht doch, sondern in eine ihrer Ehrenfräuleins.«

»Bah!« rief der Prinz aus, indem er das höchste Erstaunen spielte, »und es versteht sich von selbst, daß man es Ew. Majestät erwidert.«

»Sie liebt mich über allen Ausdruck, Vetter.«

»Und sie hat Ew Majestät Beweise von dieser Liebe abgelegt?«

»Die letzten.«

»Es würde mich überraschen, Sire, wenn dem anders wäre.«

»Du fragst mich nicht wer es sei, Louis?«

»Ich würde mir nicht erlauben meinen König zu befragen, aber ich erwarte, daß er die Mitteilung vollständig macht.«

»Louis, es ist die Tochter eines der vornehmsten Großen an dem Hofe Frankreichs.«

»Der erste Große des Hofes von Frankreich kann nur die Tochter eines der ersten Großen des Hofes lieben.«

»Es ist die Tochter des Marschalls von Saint-André, Louis.«

»Genehmigt meine aufrichtigen Glückwünsche, Sire, Fräulein von Saint-André ist ganz einfach eine der schönsten Personen des Reiches.«

»Nicht wahr, nicht wahr, das ist deine Meinung, Louis?« rief der König außer sich vor Freude aus.

»Schon seit langer Zeit, Sire, habe ich über Fräulein von Saint-André dieselbe Ansicht als Ew. Majestät.«

»Das ist eine Sympathie mehr, mein Vetter.«

»Ich werde nicht wagen mich derselben zu rühmen, Sire.«

»Du findest also, daß ich Recht habe?«

»Zehnfach, zwanzigfach, hundertfach Recht; wenn man ein schönes Mädchen antrifft, so hat man, wäre man König oder Bürger, immer Recht sie zu lieben und besonders sich von ihr lieben zu lassen.«

»Das ist also deine Meinung?«

»Und es wird die von Jedermann sein, ausgenommen die des Herrn von Joinville. Glücklicherweise wird der König, wie ich voraussehe, ihn nicht darüber fragen, und da es wahrscheinlich ist, daß er niemals die Ehre erfahren wird, welche der König seiner Verlobten hat angedeihen lassen . . . «

»Darin irrst Du Dich, Louis«, sagte der König, »er weiß es.«

»Ew. Majestät will sagen, daß er irgend etwas argwöhnt.«

»Ich sage Dir, daß er Alles weiß.«

»Oh! das ist unmöglich!«

»Aber wenn ich es Dir sage.«

»Man wird Ew. Majestät betrogen haben.«

»Es ist im Gegenteile meine Majestät«, sagte der König entzückt einen Scherz zu machen, den er für sehr geistreich hielt, »es ist im Gegenteil meine Majestät, die Herrn von Joinville betrogen hat.«

»Aber wer hat Ew. Majestät zu Gunsten, oder vielmehr zu Ungunsten des Herrn von Joinville verraten können?«

»Niemand.«

»Wie, Niemand?«

»Nein, er hat Alles gesehen.«

»Gesehen!« rief der junge Prinz aus, indem er den höchsten Zweifel, das höchste Erstaunen heuchelte, »gesehen, wo, wie?«

»Gesehen, gesehen, mit seinen Augen gesehen, sage ich Dir, in dem Saale der Metamorphosen.«

»Unmöglich!«

»Er hat uns gesehen, überrascht, wenn Ihr es vorzieht, mein lieber Prinz, überrascht in einem Augenblicke, in welchem wir es zuverlässig nicht zu sein

wünschten. Kurz, er hat meine schöne Freundin und mich in unserem Hochzeitzimmer überrascht.«

»Aber das ist unglaublich, Sire!«

»Unglaublich ist der richtige Ausdruck, und dennoch muß man es wohl glauben. Ich würde indessen«, fuhr der König die Stirn runzelnd fort, »keine große Bedeutung auf diesen Vorfall legen, wenn nicht Umstände von außerordentlicher Wichtigkeit daraus hervorgegangen wären, welche zwischen meiner Mutter und mir den heftigen Auftritt herbeigeführt, von dem ich Euch einige Worte gesagt.«

»Aber was hat sich denn Wichtigeres ereignen können, Sire, als daß ein junges Mädchen am Tage ihrer Verlobung, am Vorabende ihrer Verheiratung, so von ihrem Verlobten überrascht worden ist?«

»Es hat sich etwas ereignet, Louis, worüber ich Euch, der Ihr bei der Sache nicht beteiligt seid, aus vollem Halse zu lachen erlaube, es hat sich ereignet, daß nicht allein der Verlobte, sowie auch noch der Vater und die Freunde des Verlobten, sondern auch der Vater seiner Braut anwesend waren.«

»Wie, anwesend?«

»Gegenwärtig in Fleisch und Bein, mein lieber Prinz.«

»Wirklich, Sire?«

»Stellt Ihr Euch, Louis, das Gesicht und die Haltung dieser verschiedenen Mitglieder der Familie Saint-André vor.«

»Ah! Sire, ich würde viel darum gegeben haben, um sie zu sehen.«

»Unglücklicherweise war das unmöglich.«

»Von dort aus, wo ich war, ja, Sire.«

»Gleichviel, lacht darüber.«

»Oh! Sire, ich wage nicht . . . «

»Ihr werdet fern von mit darüber lachen, Prinz ebenso gut ist es in meiner Gegenwart.«

»Ich lache also darüber, Sire, da Ew. Majestät es erlaubt.«

Und der Prinz begann in der Tat zu lachen, so gut er es, vermochte, aber so gezwungen, daß der König zu ihm sagte:

»Prinz, Ihr lacht falsch, — wäret Ihr etwa auch in Fräulein von Saint-André verliebt?«

»Ich, Sire!« rief der Prinz aus.

Und er brach in Gelächter aus.

Der König leistete ihm mit jenem nervösen Gelächter Gesellschaft, welches den jungen Prinzen des Hauses Valois eigentümlich war und das neben seinem Ausdrucke der Lustigkeit immer eine Drohung zu enthalten schien.

»Und jetzt«, sagte der König, indem er plötzlich zu lachen aufhörte und sein Gesicht wieder den gewöhnlichen Ausdruck annehmen ließ, wie wenn eine sichtbare Verwandlung durch den Zauberstab einer Fee oder das Pfeifen eines

Maschinisten darauf vorginge, — »jetzt, wo wir gelacht haben, laßt uns ernsthaft sein und hört mich an.«

Der Prinz richtete sein Gesicht nach dem des Königs.

»Jetzt bin ich ernst, Sire«, sagte er.

»Nun denn! Prinz«, sagte der junge König finster werdend, »wißt Ihr, wer die Ursache von diesem ganzen Skandale ist?«

»Nein, Sire.«

»Es ist die Königin Mutter. Ah! wenn es nicht meine Mutter wäre!« fügte Franz mit einer drohenden Betonung hinzu und indem er einen Blitz aus seinen Augen sprühen ließ.

»Sire, ich erwarte, daß Ew. Majestät geruhe mich auf den Grund dieses Geheimnisses blicken zu lassen«, sagte der Prinz von Condé unbefangen, der indessen besser als irgend Jemand die Sache von Grund aus kannte.

Nun begann der König mit jammernder Stimme, die indessen von Zeit zu Zeit eine gewisse grimmige Festigkeit wieder annahm, den heftigen Austritt zu erzählen, der zwischen ihm und seiner Mutter stattgefunden hatte.

Der Prinz hörte ihn mit großer Aufmerksamkeit an. Hierauf, als er geendigt hatte, sagte er:

»Aber, Sire, es scheint mir, daß Ihr Euch ziemlich gut herausgezogen habt und daß Ihr jetzt für dieses Mal emanzipiert seid.«

Der König blickte den Prinzen an, und indem er den Arm unter den seinigen steckte, sagte er:

»Ei nun ja, mein Vetter, ich habe mich ziemlich gut herausgezogen! So lange als sie dagewesen ist, verlieh mir wenigstens irgend Etwas Kraft, welches der Freude eines Sklaven glich, der seine Kette bricht. Ich habe die Königin in dem Glauben gehen lassen, daß meine Empörung ernstlich wäre; aber als die Tür sich wieder hinter ihr verschloß, aber als ich allein geblieben, seht! ich muß aufrichtig gegen Euch sein, haben sich alle Muskeln meines Körpers, alle Fibern meines Willens abgespannt, und wenn Ihr nicht gekommen wäret, mein Vetter, so glaube ich, daß ich wie ehedem zu ihr gegangen, mich zu ihren Füßen geworfen und sie um Verzeihung gebeten hätte.«

»Oh! hütet Euch wohl davor, Sire«, rief Condé feurig aus, »Ihr wäret verloren.«

»Ich weiß es wohl«, sagte der König, indem er den Arm Condé's drückte, wie ein Schiffbrüchiger sich an die schwimmende Planke klammert, von der er seine Rettung erwartet.

»Aber am Ende um Euch einen solchen Schrecken zu verursachen, muß die Königin Mutter Euch mit irgend einem großen Unglücke, mit irgend einer hohen Gefahr bedroht haben.«

»Sie hat mir mit dem Bürgerkriege gedroht.«

»Ah! und wo sieht Ew. Majestät den Bürgerkrieg?«

»Ei da, wo Ihr ihn soeben selbst gesehen habt, mein Vetter; die Partei der Hugenotten ist mächtig, aber Herr von Guise, ihr Feind, ist gleichfalls mächtig. Nun denn, meine Mutter, die nur durch die Guisen sieht, die das Reich durch die Guisen regiert, die mich mit einer Frau verheiratet hat, die eine Verwandte der Herren von Guise ist, meine Mutter hat mir mit dem Zorne, und was schlimmer ist, mit dem Abfalle der Herren von Guise gedroht.«

»Und das Resultat von allem dem, Sire?«

»Daß die Ketzer Herren des Reiches werden.«

»Und was habt Ihr darauf geantwortet, Sire?«

»Nichts, Louis, was hatte ich zu antworten?«

»Oh! gar Vieles, Sire.«

Der König zuckte die Achseln.

»Unter andern Eines«, fuhr der Prinz fort.

»Aber Was?«

»Daß es ein Mittel gebe, die Ketzer zu verhindern, Herren des Reiches zu sein.«

»Und dieses Mittel?«

»Besteht darin, Euch an die Spitze der Ketzer zu stellen.«

Der junge König blieb einen Augenblick nachdenkend und sagte mit gerunzelter Stirn:

»Ja, es liegt darin ein erhabener Gedanke, eines jener Spiele des Gleichgewichts, in denen meine Mutter sich auszeichnet. Aber die protestantische Partei haßt mich.«

»Und warum sollte sie Euch hassen? — Sie weiß, daß Ihr bis jetzt nur ein Werkzeug in den Augen eurer Mutter gewesen seid.«

»Ein Werkzeug, ein Werkzeug!« wiederholte Franz.

»Aber soeben sagtet Ihr es mir selbst, Sire.«

»Es ist wahr«, antwortete der junge König.

»Nun denn, Sire, die Partei der Hugenotten hat keine Partei gegen den König ergriffen, — sie haßt die Königin Mutter, das ist Alles.«

»Ich hasse sie wohl auch«, murmelte der junge Mann leise.

Der Prinz fing diese Worte auf, so leise sie auch ausgesprochen worden waren.

»Nun denn, Sire?« fragte er.

Der König blickte seinen Vetter an.

»Wenn der Plan Euch gut scheint«, fuhr der Prinz fort, »warum ihn nicht annehmen?«

»Sie werden kein Vertrauen zu mir haben, Louis, — man müßte Ihnen ein Pfand geben, — und . . . welches Pfand ihnen geben?«

»Ihr habt Recht, Sire, aber die Gelegenheit ist gut. Ihr könnt ihnen in diesem Augenblicke ein Pfand geben, — ein wahrhaft königliches Pfand, das Leben eines Menschen.«

»Ich verstehe Euch nicht«, sagte der König.

»Ihr könnt den Rat Dubourg begnadigen.«

»Mein Vetter«, sagte der König erbleichend, »hier selbst, dort, sagte mir so eben meine Mutter, indem sie von ihm sprach: Er muß sterben.«

»Ihr sagtet ihr also, Sire, daß er leben müßte.«

»O! Anne Dubourg begnadigen ist murmelte der junge Mann, indem er bei dem alleinigen Gedanken, daß er begnadigen könnte, wie erschreckt um sich blickte.

»Nun, denn! ja Sire, Anne Dubourg zu begnadigen, was seht Ihr dabei so Erstaunungswürdiges?«

»Zuverlässig nichts, mein Vetter.«

»Ist das nicht euer Recht«

»Es ist das Recht des Königs, ich weiß es.«

»Nun denn, seid Ihr nicht der König?«

»Ich bin es wenigstens noch nicht gewesen.«

»Wohlan, Sire, das heißt das Königtum durch eine schöne Pforte betreten, das heißt den Thron durch eine glänzende Stufe besteigen.«

»Aber der Rat Anne Dubourg . . . «

»Ist einer der tugendhaftesten Männer des Reiches, Sire; fragt Herrn von L'Hopital darüber, der sich darauf versteht.«

»Ich weiß in der Tat, daß er ein rechtschaffner Mann ist.«

»Ah! Sire, das ist schon viel, was Ihr da sagtet.«

»Viel?«

»Ja, — ein König läßt keinen Menschen sterben, den er als einen rechtschaffenen Mann erkannt hat.«

»Er ist gefährlich.«

»Ein rechtschaffener Mann ist niemals gefährlich.«

»Wenn er sich in der uns entgegengesetzten Partei befindet?«

»Wenn er sich in einer der unsrigen entgegengesetzten Partei befindet und er ein rechtschaffener Mann ist, so beweist das, daß unsere Partei die schlechte und die seinige die gute ist.«

»Aber die Herren von Guise verabscheuen ihn!«

»Ah!«

»Aber meine Mutter verabscheut ihn.«

»Ein Grund mehr, Sire, um eure Empörung gegen die Herren von Guise und die Königin Mutter damit anzufangen, daß Ihr dem Rate Dubourg Gnade bewilligt.«

»Mein Vetter?«

»Ah! ich hoffe, daß Eure Majestät sich nicht die Mühe gibt, sich gegen die Königin Mutter zu empören, um ihr angenehm zu sein.«

»Das ist wahr, Louis, aber der Tod des Herrn Dubourg ist beschlossen, das ist eine zwischen den Herren von Guise, meiner Mutter und mir übereingekommene Sache. Es ist nicht möglich das zu ändern.«

Der Prinz von Condé konnte sich nicht enthalten, einen geringschätzenden Blick auf diesen blödsinnigen König zu werfen, der den Tod eines der rechtschaffensten Richter des Reiches als eine übereingekommene Sache betrachtete, die nicht mehr zu ändern wäre, da dieser Richter noch lebte und er nur ein Wort zu sagen hätte, damit er nicht stürbe.

»Da das eine *beschlossene Sache* ist, Sire«, sagte er mit einem Ausdrucke der tiefsten Verachtung, »so laßt uns nicht mehr darüber sprechen.«

Und er stand im Begriffe sich vor dem Könige zu verneigen, um sich zu entfernen, aber der König hielt ihn zurück.

»Ja, ganz recht«, sagte er, »sprechen wir nicht mehr davon, sprechen wir nicht mehr von dem Rate, aber sprechen wir von etwas Anderem.«

»Und wovon, Sire?« fragte der Prinz, der nur darum gekommen war.

»Aber am Ende, mein lieber Prinz, gibt es nicht bloß einen einzigen Weg, um aus einer drückenden Lage herauszukommen. — Ihr habt ein erfindungsreiches Genie. Findet mir ein zweites Mittel.«

»Sire, Gott hatte Euch das erste gefunden, — die Menschen werden nichts Gleiches erfinden.«

»Aber am Ende, was wird sich nach eurem Voraussehen ereignen, wenn der Rat stirbt?«

»Es wird sich ereignen, Sire, daß bevor drei Monate verflossen sind, das Feuer an den vier Ecken von Frankreich ausgebrochen sein wird.«

»Ist denn der Rat in dem Grade beliebt?«

»Ah! Sire, ist es denn unmöglich, »daß Eure Majestät so kurzsichtig ist, um nicht über das hinauszusehen, was Sie so eben gesagt hat? — Es handelt sich nicht allein um den Tod eines Menschen, Sire, es handelt sich um die Verfolgung einer Idee, es ist nicht allein Rache, die sie von Euch verlangen werden, sondern Gerechtigkeit gegen die Gerechtigkeit eurer Richter, oder gegen die Ungerechtigkeit des Gesetzes. — Dann werden sie sich empören und bis auf den letzten Tropfen ihres Blutes protestieren. — Glaubt mir, Sire, ich bin unparteiisch bei der Frage. Wenn ich bereits ein schlechter Katholik bin, so bin ich noch kein guter Hugenotte. Nun denn, ich, Sire, ich, der ich zu eurer Verwandtschaft gehöre, und den Ihr mit eurer Achtung beehrt, — ich, euer treuer Untertan, —- ich fühle mich ganz außer mir bei dem Gedanken, Sire, daß dieser Unschuldige, mehr als Unschuldige, dieser Gerechte! sterben wird. Das Blut der Märtyrer ist fruchtbar, Sire, und läßt den Strom der Freiheit übertreten.«

»Wahrlich, mein Vetter«, sagte der junge König, »Ihr sprecht mit so vieler Beredsamkeit davon, daß ich anfange Euch zu glauben und mich selbst bei dem Gedanken erschüttert fühle, daß ich einen Unschuldigen sterben lasse.«

»Dann, Sire«, sagte der Prinz mit Einer gewissen Feierlichkeit, »dann hört auf diese Stimme eures Gewissens. Sire, auch die Güte ist fruchtbar, — auch sie läßt in den Herzen der Untertanen die Liebe für ihren König erblühen. Begnadigt Herrn Dubourge Sire, und von dem Tage an, wo Ihr begnadigt, das heißt ein königliches Recht angewandt haben werdet, wird Jedermann wissen, daß Ihr es seid, der unumschränkt und wahrhaft regiert!«

»Du willst es, Louis?«

»Sire, ich bitte Euch flehentlich darum, und das, ich schwöre es Euch, in dem Interesse-Eurer Majestät.«

»Aber was wird die Königin sagen?«

»Welche Königin, Sire?«

»Bei Gott, die Königin Mutter!«

»Sire, es darf in dem Louvre keine andere Königin sein, als die tugendhafte Gattin Eurer Majestät — Madame Katharina ist Königin, weil man sie fürchtet; handelt so, daß man Euch liebt, Sire, und Ihr werdet König sein.«

Der König schien sich zu überwinden und einen äußersten Entschluß zu fassen.

»Wohlan! ich will das Wort wiederholen, das Ihr so richtig ausgelegt habt, — *es ist beschlossen*, mein lieber Louis«, sagte er; »habt Dank für euren guten Rat, habt Dank mich eine Handlung der Gerechtigkeit tun zu lassen, habt Dank mir einen Gewissensvorwurf zu nehmen. Gebt mir eine Feder und ein Pergament.«

Der Prinz von Condé schob den Sessel des Königs an den Tisch.

Der König setzte sich.

Der Prinz von Condé legte ihm das Pergament vors welches er verlangt hatte, der König nahm die Feder, die der Prinz ihm reichte und schrieb die herkömmlichen Worte:

»Franz, von Gottes Gnaden, König von Frankreich, allen Gegenwärtigen und Zukünftigen unseren Gruß.«

So weit war er, als der Offizier, den er nach dem Hôtel Coligny gesandt hatte, wieder eintrat und die Frau Admiralin meldete.

Der König unterbrach sich bei dem, wo er stehen geblieben war, stand plötzlich auf, und sein Gesicht, welches so eben mild war, nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck von Grausamkeit an.

»Was habt Ihr?« fragte der Prinz von Condé, selbst erstaunt über diese plötzliche Verwandlung des Gesichts.

»Ihr werdet es erfahren, mein Vetter.«

Sich hierauf an den Offizier wendend, sagte er:

»Laßt die Frau Admiralin eintreten.«

»Die Frau Admiralin hat ohne Zweifel Ew. Majestät über eine persönliche Angelegenheit zu sprechen, Sire«, sagte der Prinz.

»Ich will mich entfernen, wenn Ew. Majestät es erlaubt.«

»Nicht doch, ich wünsche im Gegenteile, daß Ihr bleibt, mein Vetter, daß Ihr unserer Unterhaltung beiwohnt, daß Ihr kein Wort davon verliert. Ihr wißt bereits, wie ich verzeihe«, sagte er auf das Pergament deutend, »ich will Euch zeigen, wie ich bestrafe.«

Der Prinz von Condé fühlte etwas wie einen Schauder vorüberziehen. Er sah ein, daß diese Gegenwart der Admiralin bei dem König, wohin sie niemals anders als gezwungen kam, sich an den Beweggrund knüpfte, der ihn selbst hergeführt, und er hatte eine dunkle Ahnung, daß sich zwischen dem König, der Admiralin und ihm irgend etwas Schreckliches zutragen würde.

Nachdem der Türvorhang während einiger Sekunden wieder herabgefallen war, erhob er sich wieder und die Admiralin erschien.

VII.

Wie der König in Bezug auf Herrn von Condé und den Rat Anna Dubourg anderen Sinnes wird.

Bevor die Frau Admiralin den König sah, hatte sie zuerst den Prinzen von Condé erblickt, auf den sie den freundlichsten und freundschaftlichsten Blick werfen wollte, als dieser Blick unerwartet dem Gesichte des Königs begegnete.

Der auf dem Gesichte ausgedrückte Zorn ließ sie den Kopf senken und sie näherte sich zitternd.

Vor dem Könige angelangt, verneigte sie sich.

»Ich habe Euch rufen lassen, Frau Admiralin«, sagte der König mir bleichen Lippen und knirschenden Zähnen, »um von Euch die Lösung eines Rätsels zu verlangen, welche ich seit heute Morgen vergebens suche.«

»Ich stehe immer zu den Befehlen meines Königs«, stammelte die Admiralin.

»Selbst um Rätsel zu lösen?« erwiderte Franz, »um so besser. Ich freue mich das zu wissen, und wir wollen uns unverzüglich ans Werk machen.«

Die Admiralin verneigte sich.

»Wollt daher unserm lieben Vetter von Condé und Uns erklären wie es kommt, daß ein auf unseren Befehl von einer Person des Hofes geschriebenes Billett gestern Abend von Euch in den Gemächern der Königin Mutter verloren worden ist.«

Es war jetzt die Reihe an dem Prinzen von Condé jenen Schauder zu begreifen, den er bei der Meldung der Frau Admiralin empfunden hatte.

Die ganze Wahrheit erschien vor den Augen des Prinzen, wie wenn sie aus der Erde hervorkäme, und die schrecklichen Worte des Königs summten vor seinen Ohren:

»Ich will Euch zeigen, wie ich bestrafe!«

Er blickte die Admiralin an.

Diese hatte die Augen auf ihn geheftet, denn sie schien ihn zu fragen:

»Was soll ich dem König antworten?«

Der König verstand die Pantomime der beiden Mitschuldigen nicht und fuhr fort:

Wohlan! Frau Admiralin«, sagte er, »das ist das Rätsel, wir verlangen von Euch die Lösung.«

Die Admiralin schwieg.

Der König fuhr fort:

»Aber vielleicht habt Ihr meine Frage nicht verstanden, ich will sie wiederholen. Wie kommt es, daß ein Billett, welches nicht an Euch gerichtet war, sich in euern Händen befunden hat, und durch welche Ungeschicklichkeit oder welche Arglist ist

dieses Billett aus eurer Tasche auf den Teppich des Zimmers der Königin Mutter gefallen, und von dem Teppich in dem Zimmer der Königin Mutter in die Hände des Herrn von Joinville übergegangen.«

Die Admiralin hatte die Zeit gehabt sich wieder zu fassen.

»Sehr einfach, Sire«, sagte sie, indem sie ihre Kaltblütigkeit wieder erlangte. »Ich habe dieses Billett auf dem Korridor gefunden, der nach dem Saale der Metamorphosen führt, ich habe es aufgehoben, habe es gelesen, und da ich die Handschrift desselben nicht kannte, so habe ich es zu der Königin Mutter in der Absicht mitgenommen sie zu fragen, ob sie besser unterrichtet sei, als ich. Es befand sich bei der Königin eine große Gesellschaft von Dichtern und Schriftstellern, und unter ihnen Herr von Brantôme, der so wundervolle Geschichten erzählte, daß Jeder bis zu Tränen darüber gelacht hat, und ich wie die Andern, Sire, so daß ich im Lachen mein Schnupftuch, und zugleich das unglückselige Billett, welches ich vergessen hatte, mit herausgezogen und auf den Boden habe fallen lassen. — Als ich es habe suchen wollen, befand es sich nicht mehr in der Tasche, noch um mich herum, und ich vermutete, daß es Herr von Joinville bereits aufgerafft hatte.«

»Die Sache ist sehr wahrscheinlich«, sagte der König mit seinem spöttischen Lächeln, »aber ich halte sie nicht für wahr, so wahrscheinlich sie auch sein mag.«

»Was will Eure Majestät damit sagen?« fragte die Admiralin besorgt.

»Ihr habt dieses Billett gefunden?« fragte der König.

»Ja, Sire.«

»Wohlan! dann ist Euch nichts leichter als mir zu sagen, worin es eingeschlagen war.«

»Aber«, stammelte die Admiralin, »es war gar nicht eingeschlagen, Sire.«

»Es war nicht in irgend etwas eingeschlagen?«

»Nein«, sagte die Admiralin erbleichend, »es war nur viermal zusammengefaltet.«

Ein Blitz erleuchtete den Geist des Prinzen von Condé.

Augenscheinlich hatte Fräulein von Saint-André dem König den Verlust eines Billetts durch den Verlust ihres Schnupftuches erklärt. Unglücklicher Weise blieb die Sache, welche für Herrn von Condé klar wurde, dunkel für die Admiralin.

Sie senkte daher den Kopf vor dem forschenden Blicke des Königs, und immer verlegener werdend, gestand sie durch ihr Schweigen, daß sie den Zorn verdient hätte, den sie auf sich lasten fühlte.

»Frau Admiralin«, sagte Franz, »Ihr werdet gestehen, daß für eine fromme Person, wie Ihr es sein, das eine sehr kühne Lüge ist.«

»Sire«, . . . stammelte die Admiralin.

»Sind das die Früchte der neuen Religion, Madame?« fuhr der König fort. »Hier ist unser Vetter von Condé, der, obgleich er katholischer Prinz ist, uns soeben die Reform in wahrhaft rührenden Ausdrücken predigte. Antwortet daher Ihr selbst der

Frau Admiralin, mein lieber Vetter, und sagt ihr in unserem Namen, daß, welcher Religion auch man angehören mag, man immer übel fährt, wenn man seinen König betrügt.

»Gnade, Sire!« rief die Admiralin mit Tränen in den Augen aus, als sie den Zorn des Königs allmählich mit der Schnelligkeit der Flut steigen sah.

»Und in welcher Beziehung verlangt Ihr Gnade von mir, Frau Admiralin?« sagte Franz. »Noch vor einer Stunde würde ich, was man auch über Euch hätte sagen mögen, meine Hand darauf ins Feuer gelegt haben, daß Ihr die wahrheitsliebendste Person meines Reiches wäret.«

»Sire«, rief die Admiralin aus, indem sie stolz das Haupt wieder erhob, »euren Zorn, es sei, aber nicht eure Spöttereien. Es ist wahr, daß ich das Billett nicht gefunden habe.«

»Ah! Ihr gesteht es?« sagte der König triumphierend.

»Ja, Sire«, antwortete die Admiralin einfach.

»Dann hat Euch irgend Jemand dieses Billett gegeben?«

»Ja, Sire.«

Der Prinz folgte der Unterhaltung mit der wahren Absicht sich ins Mittel zu legen, sobald er den Moment für gekommen halten würde.

»Und wer hat es Euch gegeben, Frau Admiralin?« fragte der König.

»Ich vermag diese Person nicht zu nennen, Sire«, antwortete die Frau Admiralin fest.

»Und warum denn das, meine Cousine?« sagte der Prinz von Condé sich ins Mittel legend und indem er ihr in die Rede fiel.

Die Admiralin blickte den Prinzen an, wie um von ihm eine Erklärung der Worte zu verlangen, die er soeben ausgesprochen hatte.

»Ohne Zweifel«, fuhr der Prinz fort, indem er auf die stumme Frage der Admiralin antwortete, »ich habe keinen Grund, dem König die Wahrheit zu verhehlen.«

»Ah!« äußerte der König, indem er sich an den Prinzen von Condé wandte, »Ihr kennt also das Geheimnis dieser Geschichte?«

»Vollkommen, Sire.«

»Und wie das?«

»Ei, Sire, weil ich die Hauptrolle darin gespielt habe.«

»Ihr, mein Herr?«

»Ich selbst, Sire.«

»Und wie kommt es, daß Ihr mir bis jetzt noch kein Wort darüber gesagt habt?«

»Weil, Sire«, antwortete der Prinz ohne außer Fassung zu kommen, »weil Ihr mir nicht die Ehre erzeigt habt mich zu fragen, und weil ich mir nicht erlauben würde, meinem huldreichen Fürsten eine Anekdote, welche es auch sein möge, zu erzählen, ohne von ihm die Erlaubnis dazu er halten zu haben.«

»Eure Ehrerbietigkeit gefällt mir, Vetter Louis«, sagte Franz. »Die Ehrfurcht hat indessen ihre Grenzen und man kann den Fragen seines Fürsten zuvorkommen, wenn man ihm nützlich oder nur angenehm sein zu können glaubt. Erzeigt mir daher den Gefallen, mein Herr, mir Alles zu sagen, was Ihr über diese Angelegenheit wißt und welche Art von Rolle Ihr in dieser ganzen Geschichte gespielt habt.«

»Ich habe die Rolle des Zufalls gespielt, Sire. Ich bin es, der dieses Billett gefunden hat.«

»Ah! Ihr seid es?« sagte der König die Stirne runzelnd und indem er den Prinzen streng anblickte, »dann wundert das mich nicht mehr, daß Ihr meine Fragen abwartet. Ah! Ihr seid es, der das Billett gefunden hat?«

»Ich bin es, ja, Sire.«

»Und wo das?«

»Ei auf dem Korridor, der nach dem Saale der Metamorphosen führt, wie soeben die Frau Admiralin die Ehre gehabt hatte Euch zu sagen.«

Der Blick des Königs richtete sich von dem Prinzen auf die Admiralin, indem es schien, als ob er sich zu erforschen bemühte, welche Art von Einverständnis zwischen ihnen bestehen könnte.

»Dann, mein Vetter«, sagte er, »da Ihr es gefunden habt, so müßt Ihr auch wissen worin es eingeschlossen war?«

»Es war nicht eingeschlossen, Sire.«

»Wie!« rief der König erbleichend aus, »Ihr wagt mir zu sagen, daß das Billett nicht eingeschlossen war?«

»Ja, Sire, ich habe die Kühnheit die Wahrheit zu sagen, ich habe die Ehre Ew. Majestät zu wiederholen, daß das Billett nicht eingeschlossen, sondern fein eingeschlagen war.«

»Eingeschlagen oder eingeschlossen, mein Herr«, sagte der König, »ist das nicht dasselbe?«

»Ah! Sire«, sagte der Prinz, »es besteht zwischen den beiden Worten ein außerordentlicher Unterschied. Man schließt einen Gefangenen ein, aber man schlägt einen Brief ein.«

»Ich wußte nicht, daß Ihr ein so großer Sprachkundiger wäret, mein Vetter.«

»Die Muße, welche mir der Friede läßt, erlaubt mir die Grammatik zu studieren, Sire.«

»Kurz, mein Herr, um dem ein Ende zu machen, sagt mir, worin das Billett eingeschlagen oder eingeschlossen war.«

»In ein feines, an den vier Ecken gesticktes Schnupftuch, Sire, und in eine der Ecken war das Billett eingeknüpft.«

»Wo ist dieses Schnupftuch?«

Der Prinz zog das Schnupftuch aus seinem Busen.

»Hier ist es, Sire.«

Der König entriß das Schnupftuch dem Prinzen ungestüm.

»Gut, aber wie kommt es jetzt, daß das von Euch gefundene Billett sich in den Händen der Frau Admiralin befindet?«

»Nichts ist natürlicher, Sire, indem ich die Treppe des Louvre hinunter ging, bin ich der Frau Admiralin begegnet und habe zu ihr gesagt:

»Meine Cousine, hier ist ein von irgend einem Edelmann oder irgend einer Dame des Louvre verlorenes Billett. Erkundigt Euch gefälligst, wer ein Billett verloren haben kann; die Sache ist Euch leicht durch Dandelot, der die Wache hat, und laßt das Billett seinem Eigentümer zurückgeben.«

»Das ist in der Tat natürlich, Vetter«, sagte der König, der kein Wort von dieser ganzen Geschichte glaubte.

»Dann«, sagte der Prinz von Condé, indem er Miene machte, sich zu entfernen, »da ich die Ehre habe Ew. Majestät gänzlich zufrieden zu stellen . . . «

Aber der König hielt ihn mit der Gebärde zurück.

»Noch ein Wort, mein Vetter, wenn es Euch gefällig ist«, sagte er.

»Wie, Sire? mit Vergnügen.«

»Frau Admiralin«, sagte der König sich an Frau von Coligny wendend, »ich erkenne Euch als eine rechtschaffene Untertanin, denn in der Stellung, in welcher Ihr Euch dem Herrn Prinzen von Condé gegenüber befindet, habt Ihr mir Alles gesagt, was Ihr mir sagen konntet. Ich bitte Euch um Verzeihung daß ich Euch bemüht habe. Ihr seid frei und ich bleibe Euch in Gnaden gewogen. Das Übrige der Erklärung geht Herrn von Condé an.«

Die Admiralin verneigte sich und verließ das Zimmer.

Herr von Condé hätte es gern eben so machen mögen, aber er war durch den Befehl des Königs zurückgehalten.

Als die Admiralin sich entfernt, näherte sich der König dem Prinzen mit knirschenden Zähnen und vor Zorn blauen Lippen.

»Mein Herr«, sagte er, »Ihr hattet nicht nötig Euch an die Frau Admiralin zu wenden, um zu wissen an wen das Billett gerichtet war.«

»Wie das, Sire?«

»Weil sich hier in einer Ecke des Schnupftuches die Anfangsbuchstaben und in der andern das Wappen des Fräuleins von Saint-André befinden. Jetzt war die Reihe an dem Prinzen von Condé den Kopf zu senken.«

»Ihr wißt, daß das Billett Fräulein von Saint-André angehörte, und da Ihr es wußtet, habt Ihr dieses Billett der Gefahr ausgesetzt, in die Hände der Königin Mutter zu fallen.«

»Ew. Majestät wird mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich nicht wußte, daß es auf ihren Befehl geschrieben war, und daß wenn dieses Billett bekannt wurde, es sie kompromittieren konnte.«

»Mein Herr, Ihr der Ihr den Wert der Worte der französischen Sprache so genau kennt, Ihr müßt wissen, daß meine Majestät nichts kompromittiert. Ich weiß, was mir beliebt und Niemand hat sich darum zu bekümmern, noch etwas dagegen zu sagen . . . und zum Beweis . . . «

Er ging nach dem Tische, nahm das bereits mit einer Zeile vorbereitete und halb von seiner Handschrift beschriebene Pergament, »und zum Beweise, seht . . . «

Er machte die Bewegung das Pergament zu zerreißen.

»Oh! Sire, möge euer Zorn auf mich fallen, aber nicht auf einen Unschuldigen.«

»Von dem Augenblick an, wo mein Feind ihn beschützt, ist er für mich kein Unschuldiger mehr, mein Herr!«

»Euer Feind, Sire!« rief der Prinz aus, »betrachtet der König mich als seinen Feind?«

»Warum nicht, da ich von diesem Augenblicke der eurige bin und er zerriß das Pergament.

»Sire, Sire, um des Himmels Willen!« rief der Prinz aus.

»Mein Herr, hier ist meine Antwort auf die Drohungen, die Ihr mir vorhin im Namen der Partei der Hugenotten machtet. Ich fordere sie und Euch mit ihr heraus, wenn es Euch etwa beliebt, das Kommando derselben zu übernehmen; heute Abend wird der Rat Anne Dubourg hingerichtet werden.«

»Sire, es ist das Blut eines Unschuldigen, es ist das Blut eines Gerechten, welches fließen wird.«

»Wohlan!« sagte der König, »möge es fließen und Tropfen für Tropfen auf den fallen, der es vergießt.«

»Und dieser ist, Sire?«

»Ihr seid es, Herr von Condé.«

Und indem er mit dem Finger dem Prinzen die Tür zeigte sagte er:

»Gebt!«

»Aber, Sire«, beharrte der Prinz zu sagen.

»Gebt! »sage ich Euch«, rief der König mit dem Fuße stampfend aus. »Es gäbe keine Sicherheit für Euch, zehn Minuten länger in dem Louvre zu bleiben. »

Der Prinz verneigte sich und verließ das Zimmer.

Der König sank erschöpft auf seinen Sessel die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf in seine Hände gedrückt.

VIII.

Die Kriegserklärung.

Man wird leicht begreifen, daß, wenn der König wütend war, der Prinz von Condé von keiner weniger großen Wut befallen war und diese Wut war um so heftiger, als er Niemand als sich selbst das zur Last legen konnte, was ihm begegnete, da er es war, der zu Fräulein von Saint-André gekommen, da er es war, der das Billett in dem Schnupftuche entdeckt, da er es endlich war, der dieses Billett der Admiralin von Coligny gegeben hatte.

Er beschloß daher auch, wie alle die, welche sich durch eigene Schuld in einen schlimmen Handel verwickelt befinden, die Sache bis an das Ende zu führen und seine Schiffe bis auf das letzte zu verbrennen, auf dem er sich zurückziehen könnte.

Außerdem, nachdem er alles das gelitten, was Fräulein von Saint-André ihn hatte leiden lassen, wäre es ein Zeichen der größten Verzweiflung, welche übrigens Scham oder Machtlosigkeit geglichen hätte, gewesen, sich zurückzuziehen, ohne auf seinem Rückzuge jenen Pfeil des Parthers abzusenden, der so oft zurückprallt, um das Herz des Verliebten zu durchbohren, der ihn der Rache zusendet.

Nun aber hatte er seine Rache an dem Könige bereits beschlossen, aber über seine Rache an Fräulein von Saint-André brütete er noch.

Einen Augenblick lang fragte er sich, ob für ihn als Mann nicht eine gewisse Feigheit darin läge, sich an einer Frau zu rächen, aber eben so, wie er sich befragt hatte, antwortete er sich selbst, daß dieses junge Mädchen mit gleißnerischem und rachsüchtigem Herzen, das ohne Zweifel noch an demselben Tage die erklärte Maitresse des Königs werden würde, kein schwacher Feind wäre.

Ja, zuverlässig lief er eine geringere Gefahr, wenn er dem tapfersten, dem gewandtesten Edelmanne des Hofes eine Herausforderung sendete, als wenn er sich ohne Gnade mit Fräulein von Saint-André entzweite.

Er wußte wohl, daß, einmal mit ihr entzweit, es ein Krieg auf Leben und Tod, ohne Frieden und ohne Rast wäre, den er gegen sie bestehen mußte, und daß dieser an Gefahren und an Fallstricken, an offenen und geheimen Angriffen furchtbare Krieg so lange dauern würde, als die Liebe des Königs.

Und bei der glänzenden Schönheit seiner Feindin, bei ihrem mannigfaltigen Charakter, bei ihrem bezaubernden Temperamente sah er ein; daß diese Liebe wie die Heinrich II. für die Herzogin von Valentinois eben so lange als sein Leben dauern konnte.

Er lief daher nicht die Gefahr des tapferen Mannes, welcher offen dem Löwen die Spitze bietet, sondern die weit ernstere, obgleich dem Anscheine nach weniger große Gefahr des unvorsichtigen Wanderers, der, mit einem einfachen Stöckchen

bewaffnet, sich damit belustigt, jene reizende Korallenschlange zu reizen, deren geringster Biß tödlich ist.

Diese Gefahr war wirklich so groß, daß der Prinz sich einen Augenblick lang fragte, ob es wohl notwendig wäre, diesen neuen Blitz den Blitzen und dem Donner hinzuzufügen, die bereits über seinem Haupte grollten.

Aber eben so, wie er gezögert hatte, als er, bevor er überlegt, gefürchtet hatte in eine Feigheit zu verfallen, eben so fühlte er sich unüberwindlich vorwärts getrieben, als er sah, daß seine dem Anscheine nach feige Handlung in der Wirklichkeit bis zum Wahnsinne kühn war. Wenn er die Treppe hinabgehen, über einen Hof schreiten, in irgend ein anderes Gebäude wieder hinaufgehen, kurz die Zeit zwischen seinem Austritt aus den Gemächern des Königs und seinem Eintritt in die des Fräuleins von Saint-André mit reiflicherer Überlegung hätte zubringen müssen, so wäre ihm vielleicht die Vernunft zu Hilfe gekommen, und, wie die Minerva des Altertums, welche Ulysses bei der Hand zog, hätte ihn die kalte Göttin aus dem Louvre gezogen, aber unglücklicherweise brauchte der Prinz nur dem Korridor zu folgen, in welchem er sich befand, um nach ein oder zwei Wendungen zu seiner Linken die Tür des Fräuleins von Saint-André zu finden.

Er fühlte, daß jeder Schritt, den er tat, ihn dieser Tür näherte und bei jedem Schritte fühlte sein Herz die Pulsschläge an Schnelligkeit und Heftigkeit zunehmen.

Endlich befand er sich vor ihr.

Er konnte den Kopf abwenden, vorübergehen, seinen Weg fortsetzen. Ohne Zweifel war das der Rat, den ihm leise sein guter Engel gab, aber er hörte nur auf den bösen: er blieb stehen, wie wenn seine Füße in den Fußboden eingewurzelt wären und die in einen Lorbeerbaum verwandelte Danaë schien nicht unbeweglicher in der Erde befestigt. Endlich nach einem Augenblicke, nicht des Zögerns, sondern der Überlegung, gleich dem seinen Wurfspieß über den Rubicon schleudernden Cäsar, sagte er:

»Vorwärts! Alea jacta est!«

Und er klopfte an.

Die Tür öffnete sich.

Der Prinz konnte noch das Glück haben, daß Fräulein von Saint-André entweder ausgegangen wäre, oder ihn nicht empfangen wollte.

Sein Schicksal stand geschrieben. Fräulein von Saint-André war zu Hause und die Worte: »Laßt ihn eintreten!« gelangten bis zu ihm. In der Zwischenzeit, welche man darauf verwandte, den Prinzen von Condé aus dem Vorzimmer, in welchem er die Antwort erwartete, bis in das Boudoir zu führen, in welchem diese Antwort laut genug ausgesprochen worden war, daß er sie hörte, fühlte der Prinz von Condé etwas wie eine Verblendung vor seine Augen und vor sein Herz das ganze unermeßliche Panorama der sechs Monate ziehen, die seit jenem Tage verflossen waren, an welchem er bei einem entsetzlichen Gewitterregen dem jungen Mädchen in einem elenden Wirtshaus der Umgegend von Saint-Denis begegnet war, bis zu der Stunde, wo er sie mit einem in das Paar geflochtenen Myrthenzweige in den

Saal der Metamorphosen hatte eintreten sehen und wo sein unbescheidener Blick sie keine Sekunde bis zu dem Augenblicke aus dem Gesicht verloren hatte, als sie von all dem Schmucke, den sie bei ihrem Eintritt in den Saal der Metamorphosen gehabt, nur noch diesen Myrthenzweig behalten hatte.

Und in dem Maße, als sich dieses Panorama vor seinen Augen entfaltete, sah er, so flüchtig es auch sein mochte, während jener Nacht von Saint-Cloud die Szene zwischen dem jungen Mädchen und dem Pagen vorüberziehen; dann fand er sie am Ufer des großen Bassins in dein Halbdunkel wieder, welches der zitternde Schatten der Platanen und der Weiden auf sie warf; dann richtete er sich selbst stehend und regungslos unter den Fenstern auf, erwartend, daß ein Laden sich halb öffnete und daß eine Blume oder ein Billett vor seine Füße fiele. Endlich sah er sich unter dem Bette wieder, wo er während einer ersten Nacht vergebens gewartet hatte und in welches Niemand gekommen war und wo er während der zweiten nicht allein die hatte kommen sehen, welche er erwartete, sondern auch noch die, welche er nicht erwartete und er empfand wieder alle jene verschiedenen Empfindungen. Die Verblendungen des Wirtshauses, die Eifersucht des versteckten Zeugen, die Beschauung des schönen, sich in den Bassins spiegelnden jungen Mädchens, die Ungeduld der Erwartung unter den Fenstern, die Bangigkeiten des Liebenden in dem Saale der Metamorphosen, alle, diese Empfindungen, die ihm zu Kopfe stiegen, seine Schläfe klopfen ließen, sich seiner bemächtigten, ihm das Herz brachen, sein Innerstes peinigten, alle diese Empfindungen überfielen ihn in dem Zeitraume einiger Sekunden alle mit einem Male.

Er befand sich daher auch schaudernd und zugleich vor Eifersucht, vor Zorn, vor Liebe, vor Scham und vor Haß bleich dem Fräulein von Saint-André wieder gegenüber.

Fräulein von Saint-André war allein.

Sobald sie den Prinzen erblickte, der alle diese widersprechenden Gefühle unter einer ziemlich übermütigen Miene verbarg, sobald sie das spöttische, aus den Lippen, wie der Spottvogel Amerikas auf einem Zweige, sich wiegende Lächeln gesehen hatte, runzelte das junge Mädchen die Stirn.

Aber es geschah unmerklich, sie war in Bezug auf Verstellung ein bei weitem festeres Wesen, als der Prinz von Condé.

Der Prinz verneigte sich mit ungezwungener Miene. Fräulein von Saint-André irrte sich nicht über den Ausdruck dieses Grußes, sie sah ein, daß es ein Feind war, der zu ihr kam. Aber sie ließ sich nichts von diesen Blitzen merken, die bis in ihr Inneres drangen, und auf den ungezwungenen Gruß, auf das spöttische Lächeln des Prinzen antwortete sie mit einer langen und artigen Verbeugung.

Indem sie ihm hierauf mit ihrem reizendsten Lächeln zulächelte, ihn mit ihrem schmeichelndsten Blicke anblickte und ihn mit ihrer sanftesten Stimme anredete, sagte sie zu ihm:

»Welcher Heiligen, Prinz, muß ich meinen Dank für diesen eben so frühen als unerwarteten Besuch abstatten?«

»Der heiligen Aspasia, Fräulein«, antwortete der Prinz, indem er sich mit affektierter Ehrerbietung verneigte.

»Das ist keine anerkannte Heilige, gnädiger Herr«, antwortete das junge Mädchen, »und ich zweifle daß ich sie, so genau ich auch nachsuchen möge, in dem Kalender des Jahres der Gnade 1559 finde.«

»Dann, Fräulein, wenn Ihr durchaus einer Heiligen für die Gunst meiner Gegenwart danken wollt, so wartet bis Frau von Valentinois gestorben ist.«

»Da ich so lange nicht warten kann, gnädiger Herr, so will ich mich darauf beschränken Euch selbst zu danken und Euch ganz gehorsamst zu fragen, was mir das Vergnügen verschafft Euch zu sehen.«

»Wie! Ihr erratet es nicht?«

»Nein.«

»Ich komme um Euch meine sehr aufrichtigen Glückwünsche über die Gunst abzustatten, mit der Se. Majestät Euch beehrt.«

Das junge Mädchen wurde purpurrot, dann bedeckten sich durch eine plötzliche Rückwirkung ihre Wangen mit einer Totenblässe.

Und sie war indessen noch weit davon entfernt, die Wirklichkeit zu argwöhnen;sie glaubte nur, daß das Abenteuer der Nacht sich bereits verbreitet hätte und daß das Echo davon bis zu den Ohren des Prinzen gelangt wäre.

Sie begnügte sich daher damit, den Prinzen mit einem Ausdrucke anzublicken, der halb Frage, halb Drohung war.

Der Prinz tat als ob er nichts sähe.

»Nun denn!« fragte er lächelnd, »was gibt es denn, Fräulein, und wodurch hat der Glückwunsch, den ich die Ehre habe an Euch zu richten, aus der Stelle euren Wangen die Farbe eurer Lippen geben können? Freilich haben dieselben sie nicht lange behalten, und Ihr seid jetzt eben so bleich als das Schnupftuch, das Ihr mir neulich Nachts die Ehre erzeigt habt zu geben.«

Der Prinz betonte diese letzten Worte auf eine so bedeutsame Weise, daß man sich nicht mehr über den Ausdruck irren konnte, den das Gesicht des Fräuleins von Saint-André annahm.

Es wurde gänzlich drohend.

»Nehmt Euch in Acht, gnädiger Herr!« sagte sie mit um so schrecklicherer Stimme, als sie eine vollkommene Ruhe heuchelte, »ich glaube, daß Ihr hierher gekommen seid um mich zu beleidigen.«

»Haltet Ihr mich einer solchen Vermessenheit fähig, Fräulein?«

»Oder einer solchen Feigheit, gnädiger Herr. Welches der beiden Worte wäre bei dieser Veranlassung das passendste? »

»Das habe ich mich vor der Tür gefragt, Fräulein, und ich habe mir geantwortet: Vermessenheit, und bin eingetreten.«

»Dann gesteht Ihr, daß das eure Absicht war? »

»Vielleicht; aber indem ich es überlegte, habe ich vorgezogen, mich Euch unter einem ganz andern Titel vorzustellen.«

»Unter welchem?«

»Als einen ehemaligen, in einen Höfling eures Glückes verwandelten Anbeter eurer Reize.«

»Ohne Zweifel kommt Ihr in dieser Eigenschaft, mich um irgend eine Gnade zu bitten?«

»Eine unermeßliche Gnade, Fräulein.«

»Welche?«

»Mir gütigst verzeihen zu wollen, die Ursache dieses ungelegenen Besuches gewesen zu sein, der den König und Euch so ungestüm aus eurem Schlaf geweckt hat.«

Fräulein von Saint-André blickte den Prinzen mit zweifelndem Auge an, denn sie vermochte nicht zu glauben, daß Jemand so unvorsichtig und so direkt auf den Abgrund zuschritte.

»Erklärt Euch«, sagte sie, »ich verstehe nicht.«

»Es ist indessen klar«, sagte der Prinz lachend; »ich habe geglaubt, daß zu diesem Gipfel gelangt, es Euch nicht unlieb sein würde, die Mitglieder eurer Familie zum Zeugen derselben zu machen.«

Fräulein von Saint-André die soeben blaß war, wurde totenbleich.

»Prinz«, sagte sie, »habt Ihr wirklich das getan, was Ihr sagt?«

»Ich habe es getan.«

»Wenn das wahr ist, so laßt mich Euch sagen, daß Ihr geradezu den Kopf verloren gehabt haben mußtet.«

»Ich glaube, daß ich ihn gerade im Gegenteile bis zu diesem Augenblicke verloren hatte, und daß ich ihn in diesem Momente wiedergefunden habe.«

»Aber glaubt Ihr auch, daß eine solche Beleidigung unbestraft bleiben wird, wie sehr Ihr auch Prinz seid, oder hofft Ihr, daß ich den König nicht davon unterrichten werde?«

»Oh! das ist unnötig!«

»Wie! das ist unnötig?«

»Ach! mein Gott, ja, weil ich ihn soeben selbst davon unterrichtet habe.«

»Und habt Ihr ihm auch gesagt, daß Ihr hier einzutreten gedächtet, als Ihr ihn verließt?«

»Nicht doch, meiner Treue! denn ich dachte nicht daran; der Einfall ist mir unterwegs gekommen. Eure Tür hat sich aus meinem Wege gefunden, und Ihr kennt das Sprichwort: Gelegenheit macht Diebe. Ich habe mir gesagt, daß es eine wahre Merkwürdigkeit sein würde, wenn ich durch einen glücklichen Zufall der Erste wäre, Euch meinen Glückwunsch darzubringen. Bin ich der Erste?«

»Ja, mein Herr«, sagte Fräulein von Saint-André stolz, »und ich nehme diesen Glückwunsch an. Ich will lieber die Maitresse des Königs von Frankreich sein, als die rechtmäßige Frau eines nachgebornen Sohnes von Navarra.«

»Ah! da Ihr das Kompliment so gut aufnehmt, so laßt mich Euch ein anderes machen.«

»Worüber?«

»Über den Geschmack hinsichtlich eurer Nachttoilette und über das Bedauern, welches ich wahrhaft empfunden habe, daß der der Königin Maria Stuart zugestoßene Unfall Euch eine so reizende Toilette hat umsonst machen lassen.«

Fräulein von Saint-André biß sich auf die Lippen. Der Prinz führte sie auf ein Terrain, auf welchem es schwer war, daß sie sich mit Vorteil verteidigte.

»Ihr seid ein Mann voll Einbildungskraft, gnädiger Herr«, sagte sie, »und Ihr habt zuverlässig Dank dieser Einbildungskraft einer, jene weit übertreffenden Toilette Ehre erwiesen, welche ich wirklich trug.«

»Nicht doch, ich schwöre Euch, daß sie im Gegenteile einfach wie die einer Waldnymphe war, und es gab dabei besonders einen in diese schönen Haare geflochtenen Myrthenzweig.«

»Einen Myrthenzweig!« rief das junge Mädchen aus, »woher wißt Ihr, daß ich einen Myrthenzweig in den Haaren hatte?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Ihr habt ihn gesehen?«

»Und gar vieles Andere noch.«

Fräulein von Saint-André fing an nichts mehr davon zu begreifen und fühlte ihre Kaltblütigkeit allmählich schwinden.

»Wohlan, Prinz, fahrt fort, ich liebe die Fabeln.«

»Nun denn, dann müßt Ihr Euch jener des Narcissus erinnern, des in sich selbst verliebten Narcissus, wie er sich in einer Quelle betrachtete und außer sich vor Glück und Lust war sich zu betrachten.

»Weiter!«

»Nun denn! vorgestern habe ich etwas Ähnliches oder vielmehr etwas weit Wundervolleres gesehen, nämlich ein in sich selbst verliebtes junges Mädchen, das sich mit nicht wenigerem Entzücken in einem Spiegel als Narcissus in seiner Quelle betrachtete.«

Fräulein von Saint-André stieß einen Schrei aus; es war unmöglich, daß der Prinz das erfunden, oder daß man es ihm erzählt hatte; sie war oder glaubte sich allein in dem Saale der Metamorphosen zu befinden, als die Szene stattgefunden hatte, auf welche der Prinz anspielte.

Das Erröten trug den Sieg davon, sie wurde wieder purpurrot.

»Ihr lügt«, rief sie aus, »Ihr habt nichts gesehen.«

»Ich habe im Gegenteile Alles gesehen, — Alles bis auf das reizende Mahl, welches die lockende Schöne mit ihren Lippen zu berühren versuchte, das sie aber nicht erreichen konnte, da es, wie sehr sie sich auch bemühen, mochte — Bemühungen, über die ich weit entfernt war mich zu beklagen, wie Ihr wohl begreifen werdet — zu weit unten hinter ihren Schultern befindlich war.«

Fräulein von Saint-André brüllte zwischen ihren Zähnen, nur suchte sie dieses Brüllen in einem schallenden Gelächter zu verbergen.«

»Oh«, sagte sie, »was für ein schönes Märchen Ihr uns da erzählt!«

»Ja, Ihr habt Recht, das Märchen ist schön, aber was ist es im Vergleich mit der Wirklichkeit! Unglücklicher Weise war die Wirklichkeit flüchtig wie ein Traum; die schöne Nymphe erwartete einen Gott, der ein ungestörtes Glück wünschte, und siehe da, dieser Gott konnte nicht kommen. Die Göttin, seine Frau, war wie eine einfache Sterbliche vom Pferde gefallen und hatte sich verwundet.«

»Habt Ihr mir noch Vieles von dieser Art zu erzählen, mein Herr?« sagte Fräulein von Saint-André mit knirschenden Zähnen, indem sie trotz ihrer Gewalt über sich selbst im Begriffe stand, sich von dem Zorn fortreißen zu lassen.

»Nein, ich habe nur noch ein Wort hinzuzufügen. Das Rendezvous wurde auf den folgenden Tag verschoben.«

»Und am folgenden Tage?«

»Und am folgenden Tage sah der Gott, daß, wenn die ungestörten Wonnen bereits sehr schwer im Olymp zu genießen, sie noch weit schwieriger aus der Erde zu genießen sind, denn kaum war er in den Armen seiner Göttin eingeschlafen, als ein Dämon, irgend ein boshafter Zauberer, den man zu dem Feste einzuladen vergessen hatte, mit einem Zauberstab die Türen öffnete, und, bei meiner Treue, dem ganzen Olymp die schöne . . . die schöne, wie soll ich sagen, die schöne Danaë, ah! bei meiner Treue, das ist der Name, den ich suchte, die schöne Danaë in den Armen Jupiters zeigte.«

»Ihr wart also gegenwärtig, mein Herr!« rief das junge Mädchen.

»Gewiß war ich gegenwärtig.«

»Ihr lügt, ich habe Euch nicht gesehen und ich stehe Euch dafür, daß ich alle Leute gesehen habe.«

»Weil alle Leute um das Bett herum waren.«

»Nun denn?«

»Während ich . . . «

»Während Ihr . . . «

»Ich befand mich im Gegenteile darunter, während Ihr sehr behaglich darauf lagt.«

»Ihr wart . . . ?«

»Sehr unbehaglich darunter. Ich hoffe daher auch, meine schöne Danaë, daß Ihr mir eines Tages, wäre es auch nur aus Mitleiden für das, was ich gelitten habe, meine Revanche geben werdet.«

»Oh!« . . . «

»Das ist es, was ich Euch zu sagen gekommen war, und in der Hoffnung auf die Zukunft erlaubt mir diesen gegenwärtigen Besuch, da er keinen andern Zweck hat, zu endigen, wie wenn ich bereits König wäre, wonach ich Gott bitte, daß er Euch in seinen heiligen und würdigen Schutz nimmt.«

Und hierauf entfernte sich der Prinz von Condé in der Tat mit jener Unverschämtheit, welche zwei Jahrhunderte später den Ruf der Lauzuns und der Richelieus machte.

Auf dem Vorplatze der Treppe angelangt, blieb er stehen, und indem er einen Blick zurückwarf, sagte er:

»Gut! jetzt bin ich mit der Königin Mutter, mit dem König und mit Fräulein von Saint-André entzweit, und alles das mit einem Male. Ein schöner Vormittag für einen nachgebornen Sohn von Navarra.«

»Bah!« fügte er philosophischer Weise hinzu, »frei1ich, kommen die Nachgeborenen da durch, wo die Erstgeborenen nicht durchkommen würden.«

Und er ging hurtig die Treppe hinunter, schritt ungezwungen über den Hof, grüßte die Schildwache, welche vor ihm das Gewehr präsentierte, und verließ den Louvre mit den Worten:

»Bei der Seele meines Vaters! ich glaube, ich hätte besser getan, Robert Stuart nach seinem Willen handeln zu lassen.«

IX.

Ein Gerechter.

Eine Stunde nach alle den Ereignissen, die wir eben erzählt haben, ritten vier Herolde mit Trompetern voraus durch die Stadt und meldeten für denselben Abend die Hinrichtung des Rates Anne Dubourg, der von dem Parlamente verurteilt war lebendig verbrannt zu werden, auf dem Grèveplatze.

Vergebens waren tausend Protestationen aus ganz Deutschland angekommen, vergebens hatte ein Fürst des heiligen römischen Reiches Gesandte an den König abgesandt um ihn zu bitten, ihm Anne Dubourg zu überlassen, um sich seiner als Professor an seiner Universität zu bedienen. Der König, oder vielmehr der Cardinal von Lothringen war unerbittlich.

Man erlaube uns einige Worte über den tugendhaften Mann zu sagen, den man Anne Dubourg nennt. Nach den Tagen der Leidenschaft, in welchen die erkauften Richter verurteilen, kommen die Tage der Anerkennung der Unschuld, in denen die unparteiische Geschichte nach ihrer Reihe richtet. Dann erheben sich die, welche als schuldig gefallen waren, als Märtyrer wieder, und ihre unter den Verwünschungen der Menschen von der Erde entflohenen Seelen gelangen unter den göttlichen Gesängen zu den Füßen des Herrn.

Außerdem nähern wir uns dem Ende der ersten Abteilung dieses Buches, und da der Tod Anne Dubourg's die erste Ursache der Unruhen, der Kriege und der Spaltungen ist, die sich vor den Augen der Leser in den andern Teilen dieser Geschichte entfalten werden, so scheint es uns notwendig diesem Tod die ganze Wichtigkeit zu geben, welche er wirklich gehabt hat. Es war eine ungerechte Sache, wie es nur eine gibt, denn, sagt ein Geschichtsschreiber der Zeit, indem er von diesem Urteile spricht, aus der Ungerechtigkeit geht alles Übel hervor. Nichts gleicht außerdem diesem unermeßlichen Märtyrerbuche, welches man die Geschichte nennt, nichts gleicht der Heiterkeit der Seele des Rates Anne Dubourg. Die Gründlichkeit seiner Ansichten, die Aufrichtigkeit seiner Überzeugungen, die Richtigkeit seines Urteils kommen weder aus dem streitenden Glauben Luthers noch aus der gelehrten Empörung Calvin's. Es ist der Schrei des Schmerzes, welcher der Überzeugung des rechtschaffenen Mannes entschlüpft, es ist die Einfalt und die Bescheidenheit des Starken, das treuherzige Erstaunen des Weisen, der die Bewerbung um die Meinungen nicht begreift, und den ungerechten, arglistigen, grausamen Inquisitoren antwortet, deren feindliche Gerichtsbarkeit er indessen anerkennt, überzeugt, daß die Wahrheit immer über die Ungerechtigkeit triumphieren und den Verfolgern den Mund schließen muß.

Alle Antworten, welche er den sechs von dem König mit der Einleitung des Prozesses und dessen seiner Kollegen beauftragten Abgeordneten gibt, sind

wundervoll an Einfachheit und Erhabenheit; man könnte glauben, es seien im sechzehnten Jahrhunderte wiedergefundene Verhöre des Sokrates.

Nachdem er verlangt hatte, wie es sein Recht war, von dem Gerichtshofe des Parlaments gerichtet zu werden, ergab er sich darein, den von dem König beauftragten Abgeordneten zu antworten. Er protestierte freilich, aber in sehr demütigen Ausdrücken, und was beteuerte er? seinen Gehorsam, seine Ehrfurcht, seine Ergebenheit für seinen Herrn. Er möchte, rief er aus, nichts gegen die Ordnung seines Glaubensbekenntnisses und die Gebote Gottes und der Kirche sagen, und er bat Herrn von Pâris, seinen Bischof und seinen Hirten, ihn zu erinnern, wenn er vergäße, ihn zurecht zu weisen, wenn er sich irre.

Wir fordern den Leser aus, der die Geschichte dieses rechtschaffenen Mannes und dieses demütigen Dulders von Grund aus kennen zu lernen wünschte, oder den Chronistenschreiber, der die Erzählung der Verfolgungen des Johann Huß und Servet's durch die Anne Dubourg's vollständig machen möchte, seine dem Richter gegebenen Antworten und seine Gott abgelegte Beichte zu lesen, welche er ganz ausführlich in dem ersten Bande der Memoiren des Prinzen von Condé finden wird.

Derselbe enthält die *Verbrechen* Anne Dubourg's, und um diese seine Verbrechen zu büßen, war er verurteilt durch den Scheiterhaufen umzukommen und sollte an demselben Abend, den 23. Dezember 1559, hingerichtet werden.

Diese Schrift bezeichnet ihn als ein Muster strenger Grundsätze, der Seelengröße, der Gewissenhaftigkeit und der Tugend.

Jedermann weiß, daß Anne Dubourg zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde; Jedermann weiß, daß diese Hinrichtung Veranlassung zu jener Reihe von Bürgerkriegen, Kämpfen und Schlachten gab, in deren Mitte die Sanct-Bartholomäusnacht ein blutiger Abschnitt wurde; aber nicht Jedermann kennt die Grundsätze, die man in ihm verdammte und die man mit ihm durch die Hand des Scharfrichters töten wollte.

Es ist eine sehr geringe Belohnung, man wird es zugeben, wenn man mit seinem Leben das Vergnügen bezahlt hat, daß drei Jahrhunderte nach seinem Tode zwei Menschen, der eine ein Romanschreiber, der andere der Leser, über ein großes Unglück gerührt werden und gegen eine große Ungerechtigkeit protestieren.

Fügen wir diesen wenigen Worten, welche wir als eine Entschuldigung dafür geben, gerecht gegen einen Gerechten gewesen zu sein, noch hinzu, daß zu jener Zeit des sechzehnten Jahrhunderts, der Zeit, in welcher sich die französische Sprache in dem Kopfe einiger Vorläufer ausarbeitet und abschleift, jene erwähnten Memoiren Muster von zugleich klarem und festem, bestimmtem und poetischem Style sind.

Aber was vermochte dieses Parlament, an welches sich Anne Dubourg wandte, gegen den Willen des Königs, der Königin Mutter und des Cardinals von Lothringen? Zeigte sich ihm nicht das Land am Vorabende mit dem Brande von jener Fackel bedroht, welche man die Reformation nannte? Bis dahin waren die Ruchlosen, die sich erlaubt hatten die Hand an die geweihten Gefäße zu legen, die

Gotteslästerer, welche öffentlich erklärt hatten, daß der der Papst nicht gänzlich unfehlbar wäre, die Schwätzer, welche diese Gottlosigkeiten gepredigt, verwünscht worden. Die, welche man umgebracht, verbrannt, in den Kerkern enthauptet hatte, waren kein Haar des Rates Anne Dubourg werth, der, eines der geehrtesten Mitglieder des Parlaments, von der Höhe seines Sitzes in die Posaune des neuen Glaubens stieß. Man mußte sich um jeden Preis und bei Gefahr, sich mit dem Kaiser des Reiches zu entzweien, der mit lautem Geschrei das Leben Anne Dubourg's verlangte, man mußte bei Gefahr, den Zorn des alten Deutschlands auf sich zu ziehen, sich eines Mannes entledigen, dessen Name Rechtschaffenheit, Ehre und Tugend bedeutete und unangenehm in den Ohren der Guisen und der Königin Mutter klang.

Das Endurteil wurde also an diesem Tage gefällt, wie wir es im Anfange dieses Kapitels gesagt haben, und damit es Niemand unbekannt ist, führen wir es aus dem Register der Kriminal-Gerichtskanzlei des Parlaments von Paris an.

»Den 23. Dezember des Jahres 1559.«

»In Betracht des Kriminal- und außerordentlichen Prozesses, anhängig gegen Meister Anne Dubourg, Rat des Königs an genanntem Hofe, der des Verbrechens der Ketzerei angeklagt ist, in Betracht der Verhöre und wiederholten Geständnisse, und des, dem genannten Hofe von genanntem Anne Dubourg vorgelegten Glaubensbekenntnisses, von ihm bestätigt, von ihm geschrieben, von ihm an diesem Hofe mit den Gesuchen anerkannt, und ihm zu verschiedenen Malen vorgelegt, —

»Nach Anhörung an genanntem Hofe und gänzlicher Beratung:

»Soll es gesagt sein, daß genannter Hof genannten Dubourg als von dem Verbrechen der Ketzerei belastet und dessen überführt erklärt hat und erklärt, und in Betracht der in dem gegen ihn geführten Kriminalprozesse bestimmten Strafe verurteilt er ihn als verhärteten und hartnäckigen Ketzer und Sacramentsschänder an einen Galgen gehangen und aufgezogen zu werden, welcher Galgen auf dem Grèveplatze von Paris, als dem angemessensten Orte, errichtet, und unter welchem ein Feuer angezündet werden soll, in welches Dubourg geworfen und worin er verbrannt und zu Asche verzehrt werden soll; und wurde und wird erklärt, daß sein ganzes dem Lande verfallenes Vermögen nach den Edikten und Verordnungen des Königs eingezogen werden soll.

Unterz.: De Thon und Barthélemy.

»Ist in monte curée vorbehalten worden, daß genannter Dubourg das Feuer nicht fühlen soll, und daß, bevor das Feuer angezündet wird, er erdrosselt werden soll, und daß nichtsdestoweniger in dem Falle, wo er dogmatisieren oder irgend eine schlechte Rede halten wollte, er geknebelt werden soll, um einen Volksskandal zu vermeiden.«

So war also am Sonnabend, den 23. Dezember des Jahres 1559, das Urteil ausgesprochen worden, welches Amte Dubourg verdammte.

Als er seine Verurteilung aussprechen hörte, funkelten die Augen des Rates, seine Stirn erleuchtete sich mit einem jener glänzenden Strahlen, welche Gott vom Himmel zu senden scheine, um die Stirn der Märtyrer zu erleuchten. Er dankte dem Herrn für diesen neuen und glücklichen Tag, nach dem er sich so heiß sehnte und den er seit so langer Zeit erwartete.

Er sagte, daß er Gott bäte den Richtern zu verzeihen und daß sie ihn nach ihrer Überzeugung gerichtet hätten, und daß es indessen weder nach der Wissenschaft der Menschen noch nach der Weisheit Gottes wäre.

Man versetzte ihn nach der Conciergerie in Mitte von zwei- bis dreihundert bewaffneten Männern, denn man fürchtete, daß die Nachricht von der Verurteilung bereits ruchbar geworden sein mochte, und man wollte einem Handstreich zuvorkommen.

Die Befürchtung war falsch, die dichte Menge, welche den Gerichtspalast umgab, war immer eben so zahlreich, aber nichts verriet eine neue Gemütsbewegung auf dem Gesichte dieses Volkes, welches der Rat Anne Dubourg zum Freunde hatte.

Indessen zeichneten sich zwei in braune Farbe gekleidete Männer mit bleicher Stirn und starren Augen unter der mit buntscheckigen Farben bekleideten Menge aus.

Sie befanden sich zufällig neben einander, aber aller Wahrscheinlichkeit nach kannten sie sich nicht, da sie sich nicht ein einziges Mal angeredet hatten.

Als sie Anne Dubourg erscheinen sahen, stürzte der eine, von ihnen mit einem solchen Ausdrucke von Zärtlichkeit auf dem Gesichte voran, daß der zweite ihn zurückhielt, indem er ihm einen bewaffneten Mann zeigte, welcher, da er seine Bewegung gesehen hatte, mit dem Degen in der Faust heranschritt, um ihm zu drohen.

Dem Drucke der Hand seines Nachbars nachgebend, trat der junge Mann zurück und nahm seine Reihe in der Menge wieder ein.

»Ich danke, Kamerad«, sagte der, welchem dieser Dienst erwiesen worden war, »Ihr habt mir wahrscheinlich das Leben gerettet, denn wenn Ihr mich nicht zur Vernunft zurückgerufen, so hätte ich mich mitten unter diese Leute gestürzt, ohne zu wissen, was ich anders dort tun wollte, als sterben. Ich bin zu Gegendiensten bereit und heiße Robert Stuart.«

»Und ich, Kamerad, ich heiße Poltrot D . . . «

»Ich hoffe, daß man ihn begnadigt hat, wie es mir versprochen worden ist«, sagte Robert Stuart, »aber mein Blick ist trüb. Das Gesicht des Rates drückt keine traurige Gemütsbewegung aus, nicht wahr?«

»Im Gegenteile«, antwortete Poltrot, »es drückt Heiterkeit, fast Glückseligkeit aus.«

»Oh! Schön!« flüsterte Robert Stuart, »der Prinz wird das Versprechen gehalten und sein Leben erlangt haben.«

Der Rat kam immer näher.

Von allen Seiten von seiner Bedeckung umringt, kam er einige Schritte weit von ihnen vorüber. Die Menge trat zur Seite, um ihn durchzulassen. Einige Männer, die kühner oder besorgter waren, versuchten die bewaffneten Leute zu befragen.

Aber diese blieben schweigend, wie wenn sie einem Leichenzuge folgten.

Dieses Schweigen fing an das Herz Robert Stuart's mit Zweifel zu erfüllen und ihn am Ende dermaßen zu erschrecken, daß er dem Rate nacheilte und in dem Augenblicke, wo der Gefangene unter dem dunkeln Torgewölbe der Conciergerie verschwand, die Hand eines der bewaffneten Männer ergriff, und indem er ihn mit bittender Miene anblickte, sagte er zu ihm:

»Aus Erbarmen, Kamerad, er hat seine Begnadigung, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht, ob er seine Begnadigung hat«, sagte der Polizeisoldat, »aber so viel weiß ich, daß man ihn einstweilen heute Abend auf dem Grèveplatze hängt und verbrennt.«

Vierter Teil.

I.

Der Sohn des Verurteilten.

Wir haben gesagt, daß der Prinz dem Robert Stuart ein Rendezvous zwischen sieben und acht Uhr auf dem Platze und vor der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois gegeben hatte.

Um sich nun zu diesem Rendezvous zu begeben, konnte er recht gut den Weg über die Brücke Notre-Dame und die Mühlenbrücke einschlagen, aber ein Magnet zog ihn nach dein Louvre; er fuhr mit der Fähre über den Fluß und landete vor dein hölzernen Turme.

Sein Weg war rechts gelegen, er wandte sich zur Linken.

Er ging der Gefahr entgegen, wie der unvorsichtige Nachtschmetterling dem Lichte.

Er kannte diesen Weg genau, den er während vier bis fünf Monaten alle Abend, sich mit Hoffnungen schmeichelnd, eingeschlagen hatte.

Warum schlug er ihn jetzt wieder ein, wo er nicht mehr hoffte?

Er ging daher wieder denselben Weg, dann, unter den Fenstern des Fräuleins von Saint-André angekommen, blieb r stehen, wie er es gewohnt war stehen zu bleiben.

Er kannte diese Fenster gut.

Die drei ersten waren die des Schlafzimmers und des Boudoirs Charlottens.

Die vier andern waren die des Marschalls.

Dann kam nach den vier Fenstern des Marschalls noch ein anderes Fenster, auf welches er niemals geachtet hatte.

Dieses Fenster blieb immer dunkel, sei es nun, daß das Zimmer, nach welchem dieses Fenster sich öffnete, niemals erleuchtet war, oder daß dichte, sorgfältig zugezogene Vorhänge das Licht verhinderten nach außen zu fallen.

Dieses Mal hätte er eben so wenig als sonst auf dieses Fenster geachtet, wenn er nicht geglaubt hätte es in seinen Angeln knarren zu hören. Dann war es ihm, als ob er durch die beiden halbgeöffneten Läden eine Hand, welche einem Nachtschmetterlinge glich, sich herausstrecken, und dieselben ein kleines Papier entfliegen sehe, welches, von dem Abendwinde getragen, sich alle Mühe zu geben schien an seine Adresse zu gelangen.

Die Hand verschwand, das Fenster schloß sich wieder, bevor das Papier noch den Boden berührt hatte.

Der Prinz fing es im Fluge, ohne sich gehörige Rechenschaft von dem abzulegen, was es war, ohne zu wissen, ob es für ihn bestimmt war; dann, da es auf der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois halb Acht schlug, erinnerte er sich seines Rendezvous und schien den Weg nach dem Orte einzuschlagen, wohin ihn der Klang des Metalles rief.

Einstweilen drehte er das Papier zwischen seinen Fingern hin und her, aber die Dunkelheit der Nacht verhinderte ihn zu wissen, woran er sich über seine schwache Eroberung zu halten hätte.

Aber an der Ecke der Straße Chilperic befand sich ein kleines Wirtshaus in dessen Mauer man eine Nische angebracht hatte. In der Nische stand eine kleine Madonna von vergoldetem Holz und vor der Madonna brannte ein Licht von Harz, eine Art von Fackel, welche den eifrigen Katholiken ein christliches Wirtshaus und einen gottesfürchtigen Gastwirt andeutete, aber für den verspäteten Reisenden laut die Worte aussprach:

»Hier kann man über Nacht bleiben!«

Der Prinz von Condé näherte sich dem Hause, stieg auf die neben der Tür angebrachte steinerne Bank und sich in den schwankenden Lichtstrahl der Laterne stellend, las er die folgenden Zeilen, welche ihn mit Erstaunen erfüllten: »Der König ist für den Augenblick mit der Königin Mutter ausgesöhnt. Heute Abend wohnen sie der Hinrichtung des Rates Anne Dubourg bei. Ich wage nicht Euch zu sagen daß Ihr fliehen sollt, — aber ich sage Euch — bleibt nicht im Louvre, unter welchem Vorwande es auch sein möge, es handelt sich um euren Kopf.«

Das Erstaunen, welches dem Prinzen die ersten Zeilen verursacht hatten, war bei den letzten Worten Bestürzung geworden. — Woher kam ihm diese Warnung? — von einem Freunde, — zuverlässig; aber von welchem Geschlechte war dieser Freund? — War es ein Freund oder eine Freundin? — Nein, es war eine Freundin, so hätte kein Mann geschrieben.

Dann gab es in diesem Palaste des Louvre keinen Mann, es gab darin nur Höflinge und ein Höfling hätte sich wohl gehütet, sich die Ungnade zuzuziehen, welche seine Barmherzigkeit verdiente.

Es war also kein Mann.

Aber wenn es eine Frau war, wer war diese Frau? Welche Frau konnte sich lebhaft genug für ihn interessieren, um sich, angenommen, daß ihre barmherzige, dem Prinzen gegebene Warnung bekannt würde, mit einem Male mit dem Könige, mit der Königin Mutter und mit Fräulein von Saint-André zu entzweien.

Aber vielleicht war es Fräulein von Samt-Anders selbst.

Oh, was das anbetrifft, so sah der Prinz nach einem Augenblicke der Überraschung wohl ein, daß das unmöglich wäre.

Er hatte die Löwin zu grausam verletzt und die Löwin mußte noch damit beschäftigt sein, die Wunde zu lecken, die er ihr geschlagen hatte.

Er hatte wohl zwei oder drei ehemalige Maitressen im Louvre, aber mit diesen war er entzweit und wenn die Frauen nicht mehr lieben, so hassen sie.

Eine Einzige hatte vielleicht noch einen Rest von Zärtlichkeit für ihn, sein hübsches Fräulein von Limeuil, aber er kannte von alten Zeiten her das Gekritzel des liebenswürdigen Kindes. Es war nicht ihre Handschrift und für ein solches Billett setzt man sich nicht der Gefahr aus einen Schreiber zu nehmen.

War es außerdem eine weibliche Handschrift? Der Prinz erhob sich auf den Fußzehen, um sich dem Lichte so viel als möglich zu nähern.

Ja, es war zuverlässig eine weibliche Handschrift, und trotz der steifen Haltung dieser Buchstaben, welche wir nur mit einer schönen englischen Schrift unserer Zeit zu vergleichen vermöchten, hätte sich ein Sachverständiger nicht darüber geirrt, und in weiblichen Handschriften war der Prinz durch die vielen Briefe, welche er erhielt, ein Sachverständiger geworden. Wenn die Grundstriche dieser Buchstaben fest waren, so hatten die Haarstriche etwas Feines, Anmutiges und Weibliches.

Dann war das Billett im Ganzen so sauber, das Papier desselben so sein, so glatt, so seidenartig, es verriet einen so süßen Wohlgeruch eines weiblichen Schlafzimmers oder Boudoirs — daß es ganz bestimmt von einer Frau war.

Nun kam er auf die Frage zurück, welche keine Antwort erhielt.

»Wer ist denn diese Frau?«

Der Prinz von Condé, der sein Rendezvous gänzlich vergessen hatte, um sich nur mit dem Briefe zu beschäftigen, hätte die Nacht damit zugebracht, den Namen dieser Frau zu suchen und aller Wahrscheinlichkeit nach ihn vergebens zu suchen, wenn nicht zu seinem Glücke Robert Stuart, der ihn von weitem auf seiner Bank stehen sah und dessen Herz weit ernstere Sorgen erregten, plötzlich, wie wenn er aus der Erde hervorkäme, in dem Lichtkreise erschienen wäre, den die Fackel warf.

Er verneigte sich tief vor dem Prinzen.

Der Prinz errötete, daß er bei dem Lesen dieses Billetts überrascht wurde und die Art, mit welcher er errötete, bestätigte ihn in der Gewißheit, daß das Billett von einer Frau käme.

»Ich bin es, Prinz«, sagte der junge Mann.

»Ihr seht, mein Herr, daß ich mein Wort halte«, fügte der Prinz, indem er von seiner steinernen Bank sprang.

»Und ich«, sagte Robert Stuart, »ich erwarte die Gelegenheit Euch zu beweisen, daß ich das meinige halten werde.«

»Ich habe Euch eine traurige Nachricht zu melden«, mein Herr, sagte der Prinz mit ziemlich bewegter Stimme.

Der junge Mann lächelte bitter.

»Sprecht, Prinz«, sagte er, »ich bin auf Alles vorbereitet.«

»Mein Herr«, sagte der Prinz mit einem Ernste, den man nicht bei einem Manne zu finden erwartet hätte, den man im Allgemeinen für einen der frivolsten seiner Zeit hielt, »wir leben in einer Zeit, in welcher die Begriffe des Guten und des Bösen

verworren, schwankend, unbestimmt sind. Die Welt scheint sich seit einigen Jahren in einer Art von Geburtswehen zu befinden und die Schmerzen, welche diese Wehen verursachen, verbreiten in der Seele Einiger Unglück verheißendes Licht, während sie die Anderen in tiefe Finsternis versenken; was wird aus dem Zusammenstoßen der Leidenschaften hervorgehen, die in diesem Augenblicke mit einander kämpfen? ich weiß es nicht. Aber so viel weiß ich, daß man nicht dem Einen alles das Böse zuschreiben darf, welches die Anderen erdulden. Ich weiß, daß man nicht einen einzigen Menschen für diese Erschütterung der Welt verantwortlich machen darf. — Kurz, um Alles zu sagen, mein Herr, ich meine, daß es außerdem ungerecht wäre, den zu verdammen und zu verfluchen, welchem die Völker die Gewalt und Gott das Schwert übergeben haben.«

»Ich verstehe Euch nicht, Prinz«, sagte der junge Mann, indem er den Prinzen augenscheinlich nötigen wollte, bis ans Ende zu gehen.

»Ich will mich erklären, mein Herr. Nun denn! ich sagte also, oder wollte vielmehr sagen, daß ich es höchst ungerecht finden würde, wenn ein Mann —- weil der Grèveplatz höher ist, als es sein sollte — den Scharfrichter beim Kragen packte und ihn zu erdrosseln versuchte, indem er zu ihm sagte: Du bist es, der meinen Freund getötet hat, Du bist es, der meinen Bruder getötet hat, Du bist es, der meinen Vater getötet hat, denn der Scharfrichter ist nur der Volkstrecker der Urteile des Königs. Das ist auch eure Meinung, wie ich glaube, nicht wahr, mein »Herr?«

»Fahrt immerhin fort, gnädiger Herr, Ihr seht, daß ich Euch mit Ruhe und Aufmerksamkeit anhöre.«

Gerade diese Ruhe und diese Aufmerksamkeit war es, welche den Prinzen zittern ließ. Wenn der junge Mann zornig geworden wäre, so hätte er ihn weniger zu fürchten geschienen.

»Nun denn! was ich höchst ungerecht in Bezug auf den Scharfrichter finden würde, das würde ich noch weit ungerechter in Bezug auf den König finden.«

»Entwickelt eure Ansicht, gnädiger Herr«, sagte der junge Mann, »ich höre Euch aufmerksam an.«

»Ich will sagen, mein Herr, daß weder Ihr, noch ich das Recht haben würden, an dem König den Tod eines Freundes, eines Bruders oder eines Vaters zu rächen, denn wenn der Scharfrichter der Vollstrecker der Urteile des Königs ist, so ist der König der Vollstrecker der Urteile des Gesetzes.«

»Warum sagt Ihr mir nicht auf der Stelle, Prinz: Junger Mann, dein Vater ist verurteilt, ich hatte Dir die Begnadigung deines Vaters versprochen und diese Begnadigung ist mir verweigert worden. Ich hatte Dir gesagt, daß dein Vater nicht sterben würde — und dein Vater wird heute Abend sterben.«

»Mein Herr,« sagte der Prinz fast beschämt über die Lüge, mit deren Hilfe er den jungen Mann zu täuschen suchte, »mein Herr, Alles ist vielleicht noch nicht so schlimm, als Ihr es sagt.«

»Sagt Ihr mir, daß ich hoffen darf, Prinz?« sagte der junge Mann.

Condé wagte nicht zu antworten. — Es lag in dem Blicke des jungen Mannes ein Ausdruck ruhigen Schmerzes und festen Entschlusses, der ihm das Wort auf den Lippen zurückhielt.

»Wenn Ihr mir nämlich gesagt hättet, daß ich hoffen dürfe, gnädiger Herr, so hätte ich Euch geantwortet: Hoheit, gebt den Quai bis nach dem Grèveplatze hinauf, und dort werdet Ihr sehen, was vorbereitet wird: ein Galgen über einem Scheiterhaufen. Für wen ist dieser Scheiterhaufen, für wen dieser Galgen? für wen diese schimpfliche und grausame Hinrichtung? — Ist es etwa für irgend einen König, der das Gold und das Blut seines Volkes für sich hat opfern lassen? Ist es etwa für irgend Einen, der das Wort Gottes verfälscht und das Evangelium mit dem Dolche in der Hand gepredigt hat? Ist es etwa für irgend ein gottloses und ehebrecherisches Weib, welches durch Unzucht und Verrat das königliche Bett geschändet hat? Ist es Gott endlich müde, daß man seinen heiligen Namen beschimpft, daß man seine geheiligte Person lästert, indem man Narren, Blödsinnige oder Mörder mit dem Namen Menschen, als seinen Stellvertretern auf Erden belegt? — Nein, dieser Scheiterhaufen ist für einen Unschuldigen, die-er Galgen ist für einen Gerechten, — diese Hinrichtung ist für einen Märtyrer.«

»Nun denn«, fragte Condé, »was wollt Ihr tun, mein Herr?«

»Meinen Schwur erfüllen«, antwortete Robert Stuart kaltblütig.

»Ist das euer Ernst! Dieser Schwur lautete den König zu töten, wenn er Euch nicht die Begnadigung eures Vaters bewilligte.«

»Und Ihr selbst habt mir gesagt, daß Ihr Euch in - diesem Falle meinem Entschlusse nicht wider-setzen würdet, welcher er auch sein möchte. — Lebt wohl, gnädiger Herr. Ich bin frei. Ihr habt Euch anheischig gemacht meinen Vater zu retten, Ihr habt es nicht gekonnt. — Ich entbinde Euch eures Wortes und nehme das meinige zurück.«

»Mein Herr! sagte der Prinz, indem er die Hand ergriff, welche der junge Mann an den Griff feines Schwertes legte.

»Ich habe ihn indessen gewarnt«, fuhr Robert Stuart mit derselben furchtbaren Ruhe fort. — »Ich habe an die Wände des Louvre die drei Flammenworte geschrieben, welche die unsichtbare Hand vor Balthasar an die Wand schrieb, und sie haben diese Worte nicht verstanden. — Es war ein Todesurtheil. — Jeder hat seine Sendung auf dieser Welt. — Dein Leben ist mit Unterrichten, mit Lieben, mit Segnen verflossen, oh! mein Vater, und sie töten Dich. — Mein Leben wird mit Hassen, mit Verfolgen, mit Schlagen verfließen, — und ich werde sie ohne Gnade und ohne Barmherzigkeit töten, wie sie Dich töten. Deine Freunde sind Dir in den Tod vorausgegangen, mein Vater, deine Feinde werden Dir dahin folgen. — Oh! tröste Dich, Du wirst ein schönes Gefolge von Seufzern, von Tränen und von Blut haben, um vor Gott zu erscheinen.«

»Bei der Tugend eures Vaters, mein Herr,« sagte der Prinz, »ich verbiete Euch ungerecht zu sein, ich verbiete Euch feig zu sein, ich verbiete Euch die Hand an euren König zu legen, — nein, ich irre mich, der, den Ihr bedroht, ist kein König, er

ist ein Kind, dessen schwache Hand gleicher Weise und mit derselben Sorglosigkeit eine Begnadigung oder ein Todesurtheil unterzeichnet, der es je nach der Laune des Einen oder dem Gutdünken des Anderen leitet.«

»Prinz«, sagte der junge Mann, »mein Vater wird sterben. — Da das Verbrechen auf den Thron und die Tugend auf das Schafott führt, so sprecht mir nicht von Tugend.«

»Nun denn! im Namen dieses Vaters, der als Märtyrer seiner Tugend sterben wird«, rief der Prinz energisch aus, indem er den jungen Mann immer bei dem Arme zurückhielt, »Ihr werdet sein Gedächtnis nicht durch einen Mord besudeln. Wenn er an meiner Stelle wäre, so würde er, sollte dieser Mord ihm auch das Leben retten, Euch inständigst bitten, wie ich Euch bitte. — Seht, ich kenne Euch seit kurzer Zeit, ich habe Euch unter Umständen kennen gelernt, welche uns nur wenige Worte auszuwechseln erlaubt haben, und dennoch, ich sage es Euch, gefällt mir euer Charakter und ich liebe Euch. An dem Abend, an welchem ich Euch begegnet bin, — gestern, so furchtbar eure Absicht auch war, so schrecklich das Verbrechen auch sein mag einen König zu ermorden, gestern hätte ich Euch begriffen, wo nicht entschuldigt, denn zwischen gestern und heute gab es die Erscheinung eines neuen Königs, der eurem Vater verzeihen konnte. Das Todesurtheil war noch nicht von dem König unterzeichnet. Heute ist es trotz meinen Bemühungen unterzeichnet, es ist kund gemacht worden, und in einer Stunde wird es vielleicht vollstreckt sein. Binnen hier und einer Stunde werdet Ihr den König nicht töten, und wozu würde Euch sein Tod nach der Hinrichtung nützen?«

»In einer Stunde?« brummte der junge Mann dumpf zwischen seinen Zähnen, »man tut gar Vieles in einer Stunde.«

»Wohlan, ich will noch annehmen, daß es Euch gelänge, daß der König fällt, wie Meynard gefallen ist, wie Fresne gefallen ist, und Ihr seht, dieser Beider Tod hat zu nichts genützt. Ich will annehmen, daß binnen hier und einer Stunde der König aufhört zu leben, — die erste Handlung seines Nachfolgers, er müßte denn gänzlich wahnsinnig sein, würde sein das letzte Urteil des Parlaments zu vollstrecken. Nein, nein, laßt es geschehen. Seht, irgend etwas sagt mir, daß dieses Geschlecht der Valois verflucht ist. Die Könige rächen die Verbrechen der Menschen, aber Gott richtet weit gerechter, weit unfehlbarer, weit sicherer, er bestraft die Verbrechen der Könige. — Wenn euer Vater stirbt, Robert, so erhebt eure entwaffneten Arme zu Gott. — Die entwaffneten und stehenden Arme sind die wahrhaft tödlichen Arme.«

»Ihr habt Recht, Prinz,« sagte der junge Mann, »laßt mich frei, und ich gebe Euch mein Wort, wenigstens heute Abend nichts gegen den König zu versuchen.«

Indem er hierauf seinen Arm den Händen des Prinzen entriß, sagte er:

»Aber ich will meinen Vater zum letzten Mal wieder sehen, bevor er stirbt.«

»Ihr werdet nicht zu ihm gelangen.«

»Ich kenne einen der Kerkermeister.«

»Die Schildwache wird Euch anhaltend.«

»Ich werde die Schildwache töten.«

»Ihr werdet eine zweite finden.«

»Ich werde sie wie die erste töten.«

»Und wenn der Kerkermeister Euch nicht eintreten lassen will?«

»So werde ich den Kerkermeister töten.«

Der Prinz fühlte ein inniges Mitleiden, als er den jungen Mann diese sinnlosen Worte sagen hörte, welche nur verzweifelnden Herzen strömen; dann folgte ihm ein Gefühl schmerzlicher Bewunderung bei seinem Anblicke; bei dem Anblicke dieses Sohnes, der die Kraft in sich fühlte eine Armee niederzuwerfen, um seinen zum Tode gehenden Vater noch einmal zu sehen und zu umarmen.

Nun sagte er mit dem sanftesten Ausdrücke und dem liebevollsten Wohlwollen zu ihm:

»Ihr seid wahnsinnig, — aber euer Wahnsinn ist heilig! Ich stelle Euch unter den Schutz Gottes und bitte ihn von Herzen darüber zu wachen, daß Euch kein Unglück zustößt. Ihr seid frei, mein Sohn, geht.«

Der Prinz hatte eingesehen, daß der Mensch, zu diesem Grade der Überspannung des Geistes gelangt, gegen jedes Hindernis ankämpft, während im Gegenteile seine ganze Entschlossenheit sich verliert, wenn man ihn sich selbst überläßt.

Das ereignet sich bei Robert Stuart.

Kaum frei, eilte dieser davon und tat ungefähr zwanzig Schritte in der Richtung nach der Conciergerie.

Indem er dann zu dem Prinzen zurückkehrte und dessen Hände ergriff, die er mit Küssen bedeckte und in Tränen badete, sagte er:

»Von beute, von dieser Stunde, von dieser Minute an, Prinz, habt Ihr keinen treueren und ergebeneren Diener als mich. Mein Leib, meine Seele, mein Kopf, mein Arm und mein Herz gehören Euch, und ich widme Euch mein Leben bis auf den letzten Tropfen meines Blutes.«

Dann entfernte er sich, dieses Mal langsamen Schrittes und verschwand an der Ecke des Quais, nachdem er dem Prinzen zum letzten Mal durch eine Verneigung des Kopfes gegrüßt hatte.

II.

Die Befreiung aus dem Pagenstande.

Der junge Mann befand sich bereits auf der Höhe der Ecke der Cité, als der Prinz noch nicht von seinen Gedanken wieder erwacht war.

Freilich hatten sich diese Gedanken vielleicht durch eine jener häufigen Launen des Gedächtnisses wieder von Robert Stuart auf das aus einem Fenster des Louvre gefallene Billett gerichtet, welches der Prinz eine halbe Stunde vorher bei dem Scheine der Lampe der Madonna gelesen hatte.

Welches der Gegenstand dieser Gedanken nun auch sein mochte, er wurde durch einen neuere und unerwarteten Vorfall aus ihnen geweckt.

Ein junger Mann mit bloßem Kopfe und ohne Wamms kam mit keuchendem Atem aus dem Louvre und eilte im vollen Laufe über den Platz, wie wenn er von einem tollen Hunde verfolgt gewesen wäre.

Der Prinz glaubte den Pagen des Marschalls von Saint-André in ihm zu erkennen, den er zum ersten Mal in dem Wirtshaus bei Saint-Denis, zum zweiten Male in den Gärten von Saint-Cloud gesehen hatte.

»Ei!« rief der Prinz, als er ihn zehn Schritte weit von sich sah, »wo lauft Ihr so hin, mein junger Herr?«

Der junge Mann blieb so plötzlich stehen, wie wenn sich ein unübersteigliches Hindernis auf seinem Wege gezeigt hätte.

»Ihr seid es, gnädiger Herr!« tiefer aus, als er gleichfalls den Prinzen trotz dem dunkeln Mantel, der ihn einhüllte und dem Hute mit breiten Rändern, der ihm die Augen bedeckte, erkannte.

»Bei Gott! ja ich bin es, und Ihr seid es auch, wenn ich mich nicht irre, — Ihr seid Meziéres, der junge Page des Herrn von Saint-André?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Und außerdem, wenn ich dem Scheine glaube, der Anbeter von Fräulein Charlotte«, fügte der Prinz hinzu.

»Oh! ich war es, ja, gnädiger Herr, aber ich bin es nicht mehr.«

»Gut!«

»Was das anbetrifft, so schwört ich es Euch.«

»Ihr seid sehr glücklich, junger Mann«, sagte der Prinz halb lustig und halb traurig, »so eure Liebe verabschieden zu können, — aber ich glaube es nicht.«

»Wie, gnädiger Herr?«

»Wenn Ihr nicht verliebt wie ein Rasender, oder rasend wie ein Verliebter wäret, so würde mir nichts diesen unsinnigen Lauf mitten in der Nacht und zu dieser Stunde erklären.«

»Gnädiger Herr-« sagte der Page, »ich habe so eben die tödlichste Beschimpfung erhalten, die jemals ein Mann erhalten hat.«

»Ein Mann«, sagte der Prinz lächelnd, »von wem ist die Rede? Doch nicht etwa von Euch?«

»Warum sollte nicht von mir die Rede sein?«

»Ei, weil Ihr nur ein Kind seid.«

»Ich sage Euch, gnädiger Herr,« fuhr der junge Mann fort, »daß ich auf die schrecklichste Weise behandelt worden bin. — Und Mann oder Kind, da ich das Recht habe einen Degen an der Seite zu tragen, so werde ich mich dafür rächen.«

»Wenn Ihr das Recht habt einen Degen zu tragen, so mußtet Ihr Euch seiner bedienen.«

»Ich bin von Bedienten ergriffen worden, ergriffen, gebunden und . . . «

Der junge Mann unterbrach sich mit einer Gebärde höchsten Zornes und die blauen Augen schleuderten wie die der Nachttiere einen doppelten Blitz in die Dunkelheit.

An diesem Zeichen erkannte der Prinz den Mann des Hasses und des Blutes.

»Und?« — wiederholte der Prinz.

»Und gepeitscht worden, gnädiger Herr!« sagte der junge Mann mit einem Schrei der Wut.

»Dann seht Ihr wohl«, sagte der Prinz scherzend, »daß man Euch nicht wie einen Mann, sondern wie ein Kind behandelt hat.«

»Gnädiger Herr, gnädiger Herr!« rief Meziéres aus, »die Kinder werden Männer, wenn sie siebzehn Jahre alt sind und eine solche Schmach zu rächen haben.«

»Das lasse ich mir gefallen!« sagte der Prinz, indem er wieder ernst wurde, »eine solche Sprache höre ich gern, junger Mann, — und wie habt Ihr Euch einen solchen Schimpf zuziehen können?«

»Ich war, wie Ihr soeben sagtet, rasend verliebt in Fräulein von Saint-André, — verzeiht mir, daß ich Euch dieses Geständnis mache, gnädiger Herr.«

»Und warum hätte ich Euch etwas zu verzeihen?«

»Euch, die Ihr sie fast eben so sehr liebtet, als ich.«

»Ah, ah!« sagte der Prinz, »Ihr hattet das bemerkt, junger Mann?«

»Prinz, Ihr werdet mir niemals durch Gutes den hundertsten Teil des Schmerzes ersetzen, welchen Ihr mich habt erdulden lassen.«

»Wer weiß? Fahrt fort.«

»Ich würde mein Leben für sie hingegeben haben«, fuhr der Page in der Tat fort, »und wie groß die Schranke auch war, welche die Geburt zwischen sie und mich gestellt hatte, ich fühlte mich bestimmt, wo nicht für sie zu leben, doch wenigstens für sie zu sterben.«

»Ich kenne das«, sagte der Prinz lächelnd und indem er ein Zeichen mit der Hand machte, wie wenn er einen unangenehmen Gegenstand von sich entfernen wollte,

— »fahrt fort.«

»Ich liebte sie so sehr, gnädiger Herr, daß ich eingewilligt hätte, sie als die Gattin eines Andern unter der Bedingung zu sehen, daß er sie wie ich selbst geliebt und geachtet hätte . . . ja, sie geliebt und geehrt zu wissen, wäre mir hinreichend gewesen. — Ich sage Euch damit, gnädiger Herr, wie weit meine ehrgeizigen Absichten und meine verliebten Wünsche gingen.«

»Nun denn«, sagte der Prinz, »was hat sich ereignet?«

»Nun denn, gnädiger Herr, als ich erfahren habe, daß sie die Maitresse des Königs wäre, als ich erfahren habe, daß sie nicht allein mich betrog, — der ich nicht bloß ihr Geliebter, sondern ihr Sklave war, — nicht allein mich, sage ich, sondern auch noch Euch, der sie anbetete, sondern auch noch Herrn von Joinville, der sie heiraten wollte, sondern auch noch den ganzen Hof, der sie mitten unter dieser Rotte schamloser und ausschweifender Weiber für ein keusches, reines und unschuldiges Mädchen hielt, als ich das erfahren habe, gnädiger Herr, als ich gewußt, daß sie die Maitresse eines anderen Mannes wäre . . . «

»Nicht eines anderen Mannes, mein Herr,« sagte der Prinz von Condé mit einer unbeschreiblichen Betonung, »eines Königs!«

»Es sei, eines Königs, aber es ist darum nichtsdestoweniger wahr, daß ich den Gedanken gehabt habe diesen Mann zu töten, obgleich er König war.«

»Das ist der zweite«, murmelte der Prinz leise. »Ah! sie haben alle eine wahre Wut den König töten zu wollen. — Wenn Seine Majestät davon kommt, so wage ich zu glauben, daß sie mir zu Ehren eine Kerze verbrennen wird.«

Dann sagte er laut:

»Der Teufel! mein schöner Page, Ihr seid vermessen; den König für ein verliebtes Abenteuer zu töten! Wenn man Euch für diesen Einfall nur gepeitscht hatte, so meine ich, daß Ihr Unrecht habt, Euch zu beklagen«,

»Oh! man hat mich nicht wegen dieses Einfalles gepeitscht«, sagte Meziéres.

»Weshalb denn? — Wißt Ihr, daß eure Geschichte anfängt mich zu interessieren? Nun, wenn es Euch einerlei ist sie mir im Gehen zu erzählen, zuvörderst, weil meine Füße buchstäblich vor Kälte erstarrt sind und dann, weil ich in der Gegend des Grèveplatzes zu tun habe . . . «

»Es liegt mir wenig daran wohin ich gehe, gnädiger Herr«, sagte der junge Mann, »wenn ich mich nur vom Louvre entferne.«

»Nun denn, das findet sich vortrefflich«, sagte der Prinz, indem er seine Stiefel auf dem Pflaster ertönen ließ, »kommt mit mir, ich höre Euch.«

Indem er ihn hierauf lächelnd anblickte, fügte er hinzu:

»Seht indessen, was ein gemeinsames Unglück ist. Gestern war ich es, der Euch für geliebt hielt und Lust hatte Euch zu töten. Heute, wo man den König liebt, nähert uns das Unglück und ich bin jetzt euer Vertrauter und ein Vertrauter, zu dessen Rechtschaffenheit Ihr so großes Zutrauen habt, daß Ihr ihm eure große Lust den König zu töten gesteht. Am Ende habt Ihr ihn nicht getötet, nicht wahrt?«

»Nein, nur habe ich eine Stunde von einem heftigen Fieber gequält in meinem Zimmer zugebracht.«

»Gut!« murmelte der Prinz, »gerade wie ich.«

»Als ich nach Verlauf von zwei Stunden keinen Entschluß gefaßt, habe ich an die Tür des Fräuleins von Saint-André geklopft, um ihr Vorwürfe über ihr schändliches Benehmen zu machen.«

»Immer wie ich«, murmelte der Prinz.

»Fräulein von Saint-André war nicht in ihrem Zimmer.«

»Ah!« sagte der Prinz, »hier verschwindet die Ähnlichkeit, ich war glücklicher als Ihr.«

»Der Marschall empfing mich. Der Marschall liebte mich sehr, wenigstens sagte er es. Als er mich so bleich sah, erschrak er.«

»Was habt Ihr, Meziéres, fragte er mich, seid Ihr denn krank?«

»Nein, gnädiger Herr«, antwortete ich ihm.

»Was habt Ihr denn sonst, was Euch in dem Grade beunruhigt?«

»Oh, gnädiger »Herr, mein Herz ist mit Bitterkeit und Haß erfüllt.«

»Mit Haß, Meziéres! in eurem Alter? — Der Haß steht dem Alter der Liebe schlecht.

»Gnädiger Herr, ich hasse, ich will mich rächen; ich komme, um Fräulein von Saint-André um Rat zu fragen.«

»Meine Tochter?«

»Ja, und da sie nicht da ist . . . «

»Ihr seht es . . . «

»So bitte ich Euch um diesen Rat.«

»Sprecht, mein Kind.«

»Gnädiger Herr, fuhr ich fort, ich liebte heiß ein junges . . . «

»Das lasse ich mir gefallen, Meziéres!« sagte der Marschall lachend zu mir, sprecht mir von euren Liebschaften, Worte der Liebe kommen natürlich auf die Lippen eures Alters, wie im Frühling die Blumen in den Garten kommen, und wird eure Liebe von der erwidert, die Ihr so heiß liebt?«

»Gnädiger Herr, ich machte nicht einmal Ansprüche darauf. Sie stand durch ihre Geburt und durch ihr Vermögen dermaßen über mir, daß ich sie vom Grunde meines Herzens wie eine Gottheit anbetete, der ich kaum den Saum des Kleides zu küssen wagte.«

»Dann ist es eine Dame des Hofes?«

»Ja, gnädiger Herr«, antwortete ich stammelnd.

»Ich kenne sie also?«

»Oh! ja.«

»Nun denn, was ist Euch begegnet, Meziéres? Eure Gottheit wird sich verheiraten, die Frau eines Anderen werden, das ist es was Euch betrübt?«

»Nein, gnädiger Herr, antwortete ich, dreist durch den Zorn geworden, den diese Worte wieder in mir erweckten. — Nein, die Frau, welche ich liebe, wird sich nicht verheiraten; nein, die Frau, welche ich liebe, kann sich nicht mehr verheiraten.«

»Und warum?« fragte der Marschall, indem er mich mit besorgter Miene anblickte.

»Weil die Frau, welche ich liebe, öffentlich die Maitresse eines Anderen ist.«

»Bei diesen Worten wurde der Marschall verlegen. Er wurde bleich wie der Tod und trat einen Schritt vor, indem er mich starr und hart anblickte.

»Von wem wollt Ihr sprechen?« fragte er mit stockender Stimme.

»Ah! Ihr wißt es wohl, gnädiger Herr!« antwortete ich, und wenn ich zu Euch von meiner Rache gesprochen habe, so geschah es, weil ich voraussehe, daß Ihr in diesem Augenblicke Jemand für die eurige sucht.

»Ja diesem Augenblicke trat der Capitän der Garden ein.

»Schweigt!« sagte der Marschall zu mir, bei eurem Kopfe, schweigt!«

»Dann, wie wenn er geglaubt hätte, daß es noch vorsichtiger wäre mich gänzlich zu entfernen, fügte er hinzu:

»Geht hinaus!«

»Ich verstand oder glaubte vielmehr zu verstehen, daß wenn dem Könige ein Unglück zustöße und dieses Unglück von mir herrührte, der Marschall kompromittiert wäre, wenn ihn der Capitän der Garben mit mir im Gespräche gesehen hätte.

»Ja, gnädiger Herr, antwortete ich, ja, ich gehe.

»Und ich eilte aus einer der Nebentüren des Inneren, um dem Capitän der Garden nicht entweder auf dem Korridor oder in dem Vorzimmer zu begegnen.

»Nur blieb ich stehen, sobald ich außerhalb des Zimmers und dem Marschall aus dem Gesichte war; — dann kehrte ich auf den Fußzehen zurück und hielt das Ohr an den Tapetenvorhang, der das einzige Hindernis war, welches mich abhielt zu sehen, was sich zutragen würde, aber ohne mich zu verhindern zu hören.

»Denkt Euch mein Erstaunen, denkt Euch meine Empörung, gnädiger Herr!

»Es war die Ernennung zum Gouverneur von Lyon, welche man Herrn von Saint-André überbrachte. Es waren, ich weiß nicht noch welche für die Ehre hoher Häuser bestimmte Gunstbezeigungen, welche die Könige von ihren Bestimmungen abwenden, um sie zur Schande der Familien anzuwenden.

»Der Marschall nahm die Ernennung und die Gunstbezeigungen mit der Demut eines dankbaren Untertanen an und der Offizier wurde damit beauftragt, dem Geliebten der Tochter die Danksagungen des Vaters zu überbringen.

»Kaum hatte er sich entfernt, als ich mit einem Sprunge von dem Orte aus, wo ich versteckt war, vor dem Marschall stand.

»Ich weiß nicht, was ich zu ihm sagte; ich weiß nicht, mit welchem Schimpfe ich diesen Vater brandmarkte, der seine Tochter verkaufte, — aber so viel weiß ich, daß ich nach einem verzweifelten Kampfe, in welchem ich den Tod suchte oder verlangte, mich gebunden und geknebelt, der Peitsche, den Ruten, der Ehrlosigkeit überliefert, in den Händen der Bedienten befand.

»Durch die Tränen, oder vielmehr durch das Blut, welches aus meinen Augen stoß, sah ich den Marschall, der mich aus einem Fenster seiner Wohnung anblickte. Nun tat ich einen schrecklichen Schwur, nämlich daß dieser Mann, der seine Tochter an einen König verkaufte und der den mit Ruten peitschen ließ, der ihm angeboten hatte ihn zu rächen, — daß dieser Mann nur von meiner Hand sterben würde.

»Ich weiß nicht ob es der Schmerz oder der Zorn war, aber ich wurde ohnmächtig.

»Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich frei und stürzte aus dem Louvre, indem ich den schrecklichen Schwur erneuerte, den ich getan hatte.

»Gnädiger Herr! gnädiger Herr!« fuhr der Page mit zunehmender Aufregung fort, »ich weiß nicht ob es wahr ist, daß ich nur ein Kind bin, nach meiner Liebe und nach meinem Hasse hielt ich mich für etwas Anderes, aber Ihr seid ein Mann, Ihr seid ein Prinz! — Wohlan! ich sage es Euch, wie ich es Gott gesagt habe, der Marschall wird nur von meiner Hand sterben!«

»Junger Mann!«

»Und weniger noch für die Schmach, welche er mir zugefügt hat, als für die, welche er angenommen hat.«

»Junger Mann«, sagte der Prinz, »wißt Ihr, daß ein solcher Schwur eine Ruchlosigkeit ist!«

»Gnädiger Herr,« sagte der Page, welcher, ganz dem ihn beherrschenden Gedanken hingegeben, die Worte des Prinzen nicht zu hören schien; »gnädiger Herr, es ist ein Wunder der Vorsehung, welche zugelassen hat, daß Ihr bei meinem Austritte aus dem Louvre die erste Person wart, der ich begegnete. Gnädiger Herr, ich biete Euch meine Dienste an. Unsere Liebe war ähnlich, wenn unser Haß nicht derselbe ist. Gnädiger Herr, im Namen dieser gemeinsamen Liebe bitte ich Euch, mich unter eure Diener aufzunehmen; — mein Leben, mein Herz, mein Arm werden Euch angehören und bei der ersten Gelegenheit werde ich Euch beweisen, daß man mich nicht der Undankbarkeit beschuldigen kann. Nehmt Ihr mich an, gnädiger Herr?«

Der Prinz blieb einen Augenblick lang nachdenkend.

»Wunderliches Schicksal«, murmelte er, »zwei Männer wollen den König töten, — der eine für seinen Vater, den man ermordet, der andere für seine Geliebte, die man ihm raubt, und diese beiden Männer kommen, wie wenn sie von einer unwiderstehlichen Gewalt geführt wären, zu mir und nehmen mich zum Vertrauten.«

»Nun denn, gnädiger Herr«, wiederholte der junge Mann ungeduldig, »nehmt Ihr das Anerbieten meines Lebens an?«

»Ja«, sagte der Prinz, indem er die beiden Hände des jungen Mannes in die seinigen drückte, »aber unter einer Bedingung.«

»Welcher, gnädiger Herr?«

»Daß Ihr auf euer Vorhaben den Marschall zu ermorden verzichtet.«

»Oh! Alles, was Ihr wollt, gnädiger Herr,« rief der junge Mann in höchster Überspannung aus, »aber das nicht!«

»Dann um so schlimmer, denn das ist die erste Bedingung, die ich Euch auferlege um in meinen Dienst zu treten.«

»Oh! gnädiger Herr, ich bitte Euch fußfällig, verlangt so etwas nicht von mir.«

»Wenn Ihr mir den Schwur nicht leistet, den ich von Euch verlange, so verlaßt mich auf der Stelle, mein Herr, ich kenne Euch nicht, ich will Euch nicht kennen.«

»Gnädiger Herr, gnädiger Herr!«

»Ich kommandiere Soldaten und keine Meuchelmörder.«

»Oh! gnädiger Herr, ist es möglich, daß ein Mann einem andern Mann die Erlaubnis verweigert eine tödliche Beleidigung zu rächen?«

»Auf die Weise, wie Ihr es sagt, — ja.«

»Aber, gibt es ein anderes Mittel auf der Welt?«

»Vielleicht.«

»Oh!« sagte der junge Mann den Kopf schüttelnd, »der Marschall wird niemals einwilligen, mit einem seiner ehemaligen Diener den Degen zu kreuzen.«

»Natürlich«, antwortete der Prinz- »in regelmäßigen Zweikampfe nicht; aber es könnte sich die Gelegenheit bieten, wo der Marschall Euch diese Ehre nicht verweigern kann.«

»Welche?«

»Nehmt den Fall an, wo Ihr ihm auf einem Schlachtfelde begegnet.«

»Auf einem Schlachtfelde?«

»Nun denn, Meziéres, an diesem Tage machte ich mich anheischig Euch meinen Platz abzutreten, selbst wenn ich mich ihm gegenüber befände, und nicht Ihr.«

»Aber wird denn dieser Tag jemals kommen, gnädiger Herr?« fragte der junge Mann fieberhaft, »ist es möglich, daß er kommt?«

»Vielleicht früher, als Ihr meint«, antwortete der Prinz.

»Oh! wenn ich dessen gewiß wäre!« rief der junge Mann aus.

»Wer zum Teufel ist auf dieser Welt einer Sache gewiß«, sagte der Prinz, »es gibt Wahrscheinlichkeiten, das ist Alles.«

Der junge Mann blieb nun gleichfalls einen Augenblick lang nachdenkend.

»Wohlan, gnädiger Herr, ich weiß nicht woher mir die Ahnung kommt, daß wirklich etwas Außerordentliches und Drohendes in der Luft schwebt, — außerdem

hat man mir eine Prophezeiung gemacht . . . ich nehme es an, gnädiger Herr!«

»Und Ihr schwört?«

»Den Marschall nicht meuchelmörderischer Weise zu ermorden, — ja, gnädiger Herr; aber wenn ich ihm auf einem Schlachtfelde begegne . . . «

»Oh! dort trete ich ihn Euch ab, gebe ich ihn Euch, gehört er Euch, — nur nehmt Euch in Acht!«

»Wovor?«

»Der Marschall ist ein tüchtiger Soldat.«

»Oh! das ist meine Sache, gnädiger Herr; möge mein guter oder mein böser Engel mich ihm nur gegenüber führen, das ist Alles, was ich verlange.«

»Dann ist es abgemacht, und unter dieser Bedingung gehört Ihr zu den Meinigen.«

»Oh! gnädiger Herr!«

Der junge Mann ergriff die Hand des Prinzen und küßte sie.

Sie waren an der Mühlenbrücke angelangt. Der Quai fing an sich mit Menschen zu füllen, die sich nach dem Grèveplatze drängten. Der Prinz hielt es für vorsichtig, sich von Meziéres frei zu machen, wie er sich von Robert Stuart frei gemacht hatte.

»Ihr kennt das Hôtel Condé?« sagte der Prinz zu dem jungen Manne.

»Ja, gnädiger Herr«, antwortete dieser.

»Wohlan, begebt Euch dorthin, sagt, daß Ihr von dieser Stunde an zu meinem Hause gehört, und verlangt ein Zimmer in dem für meine Stallmeister bestimmten Gebäude.«

Dann fügte er mit jenem liebenswürdigen Lächeln hinzu, welches, wenn er wollte, ihm seine Feinde zu Freunden, und seine Freunde zu Schwärmern machte:

»Ihr seht, daß ich Euch als Mann behandle, da ich Euch aus dem Pagenstande befreie.«

»Ich danke Euch, gnädiger Herr,« antwortete Meziéres ehrerbietig, »von diesem Augenblicke an verfügt über mich wie über Etwas, das Euch gänzlich angehört.«

III.

Wie viel der Kopf eines Prinzen wiegt.

Erzählen wir ein wenig, was im Louvre vorging, während sich die Ereignisse zutrugen, die wir in den vorgehenden Kapiteln erzählt haben, das heißt, während der doppelten Unterredung des Prinzen von Condé mit Robert Stuart und mit Meziéres.

Wir haben gesehen, wie Herr von Condé Abschied von dem König genommen, und wie Fräulein von Saint- André Abschied von Herrn von Condé genommen hatte.

Als Herr von Condé sich entfernt, war das junge Mädchen vor Schmerz vernichtet geblieben; aber bald wie eine verwundete Löwin, welche, anfangs unter dem Schlage gefallen, allmählich wieder zu sich kommt, den Kopf schüttelt und wieder erhebt, ihre Krallen ausstreckt und betrachtet und zu dem nächsten Bache eilt, um sich darin nach Gefallen zu betrachten und zu sehen, ob sie immer noch sie selbst ist, war Fräulein von Saint-André vor ihren Spiegel getreten um zu sehen, ob sie in dem schrecklichen Kampfe nichts von ihrer wundervollen Schönheit verloren hätte, und da sie sich immer noch eben so reizend unter dem schrecklichen Lächeln sah, das auf ihren Lippen schwebte, so zweifelte sie nicht mehr an der Macht ihrer Reize und schlug den Weg nach den Gemächern des Königs ein.

Jedermann kannte bereits das Ereignis des vorhergehenden Tages, so daß alle Türen sich vor Fräulein von Saint-André öffneten, so daß, als sie einen Wink gab, daß sie nicht angemeldet zu sein wünschte, Beamte und Huissiers an die Wand zurücktraten und sich damit begnügten mit dem Finger das Schlafzimmer anzudeuten.

Der König saß nachdenkend und überlegend in seinem Sessel. Kaum hatte er sich entschlossen König zu sein, als bereits die Last des Königtums auf seine Schultern zurückfiel und ihn erdrückte.

Er hatte daher auch in Folge seines Streites mit dem Prinzen von Condé seiner Mutter sagen lassen, daß sie ihm ihre Befehle erteilen möge, ob er zu ihr kommen sollte, oder ob sie ihm die Gunst erzeigen wollte zu ihm zu kommen.

Er wartete daher auch, indem er nicht wagte nach der Tür zu blicken, aus Furcht das strenge Gesicht der Königin Mutter erscheinen zu sehen.

Statt dieses strengen Antlitzes war es das reizende Gesicht des jungen Mädchens, welches sich unter dem aufgehobenen Tapetenvorhange zeigte.

Aber Franz II. sah sie nicht, er hatte den Kopf nach der entgegengesetzten Seite von der Tür gewandt, indem er meinte, daß es immer Zeit genug wäre, sich umzuwenden, wenn er unter dem gewichtigen und etwas schwerfälligen Schritt seiner Mutter den Fußboden knarren hören würde.

Die Schritte des Fräuleins von Saint-André gehörten nicht zu denen, welche die Fußböden knarren lassen; wie die Undinen wäre das junge Mädchen über die Kolben des Rohres gelaufen, ohne sie zu beugen, wie die Salamander hätte sie sich auf der Krone einer Rauchsäule gegen Himmel erhoben.

Sie trat also ohne gehört zu werden in das Zimmer, ohne gehört zu werden näherte sie sich dein jungen König, und als sie neben ihm war, schlang sie liebeheiß die Arme um seinen Hals, und in dem Augenblicke, wo er den Kopf erhob, drückte sie ihm ihre glühenden Lippen aus die Stirn.

Das war nicht Katharina von Medici. Die Königin Mutter hatte keine so glühenden Liebkosungen für ihre Kinder, oder wenn sie deren hatte, so sparte sie dieselben für den Liebling ihrer mütterlichen Liebe, für Heinrich III. auf.

Aber für Franz II., dieses in einem Momente des Unwohlseins und der Krankheit empfangene, schmächtig und kränklich auf die Welt gekommene Kind hatte sie kaum die Zuneigung, welche eine bezahlte Amme zuweilen für ihren Säugling hat.

Es war also nicht die Königin Mutter.

Es war eben so wenig die von ihrem Gatten etwas vernachlässigte kleine Königin Maria, —-zwei Tage vorher durch einen Sturz vom Pferde verwundet und auf Anordnung der Ärzte, welche in Folge dieses Sturzes eine vorzeitige Niederkunft fürchteten, auf einem Ruhebette liegend, war die kleine Königin, wie matt sie nannte, nicht im Stande zu ihrem Gatten zu kommen und hatte keinen Grund ihn mit ihren Liebkosungen zu überhäufen, welche übrigens allen denen so tödlich waren, die sie empfingen.

Es war also Fräulein von Saint-André.

Der König hatte daher auch nicht nötig das Gesicht zu sehen, welches über dem seinigen lächelte, um auszurufen:

»Charlotte!«

»Ja, mein innig geliebter König«, sagte das junge Mädchen. »Charlotte, Ihr könnt sogar sagen *meine* Charlotte, es sei denn, daß Ihr mir nicht mehr erlaubtet mein Franz zu sagen.«

»Oh, immer, immer,« sagte der junge Fürst, der sich erinnerte, um welchen Preis er dieses Recht in dem schrecklichen Streite erkauft, den er mit seiner Mutter gehabt hatte.

»Nun denn! Eure Charlotte kommt, um Euch über etwas zu fragen.«

»Worüber?«

»Wie viel«, fügte das junge Mädchen mit einem reizenden Lächeln hinzu, »wie viel wiegt der Kopf eines Mannes, der mich tödlich beleidigt hat?«

Eine feurige Röte trat auf die bleiche Stirn Franz II., der einen Augenblick lang zu beben schien.

»Ein Mann hat Euch tödlich beleidigt, meine Liebe?« fragte er.

»Auf den Tod!«

»Ah, ah, es ist der Tag der Beleidigungen«, sagte« der König, »denn auch mich hat ein Mann tödlich beleidigt. Unglücklicherweise kann ich mich nicht rächen. Um so schlimmer für den eurigen, meine schöne Freundin«, sagte Franz II. mit dem Lächeln eines Kindes, das einen Vogel erstickt, »der Eurige wird für die Beiden bezahlen.«

»Ich danke Euch, mein König. Ich zweifelte nicht daran, daß, je mehr das junge Mädchen entehrt wäre, welches Euch Alles geopfert hat, desto mehr würdet Ihr die Partei ihrer Ehre ergreifen.«

»Welche Strafe verlangt Ihr für den Schuldigen?«

»Habe ich Euch nicht gesagt, daß die Beleidigung tödlich wäre.«

»Oh, oh«, sagte der König, »der Tag ist nicht für die Gnade, und alle Welt verlangt heute den Tod von irgend Jemand. Und welches ist der Kopf, den Ihr von mir verlange, meine grausame Schöne?«

»Ich habe es Euch bereits gesagt, den Kopf des Mannes, der mich beleidigt hat.«

»Um Euch den Kopf dieses Mannes zu geben«, sagte Franz II. lachend, »muß ich wenigstens seinen Namen wissen.«

»Ich glaubte, daß die Wage des Königs nur zwei Waagschalen hätte: die des Lebens und die des Todes, — die des Unschuldigen und die des Schuldigen.«

»Wohlan, laßt hören, wer ist der Schuldige? Ist es noch ein Rat des Parlaments, wie dieser unglückliche Dubourg, den man morgen verbrennt? In diesem Falle wäre es leicht. Meine Mutter ist in diesem Augenblicke voll Haß, man würde zwei statt einen verbrennen, und Niemand würde es gewahr werden, als der zweite Verbrannte.«

»Nein, es ist kein Actendrescher, Sire, es ist ein Krieger.«

»Vorausgesetzt, daß er weder zu der Partei des Herrn von Guise, noch zu der des Herrn von Montmorency, noch zu der eures Vaters gehört, so werden wir schon mit ihm fertig werden.«

»Er gehört nicht allein keiner der drei Parteien an, sondern er ist auch noch ihr Todfeind.«

»Gut«, sagte der König, »jetzt wird Alles von seinem Range abhängen.«

»Seinem Range?«

»Ja.«

»Ich glaubte, daß es für einen König keinen Rang gäbe, und daß Alles, was unter ihm stände, sein wäre.«

»Oh! meine schöne Nemesis, wie weit Ihr geht! Glaubt Ihr zum Beispiel, daß meine Mutter unter mir stände?«

»Ich spreche nicht von eurer Mutter.«

»Daß die Herren von Guise unter mir stehen?«

»Ich spreche nicht von den Herren von Guise.«

»Daß Herr von Montmorency unter mir steht?«

»Es ist nicht die Rede von dem Connetable.«

Plötzlich stieg ein Gedanke wie ein Blitz in dem Geiste des Königs auf.

»Ah!« sagte er, »und Ihr behauptet, daß ein Mann Euch beleidigt hat?«

»Ich behaupte nicht, ich versichere.«

»Wann?«

»So eben.«

»Wo?«

»In meinem Zimmer, in welches er eingetreten ist, indem er von Euch kam.«

»Gut«, sagte der König, »ich verstehe, es ist die Rede von meinem Vetter, Herrn von Condé«

»Warum nicht?«

»Zum Henker! wie vermessen Ihr seid, meine Liebes Ein königlicher Prinz!«

»Ein schöner Prinz!«

»Der Bruder eines Königs.«

»Ein schöner König!«

»Mein Vetter!«

»Er ist deshalb nur um so strafbarer, Sire, denn da er zu eurer Familie gehört, war er Euch umso größere Ehrfurcht schuldig.«

»Meine Liebe, meine Liebe, Ihr verlangt viel,« sagte der König.

»Oh, weil Ihr nicht wißt, was er getan hat.«

»Doch, ich weiß es!«

»Ihr wißt es?«

»Ja.«

»Dann sagt es.«

»Wohlan! er hat aus der Treppe des Louvre das Taschentuch gefunden, welches Ihr dort verloren habt.«

»Weiter.«

»In diesem Taschentuche befand sich das Billett, welches La Noue Euch geschrieben hatte.«

»Weiter.«

»Dieses Billett hat er der Frau Admiralin gegeben.«

»Weiter.«

»Aus Bosheit oder aus Versehen hat es die Frau Admiralin in der Gesellschaft der Königin Mutter fallen lassen.«

»Weiter.«

»Daher rührt dieser boshafte Scherz, welcher die Veranlassung gewesen ist, daß wir, mein schöne Freundin, in dem Kostüme des Mars und der Venus und vor den Augen eures Vaters und eures Bräutigams erwacht sind.«

»Weiter.«

»Wie, weiter?«

»Ja.«

»Ist das nicht Alles?«

»Wo war Herr von Condé während dieser Zeit?«

»Ich weiß es nicht, in seinem Hôtel, oder aus Liebeshändeln.«

»Er war nicht in seinem Hôtel und nicht auf Liebeshändeln.«

»Jedenfalls befand er sich nicht unter Denen, welche uns umgaben.«

»Nein, aber er befand sich in dem Zimmer.«

»In unserem Zimmer?«

»In eurem Zimmer.«

»Wo, ich habe ihn nicht gesehen?«

»Aber er hat Euch gesehen.«

»Er hat mich gesehen? mich? er hat mich gesehen?«

»Wie mein König mich hätte allein sehen müssen.«

»Wo war er?«

»Er war unter dem Bette, Sire.«

»Unter dem Bette? Wer hat Euch das gesagt?«

»Er selbst!«

»Er hat Euch das gesagt?«

»Und noch gar vieles Andere, wie zum Beispiele, daß er verliebt in mich wäre.«

»Daß er verliebt in Euch wäre!« rief der König brüllend aus.

»Oh! was das anbetrifft, so wußte ich es, er hatte es mir bereits zwanzig Male gesagt oder geschrieben.«

Franz erbleichte, daß man hätte glauben können er würde sterben.

»Und seit sechs Monaten,« fuhr Fräulein von Saint-André fort, »geht er jeden Abend zwischen zehn Uhr bis Mitternacht unter meinen Fenstern auf und ab.«

»Ah!« sagte der König mit dumpfer Stimme und indem er den Schweiß abtrocknete, mit dem sich seine Stirn bedeckte, »das ist etwas Anderes!«

»Nun denn! Sire, ist der Kopf des Herrn Prinzen von Condé leichter geworden?«

»So leicht, daß wenn ich mich nicht zurückhielte, der Sturm meines Zornes ihn von seinen Schultern reißen würde.«

»Und warum haltet Ihr Euch zurück, Sire?«

»Charlotte, das ist eine bedenkliche Sache, die ich nicht allein zu lösen vermag.«

»Ja, Ihr bedürft der Erlaubnis eurer Mutter, armes Ammenkind, armer König in Windeln!«

Franz schleuderte der einen drohenden Blick zu, welche ihm diese doppelte Beleidigung zugefügt hatte, aber er begegnete dem selbst so drohenden Blicke des

jungen Mädchens, daß er die Augen abwandte.

Es ereignete sich das, was sich bei einem Gefechte auf Degen ereignet. Das Anstoßen des Degens beseitigt den Degen.

Der Stärkere entwaffnete den Schwächeren.

Und Jedermann war stärker, als der arme Franz II.

»Wohlan!« sagte Franz, »wenn ich dieser Erlaubnis bedarf, so werde ich sie verlangen, das ist Alles.«

»Und wenn die Königin Mutter sie Euch verweigert?«

»Wenn sie mir dieselbe verweigert?« sagte der junge Fürst, indem er seine Maitresse mit einem grimmigen Ausdrucke anblickte, dessen man sein Auge für unfähig gehalten hätte.

»Ja, wenn sie Euch dieselbe verweigert?«

Es entstand ein Augenblick des Schweigens.

Dann ließ sich während dieses Augenblickes des Schweigens etwas wie das Zischen einer Natter hören.

Das war die Antwort Franz II.

»Ich werde sie zu entbehren wissen!« sagte er.

»Ist es wahr, was Ew. Majestät sagt?«

»Wahr, wie es wahr ist, daß ich den Tod des Herrn von Condé will.«

»Und wie viel Minuten verlangt Ihr von mir, um diesen schönen Racheplan auszuführen?«

»Ah! solche Pläne reifen nicht in einigen Minuten, Charlotte.«

»Wie viel Stunden?«

»Die Stunden verfließen schnell und man führt nichts gut aus, wenn man sich eilt.«

»Wie viel Tage?«

Franz überlegte.

»Ich verlange einen Monat«, sagte er.

»Einen Monat?«

»Das heißt dreißig Tage.«

»Dreißig Tage.«

»Also dreißig Tage und dreißig Nächte.«

»Warum dreißig Nächte?«

»Weil ich ein Gelübde getan habe, Sire.«

»Welches?«

»Nur unter der Bedingung das zu tun, was mein König wünschen wird, wenn mein König das tut, was ich wünsche.«

Der König wollte antworten, aber der Tapetenvorhang erhob sich und der diensthabende Offizier meldete:

»Ihre Majestät die Königin Mutter!«

Der König deutete seiner Maitresse die kleine Tür des Alkovens an, die in ein Kabinett führte, welches selbst einen Ausgang auf den Korridor hatte.

Das junge Mädchen war eben so wenig als ihr Geliebter geneigt, der Gegenwart der Königin Mutter Trotz zu bieten. Sie eilte in der angedeuteten Richtung fort, aber bevor sie verschwand, hatte sie Zeit, dem König diese letzten Worte zuzuflüstern:

»Haltet euer Versprechen, Sire. Ich verspreche Euch, daß ich das meinige halten werde.«

Das letzte Beben dieser Worte war noch nicht verhallt, als die Königin Mutter zum zweiten Male an diesem Tage die Schwelle des Schlafzimmers ihres Sohnes überschritt.

IV.

Die Nacht des 23. Dezembers 1559.

Die Königin Mutter näherte sich ihrem Sohne, den sie an demselben Orte wiederfand, wo sie ihn verlassen hatte.

Nur ersah sie aus seinem Gesichte, daß eine große Umwandlung in seinem Geiste vor sich gegangen sein mußte, seitdem sie ihn nicht gesehen hatte.

Außerdem würde das Verlangen, welches der König an sie gerichtet hatte, sie in seiner Dunkelheit geleitet haben, wenn es jemals Dunkelheit für sie bei ihm gegeben hätte.

»Mein Sohn,« sagte sie, »ich vermute, daß Ihr mich um eine Unterredung habt bitten lassen, weil Ihr wißt, was sich zuträgt.«

»Nein, meine Mutter, deshalb geschah es nicht,« antwortete Franz.

»Was sich zuträgt, ist indessen bedenklich«, begann die Königin wieder.

»Was trägt sich denn zu?«

»Daß aller Wahrscheinlichkeit nach morgen ganz Paris in Aufstand sein und das Blut in Strömen in den Straßen fließen wird.«

»Was sagt Ihr, meine Mutter?«

»Fühlt Ihr Euch gewachsen das Schwert in die Hand zu nehmen und den Ausstand selbst zu unterdrücken?«

Der junge Fürst erbleichte.

»Erklärt Euch, meine Mutter!« sagte er.

»O! die Erklärung ist leicht. Die Verurteilung des Rates, welche wir indessen so geheim als möglich gehalten hatten, ist ruchbar geworden, und in diesem Augenblicke sind die Kreuzwege in Tempel verwandelt, wo man predigt; die Straßen werden von Leuten durchzogen, welche ihren Brüdern in der Ketzerei die Verurteilung Anne Dubourg’s melden, morgen, mit Tagesanbruch, wird ganz Paris die Nachricht wissen, und ganz Paris wird über das Schafott herfallen.«

»Das ist ein Beweis, meine Mutter, daß wir vielleicht Unrecht getan haben, den Rat zu verurteilen.«

»Hätten wir auch hundertmal Unrecht, mein Sohn, so ist es doch nicht mehr Zeit zurückzuweichen«, unterbrach ihn Katharina.

»Indessen, meine Mutter, die Religion lehrt uns, daß es niemals zu spät ist um zu bereuen.«

»Die Religion, das ist möglich, aber die Politik protestiert gegen diesen Grundsatz. — Dem Volke das Leben eines Verurteilten zu bewilligen, heißt das seinige aus das Spiel setzen. Spart daher eure gute Absicht für eine bessere

Gelegenheit auf, die Gnade ist nur für die Schwachen eine Tugend, sie ist eine Schwäche bei den Starken.«

»Ihr sagt das, meine Mutter, weil der Verurteilte nur ein Rat ist, wenn aber der Verurteilte von edlerem Blute wäre . . . «

»Es würden dann mehr Vorsichtsmaßregeln zu treffen sein, mein Sohn. Ich muß Euch das Buch eines meiner Landsleute lesen lassen, den man Macchiavel nennt. Ihr werdet es studieren, es auslegen, es auswendig lernen, es ist voll von guten Lehren.«

»Hat er den Fall vorausgesehen, in welchem das Volk von Paris bereit wäre sich zu empören, weil die Königin Katharina von Medici und die Herren von Guise einen Rat des Parlaments verbrennen wollen und das Volk von Paris nicht will, daß man ihn verbrennt?«

»Nein, er hat ihn nicht vorausgesehen, aber ich habe ihn vorausgesehen.«

»Ihr?«

»Ja.«

»Welchen?«

»Die Hinrichtung um zwölf Stunden zu beschleunigen, und sie des Nachts, statt am Tage, stattfinden zu lassen.«

»Dann werdet Ihr diesen Befehl erteilen?«

»Der Befehl ist erteilt.«

»Und Ihr kommt um mir zu sagen?«

»Ich komme Euch zu sagen, daß Ihr Euch in aller Eile ankleiden mögt.«

»Wozu?«

»Um der Hinrichtung beizuwohnen.«

»Mich ankleiden und der Hinrichtung beiwohnen?« fragte der König ganz verwirrt. »Ist es der Gebrauch, daß die Könige den Hinrichtungen beiwohnen?«

»Es ist nicht der Brauch, aber wenn es sich unreinen Feind der Kirche handelt, so ist es gut, daß der König das Beispiel der Frömmigkeit gibt.«

»Meine Mutter, ich glaubte, daß es einer der Gebräuche, wo nicht ein Gesetz des Königreiches sei, daß, wenn ein Verurteilter dem Könige auf seinem Wege begegnete, er von Rechtswegen begnadigt wäre.«

»Nicht wenn der Verurteilte ein Ketzer ist, mein Sohn, und der Beweis ist, daß der König Philipp II. von Spanien allen Königen der Christenheit das gute Beispiel gibt, jedem Auto-da-Fé seiner Hauptstadt beizuwohnen.«

»Könnte ich mich nicht entbinden das zu tun, meine Mutter, was Don Philipp tut? Der König von Frankreich ist von seiner Seite König und hat Niemandes Beispiel zu befolgen.«

»Der König Don Philipp heißt nur katholische Majestät und der König von Frankreich ist der allerchristlichste König.«

»Es ist gut, meine Mutter, ich werde der Hinrichtung beiwohnen.«

»Schön, übrigens habe ich die kleine Königin bereits benachrichtigen lassen, daß Ihr sie dieses Schauspiel genießen zu lassen wünschtet.«

»Die Königin Maria?«

»Ohne Zweifel, die Königin Maria, das wird ihr eine Zerstreuung sein. Der Hof ist seit dem Tode des seligen Königs traurig und muß es sein, und das arme, von Euch etwas vernachlässigte Kind belustigt sich eben nicht.«

»Aber, meine Mutter, liegt in der Lage, in welcher sich die Königin befindet, keine Gefahr sie zu einem solchen Schauspiele zu führen?«

»Welche Gefahr?«

»Ihr wißt es wohl, sie war bereits durch ihren Sturz von einer frühzeitigen Entbindung bedroht, und erst heute Morgens hat der Arzt beruhigt geschien.«

»Sie wird in der Sänfte hingeführt werden, und liefe sie auch übrigens einige Gefahr, der Anblick eines dem Herrn wohlgefälligen Schauspiels wird sie stärken.«

»Und was hat sie geantwortet, als man ihr diese Nachricht gemeldet?«

»Sie hat einige Einwendungen gemacht, aber ich habe ihr sagen lassen, daß Ihr es wolltet, und sie hat geantwortet, daß sie sich nach euren Befehlen richten würde.«

»Und um wie viel Uhr findet die Hinrichtung statt?«

»Um Mitternacht; laßt eure Freunde benachrichtigen.«

Franz II. verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung und die Königin Mutter zog sich in ihre Gemächer zurück, wo sie den Herzog von Guise, den Connetable von Montmorency und den Marschall von Saint-André erwartete, das heißt, das Triumvirat, welches seit dem Tode Heinrichs II. Frankreich regierte.

Wir werden in einem der folgenden Kapitel die Ursachen sagen, welche diese an Neigungen, Temperament und Charakter so sehr verschiedenen drei Männer zu einem gemeinsamen Gedanken und gemeinsamen Zwecke vereinigte.

Sehen wir für den Augenblick ob das wahr sei, was Katharina von Medici über das Aussehen von Paris gesagt hatte. Zu diesem Zwecke wollen wir mit eurer Erlaubnis die Treppe des Louvre herunter, durch die doppelte Pforte desselben und wieder die Quais im Gefolge des Prinzen von Condé hinaufgehen.

In dem Augenblicke, wo der Prinz von Condé an der Mühlenbrücke anlangte, begannen die Quais, der Platz des Stadthauses und die anstoßenden Straßen sich mit einer unermeßlichen Menge von Menschen zu bedecken.

Jeder, welcher zwei Stunden vorher, das heißt in dem Augenblicke, wo der Prinz von Condé auf dem Platze Saint-Germain-l'Auxerrois mit Robert Stuart sprach, über einen der hier angedeuteten Orte gegangen wäre, hätte das Geräusch der Schritte auf dem Pflaster der schweigenden Stadt hören können, während dagegen in dem Augenblicke, zu welchem wir gekommen sind, man, wie man auf zwei Meilen weit die Stimme des Ozeans hört, das Brüllen der Menge gehört hatte, welche von den vier Himmelsgegenden der Stadt herbeiströmte.

Es war eine finstere Nacht ohne Stern und ohne Mond, dunkel, wie durch den Schein einer Alabasterlampe durch den Schnee erleuchtet, welcher die Giebel der

Häuser bedeckte.

Die Straßen de la Tannerie und de la Vannerie im Osten des Grèveplatzes, die Straße Naudriettes im Westen, die Straße Jehan de l'Epire und die Straße du Mouton im Norden waren mit Leuten angefüllt, welche so eilig gingen, daß man sie für Bewohner von Portici hätte halten können, wenn der Vesuv seine ersten Flammen ausspeit.

Die ganze Menschenmenge ging übrigens nach demselben Orte zu, das heißt nach dem Platze Saint-Jean-en-Grève. Wir werden das besser sehen, was sich um uns herum zuträgt, wenn wir die Treppe vor dem Stadthause hinaufgehen.

Der Platz Saint-Jean-en-Grève bot in dieser Nacht ein trauriges und großartiges Schauspiel, welches die Menge, die ihn überfüllte, unwillkürlich zu dem strengsten Schweigen, zu der größten Sammlung nötigte.

Man stelle sich nämlich, einen auf phantastische Weise durch Fackeln, welche ihr bleiches, schwankendes, grausiges, wie durch einen unermeßlichen Trauerflor schattiertes Licht hie und da verbreiteten, erleuchteten, ungefähr zwanzig Fuß hohen, auf Gestellen errichteten Galgen vor, der einen Scheiterhaufen überragte.

Der Anblick dieser Vorbereitung zum Tode, der gewöhnlich schon traurig genug ist, war bei dieser Beleuchtung doppelt grausig.

Wir haben gesagt, daß diese anfangs lärmende Menge in dem Maße ruhig und schweigend wurde, als sie sich auf dem Platze verbreitete, aber es war das Schweigen und die Ruhe des Meeres nach dem Sturme, das heißt noch voll von Drohungen und Schauder. Mitten in diesem wogenden Ozean warfen die Schwerter, die Spieße und die Büchsen der Soldaten ihren fahlen Schein wie die Blitze des Ungewitters, und dieser Galgen, der sich so erhob, glich in diesem lebendigen Meere dem großen Mast eines versunkenen Schiffes, welcher auf den Wellen schwamm.

Die ganze Menge betrachtete neugierig Männer, welche sich in der Dunkelheit auf der vorderen Seite des Stadthauses bewegten, und die eine ungeheure Loge mit Stoffen zu behängen schienen. Alle diese Leute arbeiteten ohne Licht, man konnte nicht sehen, was sie taten, man hörte indessen den Schall der Hammerschläge.

Die allgemeine Meinung war, daß man irgend ein Gerüst ausschlüge, von wo aus der Präsident und die Richter des Kriminalgerichts der Hinrichtung zusehen würden.

Plötzlich erhob sich ein lautes Gemurmel in der Menge und verwandelte sich allmählich in ein dumpfes und drohendes Murren. Der Balkon hatte sich mit Fackeln erleuchtet, welche ihren rötlichen Schein auf einen großen mit Lilien gestickten Vorhang warfen, und man hatte zuerst den König, dann die Königin Maria, dann die Königin Mutter, begleitet von dem Herzog von Guise, dem Connetable von Montmorency und dem Marschall von Saint-André, erscheinen sehen, denen die angesehensten Personen des Hofes folgten.

Die Menge, welche sich in ihrer Eigenschaft als Menge immer Rechte anmaßt, die sie Anderen nicht bewilligt, fand es sehr unrecht, daß der König, die beiden

Königinnen und diese drei Männer, der Herzog von Guise, der Connetable und der Marschall, welche man als die drei erbittertsten Feinde des Rates kannte, seinem Tode in einer mit Lilien geschmückten Loge beizuwohnen kämen, wie wenn sie gekommen wären, um einem Lustspiele beizuwohnen.

Alle diese erlauchten Zuschauer hatten daher auch noch nicht ihre nach der Etikette bezeichneten Plätze eingenommen, als bereits der aus der Brust der Menge erschollene Schrei der Mißbilligung sich an dem königlichen Balkon wie eine Welle gegen eine Brandung gebrochen hatte.

Die Soldaten bewegten drohend die Spieße, die Gewehre und die Degen.

Dann, ohne Zweifel um den Verurteilten zu holen, damit die erlauchten Zuschauer nicht zu warten hatten, kam ein Reiter, gefolgt von einigen zwanzig Büchsenschützen, aus dem großen Thore des Stadthauses, und schräg über den Platz reitend, um den Qual zu erreichen, zwang er die Menge zurückzuweichen, indem er mit seinem flachen Degen zur Rechten und Linken schlug.

Aber in dem Maße, als die kleine Schaar weiter ging, schloß sich der durchbrochene Kreis wieder, wie sich die Wellen des Meeres hinter dem Kiele eines Schiffes wieder schließen.

Der Offizier hatte nicht so sorgfältig mit seinem flachen Degen geschlagen, daß die Klinge sich nicht zuweilen umgedreht und er scharf zugehauen hätte.

Das Blut war geflossen.

Man drängte sich um die Verwundeten herum, man fragte sie, ob sie diese schlechte Behandlung veranlaßt hätten, und auf ihre verneinende Antwort, auf ihre Versicherung, daß sie ruhig geblieben wären, verwandelten sich die Schreie in Flüche und tausend Todesdrohungen gelangten bis zu dem jungen König, der bleich wie eine Wachsfigur in seinem schwarzen, mit Gold gestickten Wammse war.

Die Königin Mutter warf einen Seitenblick auf ihn, und da sie sah, daß die Hände ihres Sohnes zitterten, wie wenn er Fieber hätte, und daß die erbleichende junge Königin nahe daran schien ohnmächtig zu werden, neigte sie sich zurück und sagte dem Connetable von Montmorency einige Worte ins Ohr.

Man hörte nicht was sie zu ihm sagte, sondern nur die Stimme des Connetable, welcher antwortete:

»Seid ohne Sorgen, ich übernehme es.«

Hierauf stand er auf, indem er zwei oder drei an der königlichen Loge Wache stehenden Offizieren einen Wink gab ihm zu folgen.

Einen Augenblick nachher öffnete sich das Thor, welches sich geöffnet und wieder verschlossen hatte, von neuem und der Connetable rückte mit einer Campagnie Schweizer aus ihm heraus.

In diesem Augenblicke fragte der König seine Mutter voll Besorgnis:

»Warum entfernt sich denn der Herr Connetable?«

»Ihr werdet es gleich sehen, mein Sohn,« antwortete die Königin, »neigt Euch.«

Der König neigte sich der Anempfehlung seiner Mutter gemäß und erblickte unter sich den Herrn Connetable, wie er sein Pferd auf diesem mit Menschen bedeckten Platze eben so gleichgültig tummelte, wie wenn er auf einem Schlachtfelde gewesen wäre.

Und in der Tat, nach Verlauf eines Augenblickes hätte man glauben können, daß er auf einem Schlachtfelde sei, wenn man hie und da zu Boden geworfene Männer und Frauen sah und die Schreie des Schmerzes hörte, welche die Verwundeten ausstießen, und die Notschreie, welche die Flüchtlinge erschallen ließen.

Alles das trug sich mitten unter einem Hurrah der Empörung zu, aber seit seiner Niederlage von Saint-Quentin war der Connetable an diese Art von Musik gewöhnt, und schien eben nicht mehr darauf zu achten, als ein Hirt auf den Gesang der Vögel.

Dann als er wie zur Herausforderung den Platz in allen Richtungen durchzogen, indem er diese zu Boden warf, jene unter den Hufen seines Pferdes zertrat, schlug er mit seinen Schweizern den Weg nach dem Galgen ein und beschrieb um ihn eine Linie, welche hinter ihm von einer kreisförmigen Hecke von Soldaten besetzt wurde, die einen leeren Raum um das Schafott herumbildeten.

Nachdem er hierauf von neuem die Runde vor dem Platze des Stadthauses gemacht, kehrte er in den Palast zurück, und fünf Minuten nachher erschien er wieder auf dem Balkon und empfing dort die Lobeserhebungen der Königin Mutter, des Herzogs von Guise und des Marschalls von Samt-André.

Was den König Franz anbetrifft, so begnügte er sich damit, einige unverständliche Worte zu stammeln, während die kleine Königin Maria, deren Augen die höchste Angst ausdrückten, ihre mit Schweiß bedeckte Stirn abtrocknete.

In diesem Augenblicke schlug es auf der Kirche Saint-Jean-en-Grève Mitternacht.

Mehr als fünfzig tausend Personen zählten schaudernd die zwölf Schläge der Trauerglocke, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die letzte Stunde eines Edlen geschlagen hatte.

Es verfloß indessen eine halbe Stunde, ohne daß man irgend etwas erscheinen sah.

Was hatte sich denn zugetragen, was den Verurteilten so aufhielt?

Die Königin Mutter war sehr unruhig und gab leise ihre Besorgnisse dem Triumvirat zu erkennen. Wir haben bereits gesagt, daß man so die drei Männer nannte, welche unter ihrer Diktatur Frankreich regierten.

Es stand indessen nichts zu fürchten. Auf ihren besonderen Befehl, auf ihre ausdrückliche Anempfehlung hatte man die Anzahl der bewaffneten Mannschaft, welche das Gefängnis umgab vervierfacht.

Sie stand im Begriffe Erkundigungen einziehen zu lassen, als ein Bote des Herrn von Mouchy meldete, daß ein verzweifelter Versuch von einem jungen Manne gemacht worden wäre, um bis zu dem Gefangenen zu dringen. Zu welchem Zwecke? das wußte man nicht, denn ein Mann allein konnte nicht hoffen, den

Gefangenen mitten unter den militärischen Anstalten zu befreien, welche ihn umgaben.

Eine Schildwache war getötet, eine andere verwundet worden.

Man konnte diesen Versuch nur als die Handlung eines Wahnsinnigen betrachten.

Übrigens war dieser Wahnsinnige, wer er auch sein mochte, unbekannt geblieben, da er nicht verhaftet worden war.

Aber der Bote hatte der Königin Mutter gemeldet, daß er die Conciergerie in dem Augenblicke verlassen, wo der Verurteilte den Karten bestieg, er könnte daher jetzt nicht lange ausbleiben.

In der Tat, nach Verlauf einiger Augenblicke hörte man ein großes Getöse, welches die Seine heraufzukommen schien, es entstand ein Zurückweichen in der Menge, wie es sich ereignet, wenn bei dem Schmelzen des Eises ein Strom in einen See stützt und sich eine ungestüme Bahn mitten durch die regungslosen Wellen bricht, und mitten unter diesem Getöse, dieser Bewegung, diesen Lichtern, welche wie grausige Blitze auf die Menge fielen, sah man an der Ecke des Quais die ersten Lanzen der Partisanenträger funkeln, welche die Spitze des Trauerzuges bildeten.

Es schlug auf der Kirche Saint-Jean-en-Grève drei viertel auf Eins.

V.

Was den Verurteilten aufgehalten hatte.

Zwei Stunden nach der Versetzung des Rates in die Conciergerie begab sich Simon Charlier, Gerichtsschreiber der Kriminalgerichtskanzlei des Parlamentshofes, in die Kapelle der Conciergerie und ließ Anne Dubourg rufen.

Dort, in Gegenwart der Gerichtsboten und aller in dieser Kapelle versammelten Personen, kündigte der Gerichtsschreiber dem Schuldigen das von dein Hofe erlassene Urteil an.

Dann nach dem Vorlesen dieses Urteils, sagte man zu dem Verurteilten wie zur Ermahnung, daß es Zeit wäre an das Heil seiner Seele zu denken, sich seiner Fehler zu erinnern und sie zu bereuen, mit einem Worte sich vor Gott zu demütigen und um seine Verzeihung und Gnade nachzusuchen, wie es alle guten und wahren Katholiken tun müssen.

»Mein Herr,« antwortete der Rate »ich statte Gott meinen Dank ab, daß es ihm gefallen mich zu sich zu berufen. Es gefällt mir den Tod dafür zu erdulden, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Ich bitte Gott mir die Gnade und die Kraft zu verleihen, in dieser Wahrhaftigkeit bis an das Ende zu verharren, und ich nehme das gegen mich ausgesprochene Todesurtheil in Geduld auf, überzeugt, daß die Richter nach ihrem Gewissen gehandelt haben, als sie mich verurteilten.«

Hierauf, als er diese Worte ausgesprochen, stimmte er mit schallender Stimme ein Danklied an.

In diesem Augenblicke traten drei Doktoren der theologischen Fakultät, die Herren von Mouchy, von Tabay und Delahaye in die Kapelle ein, um den Verurteilten wegen seines Heils zu ermahnen und zum katholischen Glauben zurückzuführen.

Aber Dubourg antwortete zum zweiten Male und mit derselben Einfachheit, daß es ihm angenehm wäre den Tod dafür zu erleiden, daß er die Wahrheit gesagt habe, und daß es Gott allein zustande sein Richter zu sein.

Trotz der Beharrlichkeit und der Hartnäckigkeit der drei Theologen sagte Dubourg kein Wort, das nicht übereinstimmend mit dem gewesen wäre, was er bis dahin gesagt und gedacht hatte.

Die drei Theologen entfernten sich ermüdet nach Verlauf einer Stunde.

Dubourg glaubte sich für immer von den Verhören und den Ermahnungen befreit und verlangte zur Hinrichtung geführt zu werden, da er auf dieser Welt nichts mehr, zu tun hätte; aber es wurde ihm bewiesen, daß es nicht so leicht sei zu sterben, wie er es glaubte.

Der Pfarrer von Sanct-Bartholomäus erschien, als die Reihe an ihn kam. Aus seine Beredsamkeit rechnend, hatte er sich anheischig gemacht, den verhärteten

Sünder zu bekehren.

Es versteht sich von selbst, daß ihm auf dieses Versprechen hin alle Macht und Freiheit gegeben worden war.

Anne Dubourg sah daher hinter den drei Theologen den Abbé von Montebourg, Pfarrer von Sanct-Bartholomäus, in die Kapelle eintreten.

Der Abbé begann von neuem ungefähr in derselben Form die Ermahnungen der drei Theologen.

Er war eben so weitschweifig wie sie, stützte seinen Rat auf dieselben, aus denselben Stellen gezogenen Texte der heiligen Schrift, aber er erlangte keinen besseren Erfolg, als seine Vorgänger.

Dubourg wollte sich zu nichts verstehen noch gehorchen.

Der Gerichtsschreiber Simon Charlier, welcher nach den von dem General-Procurator erhaltenen Befehlen einige Fragen an den Rat zu richten hatte, unterbrach die Unterredung und verhörte den Gefangenen von neuem.

Er fragte ihn, ob er Kenntnis von der Ermordung des Präsidenten Meynard und des Gerichtsschreibers de Fresne habe.

Dubourg antwortete, daß die Nachricht von dem doppelten Morde in seinen Kerker gelangt wäre, aber daß er sogleich Gott gebeten hätte, Erbarmen mit den Seelen seiner Verfolger zu haben.

Man fragte ihn, ob er den Mörder kenne.

»Nein«, sagte er, »aber wenn Ihr mir seinen Namen sagen wollt, so will ich Euch aufrichtig antworten.«

»Der Mörder«, antwortete der Gerichtsschreiber, hat selbst gesagt, daß er sich Robert Stuart nenne.«

»Ich kenne wirklich einen jungen Mann dieses Namens«, antwortete der Rat mit bewegter Stimme, »und ich bedaure, daß die Liebe, welche er für mich hegt, ihn zu solch einem Äußersten geführt hat.«

»Ihr müßt wissen wo der junge Mann wohnt?« fragte nun der Gerichtsschreiber.

Der Gefangene schöpfte wieder freien Atem, die Frage deutete ihm an, daß der Mörder nicht verhaftet wäre.

»Nein«, sagte er, »ich glaubte ihn in Schottland und wünschte, daß er Edinburgh niemals verlassen hätte. »

In diesem Augenblicke des Verhörs hörte man einen großen Lärm, eilige Schritte erschallten auf dem Korridor, einige Schreie gleich denen, welche einen erbitterten Kampf begleiten, gelangten bis in die Kapelle, und der Gerichtsschreiber stellte seine Fragen ein um zu horchen.

Dubourg hatte wieder zu beten begonnen, wie wenn von nun an alles auf dieser Welt stattfindende Geräusch ihm gänzlich fremd wäre.

Ein Gerichtsdiener trat ein und sprach leise mit dem Gerichtsschreiber.

»Verurteilter«, sagte er, »ein neues Verbrechen ist so eben ohne Zweifel in der Absicht begangen worden, um Euch aus dem Gefängnisse zu befreien. Eine Schildwache ist ermordet, eine andere verwundet worden. Der Mörder ist bis an die Gefängnispforte gelangt, indem er ausrief:

»Ich will ihn sehen! ich will ihn sehen!«

Dubourg schauderte an allen seinen Gliedern; es gab nur einen Menschen, der einer solchen Thorheit fähig war.

»Ich bedaure die beiden unglücklichen Opfer«, sagte der Rat, »aber ich bedaure den Mörder noch mehr.«

»Und warum bedauert Ihr den Mörder mehr als die Opfer?«

»Weil es der ist, dessen Seele wahrhaft Gefahr läuft.«

»Wißt Ihr etwas von dem Versuche, der so eben gemacht worden ist?«

»Ich wußte davon durchaus nichts. Seit meiner Verurteilung bin ich immer von zwei Personen scharf bewacht worden.«

Nun stellte ihm Simon Charlier vor, wie unwahrscheinlich es wäre, daß er nicht wenigstens vom Hörensagen den Versuch kenne, den Robert Stuart gemacht hätte um ihn zu befreien, denn man zweifelte nicht daran, daß derselbe Mann, welcher den Präsidenten Meynard und den Gerichtsschreiber de Fresne ermordet, auch vor einem Augenblicke die beiden Schildwachen tödlich getroffen hätte.

Dubourg versicherte, daß er in diesem Augenblicke zum ersten Male davon sprechen höre.

Der Pfarrer von Sanct-Bartholomäus, welcher sah, daß das Verhör seinem Ende nahe wäre und daß man den Verurteilten fortführen würde, forderte ihn zum legten Mal aus, seine Irrtümer abzuschwören und auf die Bahn der guten Katholiken zurückzukehren.

Dubourg antwortete einfach, aber kräftig, daß er in dem Glauben sterben würde, in welchem er gelebt hätte.

Der Pfarrer zog sich in einen Winkel der Kapelle zurück, und auf den Wink eines Offiziers trat der Scharfrichter ein.

Der Verurteilte grüßte ihn mit dem Kopfe und lächelte ihm zu.

»Es ist mir von dem Gerichtshofe anbefohlen worden«, sagte Simon Charlier, »Euch in dem Falle knebeln zu lassen, wo Ihr dogmatisieren, von der Ehre Gottes, den Einsetzungen und Geboten unserer heiligen Kirche zuwiderlaufenden Dingen sprechen, mit einem Worte dem Volke Gelegenheit zu Skandalen geben wollt.«

»Ich habe nicht die Absicht dem Volke Gelegenheit zu Skandal zu geben«, sagte Dubourg. »Was es betrifft ein Wort gegen die Ehre Gottes zu sagen, so bürge ich in dieser Beziehung für mich und werde sterben, wie ich gelebt habe, indem ich seinen heiligen Namen rühme und preise.«

Indem er sich hierauf nach dem Scharfrichter umwandte, sagte er:

»Mein Herr, ich stehe zu euren Befehlen.«

Der Scharfrichter ergriff ihn nun bei dem Arme, und ihn in den Hof der Conciergerie führend, ließ er ihn aus den Karren steigen, nachdem er den Abbé von Montebourg hatte vorausgehen lassen.

Nun öffneten sich die Türen mit großem Lärm, man sah durch die Öffnung die schwarze und dichte Menge von Menschen, welche die Quais überfüllte, und der Karren setzte sich in Bewegung, indem ihm eine Compagnie Partisanenträger vorauszog und eine Compagnie Schweizer ihm folgte.

Man hätte glauben können es sei ein ungeheurer Pflug, welcher die Menge durchpflügte.

Der Karten fuhr den Quai hinaus und schlug den Weg nach der Mühlenbrücke ein.

Die Bedeckung stand unter dem Kommando Hugues de la Verde, Stallmeisters und Capitäns der Bastille.

Diese Verhöre und diese verschiedenen Vorfälle, welche wir erzählt haben, hatten Zeit weggenommen und deshalb schlug es dreiviertel auf Eins, als die Spitze des Zuges den Grèveplatz erreichte.

Bei seinem Anblicke erhob sich ein Freudengeschrei in der königlichen Loge und ein Schrei der Empörung in der Menge.

Die Menge wich ehrerbietig vor dem Karren zurück, man brauchte dazu weder Hellebarden, noch Degen anzuwenden.

Jeder verneigte sich fromm und bat den Verurteilten um seinen Segen.

Die Hände des Verurteilten waren gebunden und er konnte sie nicht über die Zuschauer ausstrecken, aber er sagte zu ihnen:

»Betet für den, welcher zum Tode geht, und der, welcher zum Tode geht, wird Euch von der Höhe des Himmels segnen.«

Und die Menge sank weinend auf die Knie.

»Oh, seht doch, Madame«, sagte die kleine Königin, welche zum ersten Male einer Hinrichtung beiwohnte, »ist es etwa der Gebrauch, daß die Menge weint und daß die Verurteilten segnen?«

»Dieser Mensch hat sich dem Teufel ergeben, meine Tochter«, antwortete Katharina, »und was Ihr seht, ist das Werk des Verfluchten.«

Der Karren kam mitten auf dem Platze vor dem Galgen an.

Dort angekommen hielt der Karren.

Nun las ein Gerichtsbote zu Pferde die gegen Anne Dubourg gerichteten Anklagen vor.

»Hieran wurde der unglückliche Rat von neuem ermahnt, die Wahrheit zu sagen, öffentlich seine Irrtümer abzuschwören, das Böse zu bereuen, was er angestiftet hätte, und so, obgleich spät, die ewige Seligkeit zu verdienen.

»Ich habe die Wahrheit gesagt«, antwortete Dubourg mit fester und deutlicher Stimme, welche auf diesem Platze gleich der Posaune des Engels des jüngsten

Gerichts erschallte, »ich habe keinen Irrtum abzuschwören, ich habe kein Vergehen zu bereuen, ich habe endlich Niemand, wer es auch sein möge, irgend ein Leid zugefügt.

»Verzeihung den Menschen auf Erden, Ehre Gott im Himmel!«

Es ist unmöglich, den Eindruck zu schildern, den diese Worte auf die Zuhörer hervorbrachten; ein ungeheures Gemurmel der Bewunderung und des Mitleidens erhob sich in der Menge.

Der Scharfrichter erhob den Knebel bis zu den Lippen Dubourg's, aber dieser antwortete sanft:

»Ich habe nur auf die Fragen geantwortet, welche an mich gerichtet worden sind.«

Der Scharfrichter senkte den Knebel, aber indem er mit der linken Hand den Arm des Rates ergriff, forderte er ihn auf, abzusteigen.

In dem Augenblicke, wo Dubourg den Fuß auf die erste Sprosse der an den Karren gelehnten Leiter stellte, wurde die eiserne Kette, welche die Soldaten um das Schafott herum bildeten, mit einem heftigen Stoße durchbrochen und ein junger Mann, der durch die gebrochenen Glieder drang, befand sich, man weiß nicht wie, an dem Fuße des Karrens, ohne daß man ihn den Raum hatte überschreiten sehen.

Ein Häscher packte ihn um den Leib, aber der junge Mann befreite sich von der Umschlingung, indem er sich mit Gewalt umwandte und den Häscher zehn Schritte weit von sich aus den Boden rollen ließ.

Aber statt zu entfliehen, stürzte der junge Mann von neuem auf den Verurteilten zu, und die Beine Anne Dubourg's mit den Armen umschlingend, küßte er ihm die Knie, indem er schluchzend ausrief:

»Mein Vater! mein Vater!«

Es entstand ein Augenblick der Unschlüssigkeit selbst unter den Soldaten.

»Verhaftet den Schelm!« rief Herr von Montmorency von der Höhe der königlichen Loge.

»Aber«, sagte die kleine Königin Maria Stuart mit Tränen in den Augen, »hat er nicht gesagt, mein Vater, Herr Connetable?«

»Die Ketzer haben keine Familie!« rief Herr von Montmorency aus. »Führt den Schelm fort, und eilt Euch, der König hat Lust zu schlafen!«

Franz II. schauderte, es schien ihm, als wenn der Schlaf, den der Connetable für ihn verlangte, der des Todes wäre.

»Herr Connetable«, sagte er, »es scheint mir, daß Ihr sehr hart seid.«

»Der König sagt, daß man sich eilen möge!« rief der Connetable.

»Mein Vater, mein Vater!« murmelte Robert Stuart, indem er die geballte Faust nach dem Connetable ausstreckte, »ich schwöre Euch bei eurer letzten Stunde, daß dieser Mann nur durch meine Hand sterben wird.«

»Und ich,« sagte Dubourg, »ich befehle Dir bei meiner letzten Stunde zu verzeihen.«

Aber der junge Mann konnte ihn nicht hören; drei oder vier Soldaten waren über ihn hergefallen und hatten ihn der Leiter entrissen, an die er sich geklammert hatte; ihn dann in ihren Armen aufhebend, trugen sie ihn fort, indem er sich sträubte, schrie und drohte.

Alle Zuschauer, welche in diesem Jahre dem Feste von Landy beigewohnt hatten, erkannten in dem so Fortgetragenen den jungen Mann, der an dem Ufer der Seine stehend, mit dem Degen in der Hand den Mördern Medard's gedroht hatte.

Mit dem Admiral von Coligny in dem kleinen Turme verborgen, welcher die Ecke der Straße Du Mouton bildet, erkannte Condé schaudernd Robert Stuart.

Bei dem Anblicke des jungen Mannes zog sich das bis dahin so ruhige Gesicht Anne Dubourg's schmerzlich zusammen und wurde totenbleich; ein kalter Schweiß bedeckte sein Gesicht, man hätte glauben können, daß seine Kräfte ihn zum ersten Male verlassen würden. Er richtete sich so viel er vermochte auf den Karten auf und folgte begierig dem jungen Manne mit den Augen, der sich in den ausgestreckten Armen der Soldaten über einer Gruppe sträubte.

Plötzlich stieß er einen dumpfen Schrei aus, die Menge hatte sich wie ein Wirbelwind geöffnet und in ihren Windungen die Soldaten und den Gefangenen verschlungen.

War das zu seinem Verderben oder zu seiner Rettung?

Der unglückliche Anne Dubourg blieb in dem Zweifel.

»Geschwind, steigen wir ab«, sagte der Scharfrichter barsch zu ihm.

Der Verurteilte gehorchte.

Et stieg langsam an, um noch während einiger Augenblicke die Menge zu übersehen; aber es war unmöglich etwas unter diesen menschlichen Wogen zu unterscheiden, die sich in der Finsternis bewegten.

Aber die Augen, aus denen zwei dicke Tränen rollten, gegen Himmel erhoben, schien Anne Dubourg die Gegenwart seiner Hinrichtung vergessen zu haben, um Gott als Vergeltung für seinen schmählichen Tod um die Rettung Robert Stuart's zu bitten.

An dem Fuße der Leiter angelangt, führte der Scharfrichter den Verurteilten unter das Gerüst, welches dem Galgen in gewisser Art zur Stütze diente.

Dort zog er seine Kleider, seine Strümpfe und seine Schuhe aus, indem er ihm nur sein Hemd ließ.

Als der Pfarrer von Sankt-Bartholomäus, der sich wie sein Schatten an ihn gefesselt zu haben schien, ihn so entkleidet sah, das heißt, daß er nur noch einen Schritt zu tun hatte, um in den Tod zu gehen, forderte er ihn zum letzten Male auf zu bereuen.

»Ich habe nichts zu bereuen«, antwortete Anne Dubourg, »da ich unschuldig bin.«

»So gesteht wenigstens eure Sünden!«

»Ich glaube nicht, daß es nützlich für die Seligkeit ist«, antwortete der Rat.

»Dann küßt das Kreuz,« fuhr der Priester zu sagen fort.

»Nein«, antwortete der Verurteilte entschlossen.

Der Pfarrer senkte den Kopf, seine Hartnäckigkeit war überwunden.

»Ich stehe zu euren Befehlen, mein Herr«, wiederholte Dubourg dem Scharfrichter, wie er bereits zweimal in der Kapelle zu ihm gesagt hatte.

Der Scharfrichter ließ ihn die beiden ersten Stufen des Schafotts hinaussteigen.

Ein klagendes Murren erhob sich von allen Seiten: die dumpfen Drohungen der Männer waren von dem Schluchzen der Frauen begleitet.

Auf dem Schafott angelangt, warf Anne Dubourg, während der Scharfrichter den Strick ergriff, den er ihm um den Hals legen sollte, auf die Menge einen mit bewunderungswürdiger Sanftmut und höchster Ergebung erfüllten Blick.

Hierauf suchte er zum letzten Mal die Finsternis des Platzes zu erforschen, ohne Zweifel um diese Finsternis zu fragen, was aus Dem geworden wäre, der sich einem fast gewissen Tode gewidmet hatte, um zum letzten Mal seine Knie zu küssen.

Er sah nichts. Aber es drang ein mit so starker Stimme ausgestoßener Ruf durch die Luft, daß diese Stimme das Getöse überschallte, oder wenigstens mitten unter diesem Getöse bis zu den Ohren des Verurteilten gelangte.

»Wehe dem König! Tod dem Connetable!«

Man konnte sich nicht darüber täuschen, es war wirklich die Stimme des jungen Mannes, welcher, durch die Menge befreit, dem königlichen Balkon seinen Abschiedsruf zusandte.

Ein Strahl der Freude erleuchtete das Gesicht des Dulders.

Robert Stuart war gerettet!

Er streckte seinen Hals dem Scharfrichter hin, wie um ihm sein schreckliches Werk zu erleichtern, und den Kopf zurückgeneigt, die Augen weit offen und gen Himmel gerichtet, schien er, sich ganz nach den göttlichen Regionen sehnend, geringschätzend seinen Leib dem Scharfrichter zu überlassen.

Dieser legte ihm die Schleife um die Kehle, indem er hierauf einen zweiten Strick ergriff, welcher das Gegengewicht des ersten bildete, zog an demselben und erhob den — Körper zu einer Höhe von ungefähr fünfzehn Fuß, das heißt bis zu dem Gipfel der durch die beiden Querbalken des Galgens gebildeten Ecke.

Zu dieser Höhe erhoben, von allen Seiten durch die Fackeln der Soldaten erleuchtet, strahlte die Leiche des Verurteilten im Licht.

Dieses Bild überraschte die Menge dermaßen, daß man als Antwort aus den legten Seufzer des Gerechten, dessen Hauch über ihrem Haupte erstarb, aus der Brust Aller die beiden Rufe erschallen hörte:

»Jesus! Maria!«

Man hätte glauben können es sei das Schluchzen des Volkes in dem Augenblicke, wo Jesus die Worte aussprach:

»Oh mein Vater! warum hast Du mich verlassen?«

Hierauf entstand eine so große Bewegung, wie wenn dieses ganze Volk dem Dulder zu Hilfe eilen wollte, daß der Capitän der Wachen befahl, schnell den Scheiterhaufen in Brand zu stecken.

Augenblicklich hörte man die brennbaren Stoffe zischen, mit denen die Balken überzogen waren, die den Scheiterhaufen bildeten. Flammenstrahlen brachen wie Schlangen hervor, indem sie sich in gewisser Art aufrichteten, um die Leiche mit ihren Feuerzungen zu lecken; dann als der Herd recht glühend war, als sein Schein an den Wänden aller Häuser des Platzes zitterte, welche er wanken zu lassen schien, ließ der Scharfrichter das Ende des Strickes los und der Körper des Dulders wurde mitten in die Flammen gestürzt, welche ihn wie der Krater eines Vulkans verschlangen.

Nun bemerkte man, daß, während eine blaue Flamme gen Himmel aufstieg, Millionen von durch den Sturz der Leiche erhobenen Funken nach allen Seiten sprühten.

Die blaue Flamme war die Seele des Dulders.

Die Funken waren die neuen Ideen, welche die Welt in Flammen setzen sollten.

VI.

Eine Verschwörung.

Die Menge entfernte sich langsam und schweigend, indem sie, bevor sie sich entfernte, einen letzten Blick auf den Mittelpunkt des Platzes zurückwarf, wo die letzten Flammen von dem Scheiterhaufen Anne Dubourg's aufstiegen.

Eine Viertelstunde nach der Hinrichtung hatte der finstere und öde, nur durch diese letzten, von Zeit zu Zeit ausstrahlenden Schimmer des Scheiterhaufens erleuchtete Platz Saint-Jean-en-Grève das traurige Aussehen eines unermeßlichen Kirchhofes und die herumflatternden Funken machten die Ähnlichkeit noch größer, indem sie jene Irrlichter vorstellten, welche während der langen Winternächte über den Gräbern tanzen.

Und diese Täuschung wurde noch durch zwei Männer vollständig gemacht, welche so langsam und so schweigend über den Platz schritten, daß sie zwei Gespenstern glichen.

Ohne Zweifel hatten sie gewartet bis die Menge sich zerstreut hatte, um ihren nächtlichen Spaziergang zu beginnen.

»Nun denn! Prinz?« fragte der eine der beiden Männer, indem er zehn Schritte weit von dem Scheiterhaufen stehen blieb und traurig die Arme übereinander schlug- »was sagt Ihr zu dem, was sich soeben zugetragen hat?«

»Ich weiß nicht was ich Euch antworten soll, mein Vetter«, antwortete der mit dem Titel Prinz bezeichnete Mann, »aber so viel weiß ich, daß ich bereits gar viele menschliche Geschöpfe habe sterben sehen, seitdem ich die Ehre habe diese Welt zu bewohnen; ich habe Todeskämpfen aller Art beigewohnt, ich habe zwanzig Male das letzte Röcheln eines Sterbenden gehört, nun denn! Herr Admiral, weder der Tod eines tapferen Feindes, noch der Tod einer Frau, noch der Tod eines Kindes haben auf mich eine jener ähnliche Erschütterung hervorgebracht, welche ich in dem Augenblicke empfunden habe, wo dieser Gerechte die Erde verlassen hat.«

»Was mich anbetrifft«, sagte der Admiral, der nicht verdächtig war, wenn er von Mut sprach, »so habe ich mich von einem unaussprechlichen Schrecken ergriffen gefühlt und wenn ich an der Stelle des Verurteilten gewesen wäre, so würde mein Blut nicht entsetzlicher in meinen Adern geronnen sein. Wahrlich, als ich in Mitte dieser Todesstille die Knochen dieses Unglücklichen habe krachen hören, habe ich mich an der Gurgel gepackt gefühlt, wie wenn ich selbst erdrosselt würde; mit einem Worte, mein Vetter«, fügte der Admiral hinzu, indem er die Hand des Prinzen drückte, »ich habe Furcht gehabt!«

»Furcht, Herr Admiral?« sagte der Prinz, indem er Coligny erstaunt anblickte, »habt Ihr gesagt, daß Ihr Furcht gehabt hättet, oder habe ich falsch verstanden?«

»Ich habe das wirklich gesagt und Ihr habt richtig verstanden. Ja, ich habe Furcht gehabt, — ja, ich weiß nicht, welcher eisige Schauder mir durch die Adern gerollt ist, welche traurige Ahnung meines nahen Endes mein Herz erfüllt hat; Vetter, ich bin überzeugt, daß auch ich eines gewaltsamen Todes sterben werde!«

»Dann gebt mir die Hand, Herr Admiral, denn man hat mir prophezeit, daß ich ermordet werden würde.«

»Leider! ja, man muß darauf gefaßt sein in den unglücklichen Zeiten, in denen wir leben. Habt Ihr den König gesehen?«

»Ich habe ihn keinen Augenblick aus dem Gesicht verloren.«

»Ich hielt ihn für einen jungen Tiger, er ist wirklich nur ein junger Wolf. Zwei- oder dreimal ist er beinahe ohnmächtig geworden und wenn die Königin Mutter ihn nicht mit dem Blicke auf seinen Stuhl gefesselt hätte, so wäre er, ich bin überzeugt davon, nicht bis ans Ende der Hinrichtung geblieben.«

»Und die kleine Königin, habt Ihr sie gesehen? sie ist gänzlich ohnmächtig geworden; bei dem Scheine der Fackeln gesehen, war sie wahrhaft reizend.«

»Oh, weltliches Herz, das eine Frau betrachtete, während eines Dulders Seele herrlich gen Himmel stieg!«

Condé antwortete nicht und senkte den Kopf wie Jemand, der den Vorwurf annimmt.

Es entstand ein Augenblick des Schweigens.

Beide standen regungslos, von dem Widerscheine der letzten Flamme des Scheiterhaufens mit einem rötlichen Lichte umgeben.

Der Prinz von Condé schien in irgend eine schwermütige Träumerei versunken.

Der Admiral von Coligny stellte tiefe Betrachtungen an.

Plötzlich tauchte ein Mann von hoher Gestalt und in einen weiten Mantel gehüllt vor ihnen auf, ohne daß sie nur seine Schritte gehört hatten, so sehr waren sie in ihre Gedanken vertieft.

»Wer ist da?« sagten die beiden Männer erhebend und indem sie unwillkürlich die Hand an ihren Degen legten.

»Ein Mann«, antwortete der Neugekommene, »den Ihr, Herr Admiral, gestern Abend mit eurer Unterhaltung beehrt habt, und der wahrscheinlich ermordet worden wäre, wenn ihm Seine Hoheit nicht Beistand geleistet hätte.« Und indem er das sagte, hatte sich der Neugekommene, nachdem er seinen Hut mit breiten Rändern abgenommen und den Admiral begrüßt, an den Prinzen von Condé gewandt und sich noch tiefer vor ihm verneigt, als er es vor dem Admiral getan hatte.

Der Prinz und der Admiral erkannten ihn.

»Der Baron de la Rénaudie!« riefen beide zugleich aus.

»Ja, gnädiger Herr«, antwortete dieser, »der Baron de la Rénaudie, ein Mann, der wie Ihr, wie ich voraussetze, empört über das Schauspiel ist, dem er beigewohnt hat, und ganz bereit die Urheber desselben zu züchtigen, wenn er Unterstützung fände.«

»Leiser, leiser, Baron«, sagte der Admiral mit gedämpfter Stimme, »ich sehe dort in der Dunkelheit die Häscher des Inquisitors herumschwärmen, und wenn ich mich nicht irre, so befindet sich Herr von Mouchy selbst an der Spitze seiner Leute.«

»Ihr habt Recht, mein Vetter«, sagte der Prinz, »es ist Herr von Mouchy in Person, und da schreitet er jetzt nach dieser Seite vor.«

»Wenn wir bleiben, meine Herren,« sagte der Admiral, »so werden wir das Ansehen haben, als ob wir uns verschwören. Wo geht Ihr hin, Baron?«

»Ich gehe nach der Faubourg Saint-Germain, Straße des Marais«, antwortete la Rénaudie.

»Wohnt Ihr etwa dort?«

»Ja, bei einem Advokaten Namens Peter des Avenelles.«

»Ihr kennt ihn genau und seid seiner sicher?«

»Nein; aber mehre Freunde in Gens haben mir empfohlen bei ihm zu wohnen, man sagt, er sei ein vortrefflicher Patriot.«

»Hm! Hm!« murmelte der Admiral.

»Ich kenne ihn seit alten Zeiten; es ist wahr, daß er ein sehr eifriger Protestant ist, aber sein Gesicht hat mir niemals gefallen.«

Indem er sich hierauf höflich verneigte, fuhr der Admiral fort:

»Es ist das Gegenteil von dem eurigen, Baron.«

La Rénaudie verneigte sich gleichfalls.

»Ich habe indessen nichts gegen ihn zu sagen«, fuhr Coligny fort, »und ich will nicht, daß Ihr auf die Meinung eines Einzelnen achtet. Erforscht euren Mann selbst und verlaßt Euch nur auf euer eigenes Urteil.«

Und da sie nach dem Rate des Admirals den Grèveplatz verlassen hatten, als sie Herrn von Mouchy und seine Leute erblickten, so kamen sie so sprechend vor dem Hotel Coligny an.

Während des ganzen Weges hatte der Prinz von Condé den Mund nicht aufgetan, und man sah deutlich auf seinem Gesichte den schmerzlichen Eindruck, den die Hinrichtung Anne Dubourg's auf ihn hervorgebracht hatte.

Bevor er ihn verließ, glaubte der Admiral, wenig daran gewöhnt den Prinzen, der für einen der leichtfertigsten Männer des Hofes galt, so lange in traurige Gedanken versunken zu sehen, daß der Augenblick günstig wäre, einen letzten Schlag auf den Geist seines Vetters zu tun.

»Wetten wir, Prinz«, sagte er zu ihm, »daß Ihr die ganze Nacht über kein Auge zuthun werdet.«

»Wetten wir, wenn Ihr wollt, mein Vetter«, antwortete Herr von Condé, »aber Ihr würdet zuverlässig gewinnen, denn wenn ich das Unglück habe die Augen zu schließen, so bin ich fest überzeugt, auf der Stelle die Leiche des unglücklichen Dubourg in der Luft hängend und schwebend zu sehen, und wenn ich bedenke, daß sein Leben einen Augenblick lang in meiner Hand gestanden hat . . . «

»In eurer Hand?«

»Ja, aber sprechen wir davon nicht. Verfluchtes Billett, es hat Alles verdorben!«

»Und Ihr, Baron?« fragte der Admiral, »habt Ihr Lust zu schlafen?«

»Durchaus nicht«, antwortete de la Rénaudie.

»Wohlan, meine Herren«, sagte Coligny, »ich schlage Euch vor, zu mir einzutreten! Ihr, Baron, um den Bericht zu endigen, den Ihr gestern angefangen habt, und Ihr, Prinz, um ihn zu hören.«

»Von Herzen gern«, antworteten der Prinz und der Baron miteinander.

»Und nachdem sich alle Drei vor ein großes Feuer in dem Arbeitszimmer Coligny's gesetzt, sagte dieser zu la Rénaudie:

»Wohlan, Baron, sprecht unverhohlen, und wie als wenn Herr von Condé Hugenotte wäre. Wenn er es mißbilligt, so wird er schweigen, wenn er es billigt, so wird es nur von ihm abhängen einer der Unsrigen zu sein.«

»Aber, Herr Admiral, Ihr kennt diesen Plan, da ich ihn Euch gestern mitgeteilt habe.«

»Sagt ihn heute nochmals«, äußerte der Admiral, »Herr von Condé wird ihn kennen lernen, indem er ihn zum ersten Male hört, und ich werde ihn besser kennen, wenn ich ihn zum zweiten Male höre.«

Sagen wir mit einigen Zeilen, wer der Baron de la Rénaudie und was der Zweck dieser Verschwörung war, welche zwei und einen halben Monat nachher die Verschwörung von Amboise heißen sollte.

Der Baron de la Rénaudie, auch Gottfried von Barry, Herr de la Rénaudie, Baron von Perigord genannt, war aus der Bretagne gebürtig, wo er einige Güter hatte. Er ließ sich Lahoret nennen. Er war, sagen die Geschichtsschreiber jener Zeit, ein Mann von unglaublichen Fähigkeiten, Kenntnissen und Tätigkeit, verbunden mit einem bewährten Mute.

Er hatte mit einem gewissen Dutillet, erstem Gerichtsschreiber des Parlaments von Paris, einen Prozeß wegen der Pfarre von Champguinière in der Provinz Anjou gehabt, welche den Wert von sechstausend Livres Einkommen hatte, was ein ziemlich schönes Einkommen für einen einfachen Pfarrer war. Nun aber hatte der Gerichtsschreiber Dutillet, der ein sehr großes Ansehen in Paris genoß, diese Pfründe welche dem Oheime la Rénaudie's gehört hatte, seinem Bruder geben lassen.

Der Prozeß war vor verschiedene Parlamente verwiesen worden, endlich, sagt Regnier de la Manche, war eine Anklage auf Verfälschung hinzugekommen, und la Rénaudie, ein Opfer des Einflusses des Gerichtsschreibers, war durch Urteil des Parlaments von Dijon sehr mißhandelt, und schimpflich zum Gefängnis verurteilt worden, aus welchem er Mittel und Wege fand, sehr geschickt herauszukommen.

So geschickt, erzählt Brantôme, daß er am hellen Tage und während der Fronleichnamsprozession durch die Stadt ging; ich habe daher auch sagen hören, fügt der Abbé von Bourdeille hinzu, daß er sich durch Zauber half.

Als er das Gefängnis von Dijon verließ, flüchtete er sich in den Canton Bern, wo er sich verheiratete.

Dann ging er nach Genf, wo er Calvin kennen lernte und von ihm in die neue Religion eingeweiht wurde.

Nach Verlauf einiger Monate hatte er sich außer einer vortrefflichen Familie und einer angebeteten Frau zahlreiche Freunde erworben, unter denen sich ein Schwager und eine Schwägerin befanden, die er sehr liebte. Er hätte in einer dieser Oasen Europas welche man einen Canton der Schweiz nennt, ruhig leben können, aber er gehörte zu jenen Männern, die eine höhere Sendung erhalten haben, und selbst verfolgt, hörte er jeden Augenblick die Schmerzensschreie seiner Religionsgenossen, die man ermordete. Mit jenem verhängnisvollen Geschenke des Himmels begabt, welches man eine mitleidige Seele nennt, wurde er zu jeder Stunde bei den Erzählungen der Martern gerührt, zu denen die unglücklichen Protestanten verdammt waren.

Eines Tages verließ er Alles, Freunde und Familie, gastfreundlichen Boden und geliebte Gattin, und durchwanderte die kleinsten Städte Deutschlands, indem er auf allen Kreuzwegen, auf den öffentlichen Plätzen der Flecken und der Dörfer dogmatisierte, wie man zu jener Zeit sagte.

Er war außerdem ein Mann von ausgezeichneter Schönheit, groß, bleich und mit schwarzen Haaren, einer zugleich stolzen und liebreichen Miene, seine Augen waren zugleich voll Ruhe und Energie.

Er war kaum zweiunddreißig oder dreiunddreißig Jahre alt, und dennoch war bisweilen seine Stirne mit Runzeln des Alters bedeckt, ein Anzeichen der glühenden Leidenschaften, die in seinem Innern kochten.

Mit seltener Beredsamkeit begabt, riß er die fort, die am meisten entschlossen waren ihm zu widerstehen. Es ging daraus hervor, daß sein Name bald als der Name eines der glühendsten Verbreiter der reformierten Lehre nach Frankreich gelangte.

Der Cardinal von Lothringen, der seinen Eifer, und der Herzog von Guise, der seinen Mut kannte, berechtigten ihn nach Frankreich zurückzukehren, indem sie ihm die Erlaubnis gaben, in aller Freiheit des Gewissens unter der Bedingung zu leben, daß er nicht dogmatisiere, bei Strafe alles das eingezogen und verkauft zu sehen, was ihm in Frankreich an Vermögen übrigblieb. Er kehrte mit seiner Frau, seinem Schwager und seiner Schwägerin nach Frankreich zurück, nicht etwa, daß er im geringsten darauf verzichtete zu dogmatisieren, sondern weil ihn das Vaterland unwiderstehlich anzog, und er einer Art von Ahnung nachgab, daß er eine große Rolle in diesem entsetzlichen Zweikampfe zu spielen habe, welchen die neue Gesellschaft der alten zu liefern im Begriffe stand.

Er kam einige Tage vor der Verurteilung Anne Dubourg’s an, ging über Dijon, und sah das Gefängnis wieder, aus welchem er entronnen war. Die Erinnerung an die Ungerechtigkeit, deren Opfer er gewesen, machte ihm das Herz beklommen, und er sah dunkel die Stunde herannahen, in welcher er von dem Gerichtsschreiber

Dutillet Rechenschaft für die Leiden verlangen würde, die er ihn hatte erdulden lassen.

Der Cardinal von Lothringen bot alles auf, um einen so beredsamen Mann an sich zu fesseln.

Der Herzog von Guise vernachlässigte nichts, um einen so tapferen Krieger anzuwerben. Aber la Rénaudie war ein echter Franzose, und er wollte nichts von alle den Anträgen der Lothringer hören.

Diese meinten nun, da sie sahen, daß er ihnen nicht nützlich sein wollte, daß er ihnen wohl schädlich werden könnte.

Nun beschlossen sie einen geheimen Krieg gegen ihn. Sie trafen ihn zuerst in seinem Schwager, den er, wie wir gesagt haben, innig liebte.

Dieser Schwager hieß Gaspard von Heu, Herr von Buy. Er hatte ein Fräulein von Reynard, die Schwester der Frau la Rénaudie's, geheiratet. Er war Protestant wie la Rénaudie, und ein eben so eifriger, wo nicht eben so beredsamer Protestant.

Man bemächtigte sich seiner und klagte ihn an, daß er sich bei verschiedenen Unterhandlungen mit den reformierten Fürsten Deutschlands zu Gunsten des Königs von Navarra verwendet hätte.

Man sperrte ihn auf Befehl des Herzogs von Guise in das Schloß des Waldes von Vincennes ein, und sobald Gaspard von Heu im Kerker und mit dem Galgen bedroht war, hoffte man leicht mit la Rénaudie fertig zu werden.

Aber trotz der Tränen der Frauen«, trog den Einflüsterungen seines eigenen Herzens, blieb la Rénaudie unbeugsam.

Michael Vialart, der Zivilrichter, ließ den armen Gaspard von Heu aus die Folter spannen.

La Rénaudie rührte sich nicht.

Endlich wurde Gaspard von Heu gehenkt.

La Rénaudie ging hin die Leiche seines Schwagers zu küssen, und schwor auf ihr, sich an allen Guises zu rächen.

-Ende-